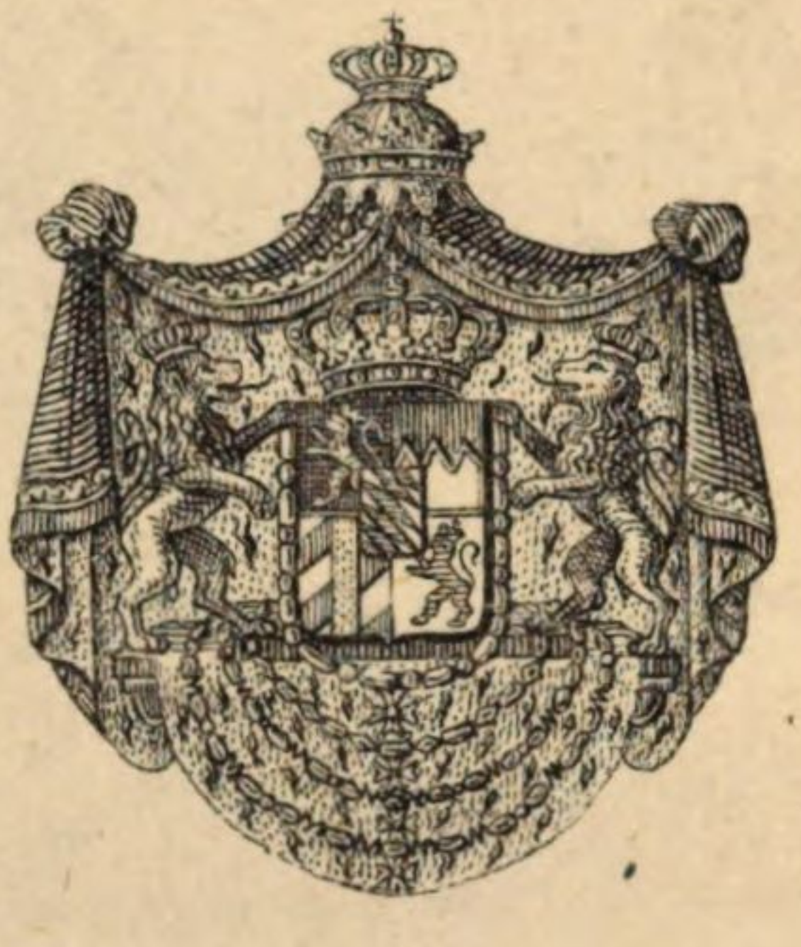
H. Eccl
1119-36 Stolberg



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36608340190019

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung drei und zwanzigster Band.

Mainz, 1841.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Sechs und dreißigster Band.

Mainz, 1841.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

262. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsanzeige.

Erster Abschnitt.

Heinrich. IV.

Seite.

§. 1—3. Rückblick auf Heinrich III. . . . . 6—10

§. 4. Heinrich des Vierten gute Anlagen und schlechte Erziehung . . . . . 10—13

§. 5—6. Agnes, die Kaiserin Mutter, zwar eine Frau von Kopf und Herz, jedoch zu milde zur Ausführung der unvollendet gebliebenen Pläne ihres verstorbenen Gemahls . . . . . 13—16

§. 7—9. Verhältniß der Sachsen zum Reiche. 16—22

§. 10—11. Rudolf von Rheinfelden und Berthold von Zähringen. . . . . 22—25

§. 12—14. König Andreas von Ungarn und sein Bruder Bela. — Unglücklicher Feldzug der Deutschen gegen Bela . . . . . 25—30

§. 15. Otto von Nordheim . . . . . 30—32

§. 16. Kirchenschisma . . . . . 32—33

Seite.

§. 17—18. Heinrich, Bischof von Augsburg, Minister der Kaiserin. — Neid und Haß der geistlichen und weltlichen Fürsten gegen ihn . . 33—37

§. 19—21. Erzbischof Hanno's Königsraub, und dessen böse Folgen für das Reich . . . . 37—40

§. 22. Der Kaiserin späteres Leben und Tod . . . . . 40—43

Zweiter Abschnitt.

Hanno's Regierung.

§. 1. Hanno's schwierige Stellung zu den Fürsten und zum jungen König. — Dessen schlechte Erziehung . . . . . 43—46

§. 2—3. Streit des Abtes Widerad von Fulda mit dem Bischof Ezelo von Hildesheim zu Goslar . . . . . 46—53

§. 4—5. Die Mönche von Fulda gegen ihren Abt Widerad. — Ihre Klage beim König und ihre Bestrafung . . . . . 53—58

§. 6—7. Adalbert von Bremen zur Regierung gezogen . . . . . 58—60

§. 8—9. Adalberts Charakteristik . . . . 60—70

Dritter Abschnitt.

Adalbert's und Hanno's gemeinschaftliche Regierung.

§. 1. Heinrichs Zug nach Ungarn, um seinen Schwager Salomon in sein Reich zurückzuführen. 71—73

§. 2. Adalberts und Hanno's Spannung; der Einfluß des Erstern steigt, der des Andern sinkt . 73—74

§. 3. Steigende Verschwendung und Geldnoth am königlichen Hoflager. — Schändliche Mittel des Gelderwerbs. Graf Wernher. . . . . 74—79

Seite

§. 4—5. Streit Hanno's mit dem Abt Theodorich von Stablo wegen der Abtei Malmedi . 79–86

§. 6. Ueble Einwirkung solcher Skandale auf den jungen König . . . . . 86—88

Vierter Abschnitt.

Ende der vormundschaftlichen Regierung.

§. 1. Der fünfzehnjährige König wird von Adalbert für wehrhaft und mündig erklärt . . 88—90

§. 2—3. Wallfahrt der Bischöfe von Mainz, Regensburg, Bamberg und Utrecht nach Jerusalem 90—97

§. 4—6. Adalberts vergebliche Bemühungen, sich in den Besitz der Abteien Lorsch und Corvei zu setzen . . . . . 97—102

§. 7—8. Erzbischof Kuno's von Trier grausame Ermordung, — ein Beispiel der damaligen Rechtspflege . . . . . 102—105

§. 9—10. Adalberts verkehrte, den Fürsten gehässige Politik . . . . . 105—113

§. 11—12. Der Fürstentag zu Tribur, des Königs vereitelte Flucht, und Ende von Adalberts Regierung 113–117

Fünfter Abschnitt.

Folgen der Entfernung Adalberts.

§. 1. Zustand der Kirche von Bremen während Adalberts Abwesenheit und nach seiner Verbannung vom Hofe 117–120

§. 2—5. Verdienste Adalberts um Einführung des Christenthums bei den Slaven. — Godschalk. 120—130

Seite

Sechster Abschnitt.

Vermählung Heinrichs IV. — Unruhen in Sachsen und Thüringen.

§. 1—2. Hanno führt von Neuem die Regierung . . . . . 130—132

§. 3. Heinrichs Vermählung und wüstes Leben . . . . . 132—133

§. 4. Unruhen in Sachsen, durch den König schnell gedämpft . . . . . 133—135

§. 5—9. Heinrichs Ehescheidungsproceß. — Siegfrieds von Mainz Zehentstreit mit den Thüringern. — Heinrichs Gemahlin Bertha . . . 135—158

Siebenter Abschnitt.

Heinrichs steigende Macht. — Empörung des Herzogs Otto von Bayern. — Beendigung des Zehentstreites in Thüringen.

§. 1. Adalberts neue Regierung. — Gährung unter den Fürsten . . . . . 158—159

§. 2—7. Anklage gegen den Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, wegen Mordanschlags auf den König. — Otto's und Heinrichs Krieg . . . . . 159—172

§. 8—9. Concilium zu Mainz. — Der Canonicus Karl . . . . . 173—176

§. 10. Fortsetzung der sächsischen Händel . 176—177

§. 11. Adalberts Tod. — Hanno neuerdings am Ruder . . . . . 177—181

§. 12—13. Hanno's baldiger Rücktritt. — Aussöhnung des Königs mit seinem Schwager Rudolf von Schwaben . . . . . 181—186

Seite

§. 14. Des Königs Lebensweise und Pläne nach Hanno's Rücktritt. — Seine Burgen in Sachsen . . . . . 186—188

§. 15. Zehentverhandlungen Siegfrieds mit den Thüringern auf dem Concil zu Mainz . . 188—193

Achter Abschnitt.

§. 1—17. Aufstand der Sachsen. — Verschwörung fast sämmtlicher deutscher Fürsten gegen Heinrich . . . . . 193—234

Neunter Abschnitt.

§. 1—6. Aufstand gegen Hanno in Köln . 234—249

§. 7—18. Neuer Krieg und Unterwerfung der Sachsen . . . . . 249—276

Zehnter Abschnitt.

Specielle Kirchengeschichte.

Nikolaus II.

§. 1. Bischof Mincius durch die Grafen von Tusculum und Galeria Papst als Benedikt X. . 276—277

§. 2. Bischof Gerhard von Florenz von der Kaiserin zum Pabst erhoben als Nikolaus II. — Mincius verlassen . . . . . 277—279

§. 3—6. Seine Reform der Pabstwahlen, und Bemühung auf dem lateranensischen Concil gegen Simonie und Priesterehe . . . . . 279—289

§. 7—9. Die Patariner . . . . . 289—295

§. 10—11. Der Pabst und die Normannen 295—303

Seite

Elfter Abschnitt.

Alexander II.

§. 1—10. Der lüderliche Bischof Cadalous von Parma von der Kaiserin zum Pabst ernannt, von den Kardinälen aber der Bischof Anselm von Lucca als Alexander II. erwählt. Schisma und Streitigkeiten . . . . . 303—321

§. 11. Beendigung des Schisma's auf dem Concil von Mantua . . . . . 321—326

§. 12. Arialb und Erzbischof Guido von Mailand . . . . . 326—330

§. 13—16. Unruhen in Florenz wegen des simonistischen Bischofs Petrus. — Sie werden durch ein glänzendes Wunder zu Gunsten der Kirche beigelegt . . . . . 330—339

§. 17—18. Fortschritte des Bundes der Patariner in den lombardischen Städten, besonders zu Cremona und Piacenza. — Die Unruhen in der Kirche zu Mailand dauern, trotz vielfacher päbstlicher Vermittlungsversuche, fort . . . . 339—344

Zwölfter Abschnitt.

Petrus Damiani, Kardinalbischof von Ostia.

§. 1—4. Seine Jugendjahre. Petrus als Lehrer und Vorsteher einer gelehrten Schule. — Er zieht sich in die Einsamkeit nach Fonte-Avellano zurück. — Seine Lebensweise in dem dortigen Kloster, sowie zu Pomposa und Perusia . . . 344—351

§. 5—6. Petrus als Vorsteher der Congregation von Fonte-Avellano. — Seine Wirksamkeit für allgemeine Angelegenheiten der Kirche . 351—354

Seite

§. 7. Er wird von Pabst Stephan IX. zur Kardinalswürde erhoben. — Sein Verhältniß zu dem Kardinaldiacon Hildebrand . . . . . 354—356

§. 8—13. Damianis Eifer für die Kirchenzucht. — Der Klerus und die Laien des elften Jahrhunderts nach seinen Sittenschilderungen. — Parallele zwischen ihm und Hildebrand, dem nachmaligen Gregor VII. . . . . 356—366

§. 14—17. Pabst Alexander II. gibt ihm auf sein inständiges Bitten die Erlaubniß, sich in die Einsamkeit wieder zurückzuziehen. — Die besondern Missionen, mit welchen Petrus auch nach dieser Zeit noch beauftragt wird. — Sein Tod. — Seine Schriften . . . . . 366—373

Dreizehnter Abschnitt.

Gregor der Siebente.

§. 1—2. Seine Geburt, Jugendjahre und Wirksamkeit unter den drei ihm vorangehenden Päbsten . . . . . 373—376

§. 3—6. Er wird nach Alexanders II. Tode zum Pabste gewählt. — Eindruck, den diese Wahl auf ihn selbst macht. — Gregors VII. Ideal. — Quellen seiner Geschichte . . . . . 376—384

§. 7. Die getroffene Pabstwahl wird von König Heinrich bestätigt . . . . . 384—386

§. 8—10. Gregors VII. Charakter entwickelt aus seinen Grundsätzen, die letzteren nach einer authentischen Quelle, seinen Briefen, dargestellt . . . . . 386—396

Vierzehnter Abschnitt.

Anfang der Regierung Gregors VII.

§. 1—5. Der neue Pabst beginnt seine Grundsätze zu entwickeln und die Rechte des Stuh-

Seite

les des heiligen Petrus zu wahren. — Verhältnisse des päbstlichen Stuhles zu den Fürsten von Benevent und Capua, dem Könige Demetrius von Croatien und Dalmatien, zu Frankreich, England, Spanien, Ungarn und Böhmen. Die Fürsten unterwerfen sich dem Rechte und erkennen sämmtliche Forderungen Gregors an . . . . 396—402

§. 6. Gregors Ansichten von der Kaiserwürde. — Er hält sie für ein päbstliches Lehen. — Erläuterung dieser Ansicht und Gründe, auf welchen sie beruht . . . . . 402—405

§. 7. Sein Verhältniß zu König Heinrich IV. — Milde des Pabstes und gute Absichten desselben mit dem jungen Monarchen . . . . . 405—408

Fünfzehnter Abschnitt.

Ehelosigkeit der Geistlichkeit und Anfang des Investiturstreites.

§. 1. Betrübter Zustand der Kirche zur Zeit Gregors VII. — Der Pabst schreitet gegen die Simonie und das Concubinat der Geistlichen ein. — Concil zu Rom und Beschlüsse desselben. — Petrus Damiani über die drei verschiedenen Arten der Simonie . . . . . 408—412

§. 2—4. Große Aufregung des verfallenen und sittenlosen Klerus gegen die päbstlichen Beschlüsse, besonders in Mainz und Passau, in der Lombardei und Frankreich . . . . . 412—418

§. 5—7. Erfreuliche kirchliche Gesinnung des Volkes. — Gregor versucht König Heinrich für seine Absichten zu gewinnen und ordnet zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft an ihn ab. — Die päbstlichen Legaten schlagen dem Könige die

Seite

Zusammenberufung eines Nationalconciliums in Deutschland vor. — Großer Widerspruch der simonistischen Bischöfe, der selbst auf Heinrichs Gesinnung ein zweideutiges Licht wirft . . . 418—425

§. 8—10. Fortdauerndes Vertrauen des Pabstes auf den König, seine Briefe an Heinrich. — Gregors Auftreten gegen das Investiturrecht der Laien, Concilium zu Rom (1075) und Beschlüsse desselben in dieser Angelegenheit. — Der Bischof von Chur wird zur Bekanntmachung derselben als päbstlicher Legat nach Deutschland gesandt. . . . . 425—430

§. 11. Heinrichs durch sein seitheriges Glück gänzlich umgewandeltes Benehmen. — Er ignorirt die Beschlüsse des Conciliums von Rom und übt die Investitur mit unerhörter Willkühr aus. — Gregor bescheidet ihn zur Verantwortung nach Rom. — Ausbruch des Kampfes zwischen Pabst und Kaiser . . . . . 430—433

Des

zweiten Zeitlaufes

dreißigster Zeitraum.

Von

Gregor VII. 1060. bis zur Beendigung des Investitur-Streites durch den callixtinischen Vertrag 1122.

Erste Abtheilung.

Geschichte Deutschlands, Italiens und der Kirche bis zum Ausbruch des Kampfes der geistlichen und weltlichen Macht zwischen Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV *).

*) Quellenschriften. — Die Geschichtschreibung macht in dieser Periode erfreuliche Fortschritte. Statt der bisherigen trockenen Chronisten kommen uns nun wirkliche Geschichtschreiber entgegen. Der Vorzüglichsten einer ist Lambert von Aschaffenburg *Lamb. Schaffnaburgensis de reb. gest. German.* Nicht nur durch seinen frommen, wahrheitsliebenden Sinn, sondern auch durch einen ungemein gefälligen Vortrag zeichnet sich Lambert vor allen übrigen aus. Der gelehrte Caspar Barthius sagt von ihm: „Lamberto Schnaffnaburgensi nemo politius inter veteres res Germaniae literis commisit.“ An einem andern Ort nennt er ihn einen *mirae* aevo suo *eloquentiae* scriptorem. Eben so auch Joseph Scaliger. In seinem Buch de emendat. Temp. sagt Scaliger von Lambert: „Equidem miror, in saeculo tam barbaro tantam hominis et in loquendo *puritatem* et in temporum *putatione solertiam* fuisse, ut in chronologis nostri temporis pudorem aliquem exprimere possit, si aliquem sensum harum rerum haberent.“ — Seiner Unbefangenheit und gewissenhaften historischen Treue wegen verdient Adam von Bremen: *Adam. Bremens. hist. ecclesiastica* (edit. J. J. Maderus, Helmstaed. 1670) dem Lam-

bert an die Seite gesetzt zu werden. — Die Urspe=ger Chronik. Sie hat mehrere Verfasser, ist daher nicht immer gleich zuverläßig und partheilos, darf aber wegen ihres Vorraths an Aktenstücken und Urkunden durchaus nicht unbeachtet bleiben. — Während des lan=gen und heftigen Kampfes zwischen dem Pabstthum und Kaiserthum, an dem die Geistlichen wie die Laien gleich lebhaften Antheil nahmen, bildeten sich nun zwei, ein=ander ziemlich schroff entgegengesetzte Partheien, denen natürlicher Weise auch die Geschichtschreiber nicht fremd blieben. Ihre Berichte tragen demnach stets sehr sichtbar die Farbe der Fahne, der ein jeder angehörte. Aber eben daher gelangt man auch, mittelst scharfer Prüfung und unbefangener Vergleichung ihrer Erzählungen, um so leichter zu einem festen und sichern historischen Standpunkt. Einer der eifrigsten Anhänger des Pabstes ist Berthold von Constanz: *Bertholdi Constantiensis Presbyteri* Chronicon. Sie beginnt mit dem Jahre 1054 und geht bis zum Jahre 1100. Fleury, obgleich nicht immer ein sehr eifriger Vertheidiger des römischen Stuhles, nennt den=noch diesen Berthold illum auctorem Chronici, *quo non aliud praestantius ab illa aetate accepimus.* — Historia belli Saxonici (ap. Freher. script. rer. german. T. I.). Bruno, der Verfasser dieser Geschichte, schrieb sie unter der Leitung des Bischofes Werinher (Werner) von Merseburg, dem er sie auch dedicirte. Da aber dieser Bischof einer der heftigsten Feinde Kaiser Heinrichs des Vierten war, so läßt sich mit Grunde vermuthen, daß auch in Brunos Geschichte, besonders in Beziehung auf das unordentliche Jugendleben Heinrichs, Manches sehr übertrieben seyn möchte. — Aber ein um so wärmerer Anhänger Heinrichs IV. und desto heftigerer Gegner Gregors VII. war Sigebert von Gemblours *Sigebert. Gemblac. Chronographia* (Pistor. script. Tom. I.) Sigebert soll einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit gewesen seyn, erhob sich aber am lautesten gegen den Pabst, und seine unter dem Titel: Epistola Leodensium zu Gunsten Heinrichs IV. gegen den Pabst Paschalis II. ver=fertigte Schrift zeugt von einer höchst ungeziemenden Leidenschaftlichkeit. Alles, was er jedoch darin vorbringt, ward in spätern Zeiten von dem gelehrten Jesuiten Possevin, wie auch von dem Cardinal Bellarmin auf

das gründlichste widerlegt. — *Mariani Scoti Chronicon* (Pistor. Tom. I.). Diese Chronik geht nur bis zum Jahre 1083, ward aber von dem Abt Dodechin bis zum Jahre 1200 fortgesetzt. Dieser äusserst magere Anhang zu der Chronik des Marianus ist jedoch wenig genügend; auch scheint Dodechin einer der heftigsten Gegner Heinrichs IV. gewesen zu seyn; denn unter den Beschuldigungen, die er gegen den Kaiser erhebt, sind einige zu schrecklich und zu unglaublich, als daß man sie für etwas anders als bloße, von Heinrichs Feinden gegen denselben ausgestreute Verläumdungen halten sollte. Indessen liefert er doch einige Aktenstücke, welche wenigstens beweisen, mit welcher leidenschaftlichen Erbitterung damals beide Partheien einander in Deutschland gegenüberstanden. — *Gerohi de Reichersberg Syntagma de Henrico IV. et V. Imperatoribus et Gregorio VII. nonnullisque consequentibus romanis pontificibus.* Gerohus (auch Gerochus) blühete in den Jahren 1126 bis 1196. Den Begebenheiten, die er erzählt, stand er demnach weder so nahe, um einer Parthei anzugehören, noch auch zu ferne, um nicht gehörig unterrichtet zu seyn. Aus diesem Grunde müßten unstreitig Gerohus Berichte einen sehr hohen Werth von Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn nicht sein beinahe in jeder Zeile sich kundgebender leidenschaftlicher Haß gegen Heinrich IV. seine Erzählung in eben demselben Grade wieder verdächtigte. Wahrscheinlich hat Gerohus alle von den Gegnern dieses Kaisers gegen denselben ausgesprengte, von der Leichtgläubigkeit gierig verschlungene, und dann ihm blos durch Hörensagen kundgewordene Verläumdungen ohne Prüfung und Sichtung aufgerafft und alle in einen Bündel zusammen gepackt. Unter den Verbrechen, die er Heinrich zu Last legt, sind sogar einige, und zwar gerade die abscheulichsten, von denen die Unmöglichkeit, sie zu begehen, selbst historisch nachzuweisen nicht sehr schwer seyn würde. Daß Heinrichs ziemlich lange dauerndes Jugendleben ein wüstes Leben war, ist ausser allem Zweifel; daß ihm aber auch, wie Hahn sehr richtig bemerkt, noch ungleich mehr fälschlich aufgebürdet ward, ist ebenfalls nicht zu bezweifeln. — *Bonizo*, de persecutione Ecclesiae libri novem (ap. Oefele script. rer. Boicarum. T. II.) Bonizo ist zwar ein warmer Anhänger des Pabstes, läßt aber

auch den Gegnern desselben Gerechtigkeit widerfahren.— *Calles* Annales ecclesiastici Germaniae. Diese mit vieler Besonnenheit, Wahrheitsliebe und Unbefangenheit geschriebenen Jahrbücher haben bisher die Anerkennung, die sie so sehr verdienen, durchaus nicht gefunden. In keinem der verschiedenen Verzeichnissen oder Grundrissen kirchlicher Literatur, die wir besitzen, sind sie aufgezeichnet. Keiner der neuern Geschichtschreiber macht ihrer Erwähnung und deutet auf sie hin. Es scheint, als habe man dieselben, vielleicht weil der gelehrte Verfasser ein Jesuit war, gänzlich ignoriren wollen*). — *Benno de vita et rebus gestis Gregorii VII. Lib. II.* Ist eigentlich nichts als ein schandvolles Pasquill auf den römischen Hof. Der Verfasser desselben, Benno, von einem Afterpabst zur Kardinalswürde erhoben, aber von Gregor VII. excommunicirt, war nun des Letzteren wüthendster Gegner geworden. Natürlich trat er zu der Parthei Heinrichs IV. und verfertigte obiges schändliche Machwerk, ein wahres Conglomeratum der absurdesten Lügen, der albernsten Verläumdungen und pöbelhaftesten Schmähungen. Da er aber nicht nur den großen Gregor VII. nach Herzenslust lästern, sondern überhaupt den römischen Stuhl auf alle Weise herabwürdigen wollte, so beschäftigte er sich in seiner Schandschrift auch mit dem Leben früherer Päbste, über die er nun ebenfalls seinen giftigen Geifer in vollem Maße ausgießt. Aber alles, was er gegen sie vorbringt, ist größtentheils so ungemein dummes und albernes Zeug, daß es sich schon

*) Die Bekanntschaft mit diesen Annalen verdanken wir dem allgemein verehrten, verdienstvollen Herrn Professor Döllinger. Eine ungeheure, mit reifem kritischen Urtheil verbundene Belesenheit, und ein höchst seltenes, nur ihm eigenes Zuhausesein in der Geschichte der alten wie neuen Literatur ist selbst noch nicht das größte Verdienst dieses geistvollen Gelehrten, der — seiner vielen kleinen, nicht minder gediegenen Schriften gar nicht zu gedenken — schon blos durch sein tief durchdachtes, mit Geschmack und Umsicht geordnetes, und durch ernsten und doch blühenden Vortrag sich auszeichnendes Lehrbuch der Kirchengeschichte (4 Bände), wodurch einem lange schmerzhaft gefühlten Bedürfniß auf immer und alle folgenden Zeiten abgeholfen ward, seinen höhern Beruf zum Geschichtforscher vollkommen beurkundet, und seinem Namen ein bleibendes, gewiß nicht leicht wieder verwitterndes Denkmal gesetzt hat.

durch sich selbst widerlegt und gar keiner andern Berichtigung bedarf. So z. B. erzählt er von dem Pabste Sylvester II. (dem gelehrten Gerbert): Er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und in seinem Schlafgemach einen metallenen Ochsenkopf gehabt, durch den ihm der Teufel, wenn von ihm befragt, geantwortet habe. Was muß man von einem Geschichtschreiber denken, der so etwas zu sagen fähig ist?*) — *Benzonis, episcopi Albiensis, Panegyricus Rhytmicus in Henricum IV. Imperatorem.* Benzo, der sich Bischof von Alba im Montferratschen nannte, obgleich die Einwohner der Stadt ihn nie aufgenommen und anerkannt hatten, daher auch Ughelli ihn nicht den Bischöfen von Alba beizählt, ist ein Mensch ganz von dem Schlage des Benno. Sein Panegyrikus ist nichts als eine in schlechten, von zahllosen Fehlern gegen die Prosodie wimmelnden lateinischen Reimversen und in der schmutzigsten Gemeinheit geschriebene Schmähschrift gegen den Pabst Alexander und den Cardinal Hildebrand. Es wäre uns gewiß auch nicht von weitem eingefallen, von Benzo's wie von Benno's, die Geschichte entwürdigenden Schmähschriften hier eine Erwähnung zu machen, wenn nicht dieselben, trotz ihrer inneren völligen Gehaltlosigkeit, dennoch hie und da von neuern Geschichtschreibern — was stets eine ziemlich bittere Empfindung erzeugt — angeführt, als ächte historische Quellen gepriesen, bisweilen ganze Stellen daraus ausgehoben und dem lesenden Publikum zum Besten gegeben würden. Ueber Benzo's Sudelei hat jedoch der, um die Geschichte wahrhaft verdiente Herr Professor Luden, der bekanntlich antikatholischen Vorurtheilen nur höchst selten (also doch bisweilen?) sein viel bedeutendes Ansehen leihet, in einer Anmerkung zum dritten Kapitel des achtzehnten Buches seiner deutschen Geschichte ganz, wie sie es verdient, abgesprochen. — Daß in Beziehung auf die Kirchengeschichte dieser Periode die Briefe

*) Papirius Masson, ein sehr beliebter späterer Schriftsteller, sagt: In vita Gregorii VII. Qui Bennonem legit, odium ejus in omnes retro Pontifices usque ad Gregorium VII. et maxime in Hildebrandum exacte considerat, nullam ei fidem habendam existimabit. Odii enim natura est, ut nec dormire cum veritate nec vigilare possit. Ergo librum illum plene *maledictis* et a Caesarianae factionis homine dictatum facile respuo.

Gregors VII. wie auch jene des Petrus Damiani und dessen Disceptatio de electione summi Pontificis ganz unentbehrliche Quellen sind, versteht sich von selbst. — Endlich liefern auch noch mehrere, hier oben nicht genannte Chroniken, besonders das Chronicon Magdeburgense und Hirsaugense manche schätzbare Nachrichten, das Erstere zum Theile auch mehrere nicht uninteressante, Menschen und Zeiten sehr richtig charakterisirende Anekdoten. Wo wir dieselben benutzten, werden wir, wenn anders der Gegenstand von einiger Wichtigkeit ist, es in einer besondern Note bemerken.

I.

1. War die Regierung Conrads II. und Heinrichs III. die Epoche der immer steigenden und endlich auf ihren höchsten Gipfel erhobenen kaiserlichen Macht, so beginnt jetzt mit der Thronbesteigung Heinrichs IV. die Periode der immer tiefer sinkenden, und zuletzt völlig vernichteten Kaisergewalt. — Es erregt mehr als gewöhnliches Erstaunen, wenn selbst von geistvollen Männern die Frage aufgeworfen wird: ob der Tod des leider schon in seinem neun und dreißigsten Jahre gestorbenen Heinrichs III., dieses großen und kräftigen Kaisers, wirklich für Deutschland ein Unglück gewesen, oder ob nicht vielmehr eben dadurch eine größere Freiheit und eine schnellere und edlere Entwickelung des menschlichen Geistes gewonnen worden sey. — Um diese sonderbare Frage zu beantworten, bedarf es nur einer Zusammenstellung und Vergleichung des Zustandes Deutschlands unter Heinrich III. mit jenem während der fünf und dreißigjährigen Regierung seines Nachfolgers. Unter dem Erstern wie unter dessen Vater, Conrad II., war Deutschland groß, mächtig, von Aussen gefürchtet und geehrt; in seinem Innern beruhiget, durch strenge Rechtspflege der allgemeine Landfriede erhalten, Raub und Mord bestraft,

der unselige Fehdegeist gebannt, und das Leben und Eigenthum des ruhigen Bürgers und fleißigen Landmannes geschützt. Die Großen hatten gelernt, sich dem Gesetze zu unterwerfen, und unter der schützenden Aegide des kaiserlichen Ansehens auch die Städte, durch Handel und Gewerbfleiß, und daher immer zunehmende Bevölkerung, sich nach und nach zu einem bis dahin nicht geahnten Grade selbst von politischer Bedeutsamkeit erhoben *). Auf den bischöflichen Stühlen saßen endlich größtentheils nur erleuchtete Oberhirten, und auch der niedere Clerus war durch Sittenreinheit, besonders im Vergleich mit der Geistlichkeit in Frankreich und Italien, immer noch eine Zierde unserer heiligen Kirche **). Aber kaum hatte der mächtige Kaiser die Augen geschlossen, als sogleich eine Menge verrätherischer Bewegungen im Innern und Unruhen auf

---

*) Nur durch die angestrengte Thätigkeit, mit der Heinrich III. über Aufrechthaltung des innern Friedens wachte, war es den Städten möglich geworden, einen weit größern Wohlstand, und eben dadurch auch schon eine gewisse politische Wichtigkeit zu erhalten, wovon uns selbst schon die Regierungsgeschichte Heinrichs IV. auffallende Beweise liefern wird.

**) Sehr schön und wahr sagt Herr Professor Stenzel in seiner trefflichen Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, von Heinrich III.: „Mit größerm Ansehen hatte noch kein deutscher König auf dem Kaiserthrone gesessen, keiner so planmäßig eine durchgreifende Verbesserung geistlicher und weltlicher Ordnungen begonnen und bis an das Ende seines Lebens durchzuführen gesucht. Mit starker Hand war der Thron fester gegründet als je. Friede überall im Innern. Die Nachbarn besiegt oder geschreckt, oder durch Freundschaft gewonnen. — — Festigkeit und Kraft der Fürsten waren allein die Stützen ihrer Macht und der Grund ihrer Wirksamkeit. Nur die That bändigte die That, nur das gezückte Schwert in des Kaisers Hand hielt das Schwert der Fürsten in der Scheide.

den Grenzen einen baldigen Ausbruch droheten. Wirklich erfolgte dieser schon im zweiten Jahre nach Heinrichs Tod, und von jetzt an begannen auch alle, lange Zeit zurückgehaltenen Leidenschaften auf das neue ihr schreckliches Spiel; und die ganze Geschichte der ersten fünfzehn Jahre ist nichts als ein eckelhaftes Gewirr von schändlichem Verrath und schwarzem Undank, von Treulosigkeit und mörderischen Complotten, von Habsucht der geistlichen wie weltlichen Fürsten, daher von schamloser Beraubung und Zersplitterung der Krongüter und ununterbrochenen gehäßigen Partheikämpfen.

2. Aber leider folgte auf die Jahre gehaltloser vormundschaftlicher Regierung eine noch ungleich wildere und unbändigere Zeit. Die jetzt nur selten eintretende Ruhe lößten stets sehr bald nur desto verderblichere, ganz Deutschland zerrüttende Bürgerkriege wieder ab. Ungebundener als je wüthete auch das schreckliche Fehdeunwesen in allen Gauen Deutschlands. Ueberall waren die Gesetze auffer Kraft; und Frevel, bis dahin unerhört, mußten ungestraft bleiben. Zudem drängte sich nun immer mehr und mehr eine ganze Masse verdorbener Menschen in die Reihen des höhern wie niedern Clerus. Die Gaben des heiligen Geistes, die Kräfte einer höhern Welt wurden um schnöden Preis verkauft, die Canons mit Füßen getreten, und Simonie, Priesterehen und Concubinat befleckten nun ebenfalls beinahe sämmtliche Kirchen Deutschlands. Selbst in die Klöster drang sehr bald der jetzt unter dem Clerus herrschende Geist der Ungebundenheit, und bei dem Verfall aller klösterlichen Institutionen sanken nun auch die Klosterschulen, diese damals einzigen Bildungsanstalten, in eine völlige Bedeutungslosigkeit herab, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sie in Frankreich immer schöner und herrlicher aufblüheten und der Kirche, bei dem Verfall ihres

weltlichen Clerus, ganz vorzüglich zum Trost und zur Zierde gereichten. Gab es auch in Deutschland noch Bischöfe, die über diesen mit jedem Tage zunehmenden Verfall der deutschen Kirche wahrhaft trauerten, so hatten sie entweder nicht Muth genug, dem einreißenden Uebel sich mit Kraft und Nachdruck zu widersetzen, oder waren selbst in allerlei Hofränken und weltlichen Angelegenheiten so sehr verstrickt, daß diese allein schon alle ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen. Kurz, Deutschland stand seit dem Tode Heinrichs III. wie eine hülflose, dem Treiben der schändlichsten und gehäßigsten Leidenschaften preisgegebene Waise da; und der Greuel der Verwüstung herrschte in dem Herzen des Staates wie in dem Heiligthum der Kirche.

3. Wenn eine tiefere Geschichtforschung uns überzeugt, daß es nur äußerst selten einzele Individuen gab, die blos aus sich und durch sich selbst große Wirkungen hervorbrachten, ihr Jahrhundert nach ihrem Geiste gestalteten, und ihm das Gepräge ihrer eigenen Größe aufdrückten; sondern daß es bloß der Charakter der Zeit selbst und die ihr früher gegebene Richtung war, die sie zum Schaffen und Wirken trieb, sie gleichsam trug, und im engsten Bunde mit ihnen stand; so muß diese allgemeine, von der Geschichte bestätigte Wahrheit, nothwendig auch in der Anwendung auf das Gegentheil sich als bewährt erweisen. Höchst ungerecht würde es demnach seyn, und von großer Kurzsichtigkeit zeugen, wenn man dem unglücklichen Heinrich IV. ganz allein alles Unheil und alles Unglück zuschreiben wollte, das während seiner Regierung über Deutschland hereinbrach, dessen Staatsgebäude nicht nur erschütterte, sondern beinahe aus allen seinen Fugen herausriß, die Nation wenigstens um ein ganzes Jahrhundert in die frühere Bar-

barei zurückwarf, und zum größten Nachtheil der Kirche wie des Staates die königliche Macht so sehr schwächte und zerbrach, daß sie von dieser unseligen Epoche an sich nie mehr völlig erholen, viel weniger zu ihrer früheren Majestät und Machtvollkommenheit sich wieder hätte erheben können *).

4. Den bei dem Tode seines Vaters kaum sechsjährigen königlichen Knaben Heinrich hatte die Natur nichts weniger als sehr stiefmütterlich behandelt. Mit einer ausgezeichneten, und mit Würde getragenen ritterlichen Wohlgestalt verband er nicht minder treffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Aber unglücklicher Weise war eine höchst verkehrte, mit sich selbst in schneidendem Widerspruch liegende Erziehung durchaus nicht geeignet, jene Naturanlagen nach und nach zur Reife zu bringen, noch viel weniger sie in wirkliche Fertigkeiten zu verwandeln. Im Gegentheil mußte sie nothwendig eine höchst verderbliche, alles in dem Prinzen liegende Gute zerstörende Wir-

---

*) Wir werden in der Folge sehen, daß durch die Verminderung der königlichen Macht weder die Nation im Ganzen noch irgend ein Stand derselben Etwas gewann; am allerwenigsten aber die Bischöfe, die gerade am meisten zur Schmälerung und Zertrümmerung der königlichen Gewalt beigetragen hatten, von der sie doch selbst allen ihren Reichthum, ihren Länderbesitz, Macht und Ansehen erhalten hatten. Selbst der Pabst Gelasius II., Gregors des Siebenten vierter Nachfolger, äußerte einmal, daß es ihm doch weit angenehmer wäre, wenn er jetzt Einen, statt so vieler Herren in Rom hätte. Der römische Stuhl mußte freilich von allen Banden, welche die weltliche Macht ihm anzulegen so oft versucht hatte, auf immer entfesselt werden; aber dieß hätte auch sehr wohl geschehen können, ohne die königliche Macht beinahe völlig zu vernichten. Wie wohlthätig war nicht unter Heinrich III. das freie und doch so harmonische Zusammenwirken der beiden höchsten Gewalten der Christenheit?

kung hervorbringen. Statt den Charakter des jungen Heinrichs zu veredeln, ward derselbe beinahe vorsätzlich und gewissermaßen sogar planmäßig nur immer noch mehr verschlechtert. Zuerst einige Jahre unter der nur allzu zarten Pflege einer liebevollen Mutter nicht wenig verzärtelt, dann unter den Händen des herben, strengen und finstern Erzbischofes Hanno von Köln, der ihn wie einen Staatsgefangenen in seiner Diöcese festhielt und, blos darauf bedacht, seinen vorherrschenden Einfluß in der Reichsverwaltung zu behaupten und seine Kirche wie seine Anverwandten immer mehr zu erheben wie zu bereichern *), sich eben so wenig

*) Adam von Bremen (Lib. III. c. 37.) sagt von dem Erzbischofe Hanno von Köln: Coloniensis enim, quem avaritiae notabant, omnia, quae vel domi vel in curia potuit corradere, in ornamento suae posuit ecclesiae. Quam cum prius magna esset, maximam fecit. Für seine Person war Hanno zwar nicht geizig, suchte auch nicht zum Besten seiner Familie Schätze zu sammeln, sondern wandte alles blos seiner Kirche zu. Vom Nepotismus war er jedoch nicht frei. Seinen Anverwandten verschaffte er die ansehnlichsten Bisthümer. Seinem Bruder Wezilo verhalf er zu dem Bisthum von Magdeburg, seinem Neffen Bucco zu dem Bisthum von Halberstadt, und einen andern Neffen Cono wollte er als Erzbischof den Trierern aufdringen, die ihn aber nicht annahmen, sogar ihn vor den Thoren ihrer Stadt ermordeten. — Auf hervorleuchtende bischöfliche Tugenden mag wohl, wie es scheint, Hanno bei Beförderung seiner Anverwandten nicht sehr gesehen haben. Sein Neffe Bucco von Halberstadt war einer der unruhigsten Köpfe seiner Zeit. Weit lieber als das Rauchfaß, oder auch als das Kreuz, dieses glorreiche Zeichen unserer Erlösung und unseres Triumphes, nahm Bucco das Schwert und den Streitkolben in seine bischöflichen Hände. Bei allen Empörungen der Sachsen gegen Heinrich spielte er stets die vorzüglichste Rolle, wohnte auch in eigener Person dreizehn Feldschlachten gegen den König bei. Als er aber zum vierzehntenmale die sächsischen Fürsten gegen den König aufwiegeln wollte, wurden die Gemüther

um die wissenschaftliche wie sittliche Bildung des ihm nicht anvertrauten, sondern arglistig von ihm geraubten Prinzen bekümmerte; und endlich unter der Leitung des, dem königlichen Hause zwar treu ergebenen, auch um die Kirche nicht unverdienten, aber ungemein eiteln und prachtliebenden Erzbischofes Adalbert von Bremen, der, um auch nach der Volljährigkeit des jungen Königes denselben noch länger unumschränkt zu beherrschen, allen Phantasien und Lüsten desselben schmeichelte, dessen Hang zur Verschwendung und gesetzloser Willkühr sorgfältig nährte, und selbst die größten jugendlichen Thorheiten desselben zu entschuldigen suchte*): was konnte, was mußte aus einer

---

aller Anwesenden so sehr darüber aufgebracht, daß einige der Zornmüthigsten in der Versammlung ihre Schwerter zogen und dem kriegslustigen Bischofe in den Leib stießen. — Den Erzbischof Hanno selbst nennt Adam von Bremen einen virum atrocis ingenii, et qui jam violatae fidei arguebatur in Regem, et per omnes, quae suo tempore factae sunt conspirationes, semper erat medius.

*) Dem Adalbert fiel es zwar nicht ein, die Verirrungen des jungen Monarchen geradezu gut zu heißen; aber er rügte sie auch nicht mit dem einem Erzbischofe geziemenden Ernste. Merkwürdig ist die Lehre, welche Adalbert bei solchen Gelegenheiten dem königlichen Jünglinge zu geben pflegte. Er könne, sagte der Erzbischof, sich kühn alles nur mögliche erlauben, nur müsse er sich hüten, von dem wahren Glauben abzufallen. Diese Worte des Erzbischofes haben einen politischen Sinn. Er wollte dadurch andeuten, daß nur in dem Falle, wenn er von dem Glauben seiner Väter abfiele und ein Ketzer würde, die geistlichen und weltlichen Fürsten ihn abzusetzen das Recht hätten. Daraus geht wieder hervor, was wir schon einigemal an andern Orten unsern Lesern bemerkten. Es war nämlich damals ein allgemein anerkannter, zwar nicht in Schriften und Redeformeln abgefaßter, aber in die Herzen aller christlichen Völker geschriebener staatsrechtlicher Grundsatz, daß ein Regent, der von dem christlichen Glauben abgefallen, auch kein christliches Volk mehr länger beherrschen könne; so wie

solchen Erziehung zuletzt werden! — Als Heinrich endlich selbst zu herrschen angefangen und eine Reihe der bittersten Erfahrungen ihn klug gemacht hatte, war die Verwirrung schon so furchtbar, daß selbst ein mit aller Weisheit und Kraft ausgerüsteter Herrscher sich nicht mehr würde zu recht haben finden können; und gewiß muß man es Heinrich IV. noch als ein nicht kleines Verdienst anrechnen, daß er, da der Boden, auf welchem das Gebäude der königlichen Macht stand, schon völlig eingesunken war, dessen ungeachtet doch die vornehmsten Fugen desselben noch einigermaßen zusammen zu halten wußte.

5. Die Leser werden sich erinnern, daß man es der Weisheit des damals in Deutschland anwesenden Pabstes Viktors II. zu danken hatte, daß, nach dem so plötzlich und unerwartet erfolgten Tode Heinrichs III., die Ruhe in Deutschland erhalten, der noch nicht völlig sechsjährige Heinrich allgemein als König anerkannt, die Regentschaft während der Minderjährigkeit ihres Sohnes der Kaiserin Agnes übertragen, dem Herzog Gottfried von Lotharingen seine Länder wieder zurückgegeben*) und durch zeitgemäße Nachgiebigkeit auch der unruhige Graf Balduin zum Frieden gebracht

---

selbst ein Pabst, wenn er ein Ketzer würde, eo ipso aufhöre Pabst zu seyn.

*) Zufrieden kehrte jetzt Gottfried wieder mit seiner Gemahlin nach Toscana zurück, und war der mächtigste Fürst in Italien. Acht bis neun Jahre nachher trieb ihn häuslicher Verdruß wieder nach Deutschland, fand an dem königlichen Hofe sehr freundliche Aufnahme, und als Heinrich im Jahre 1065 wehrhaft gemacht ward, ernannte ihn der junge Monarch zu seinem Schildträger, und gab ihm einige Zeit nachher, nach dem Tode des Herzogs Friederich, auch sein ehemaliges Herzogthum Niederlotharingen wieder zurück.

ward*). Hätte den Pabst Viktor sein hoher Beruf nicht so eilig wieder nach Rom zurückgerufen, oder auf seiner Rückreise der Tod ihn nicht so frühe der Christenheit auf immer entrissen, so würde sich unstreitig in Deutschland alles ganz anders gestaltet haben. — Agnes, eine noch in der vollen Blüthe ihres Alters wie ihrer Schönheit stehende Wittwe, war eine edle, sehr gebildete, kluge und fromme Fürstin Sie kannte und wollte das Beste des Staates und der Kirche. Die Mittel, diesen edlen Zweck zu erreichen, glaubte sie in ihrem eigenen wohlwollenden, Gerechtigkeit liebenden, alles mit Güte und Mäßigung ausgleichenden Herzen zu finden; und sicher würde diese liebenswürdige Fürstin, bei einer völlig geordneten und befestigten Reichsverfassung, mit eben so vielem Ruhm als Weisheit und Milde über Deutschland geherrscht haben. Aber ihr verstorbener Gemahl Heinrich hatte so Manches angefangen, das entweder nie angefangen oder nie unterbrochen werden durfte. Sein Werk zu vollenden war das Vermächtniß, das der sterbende Monarch seiner Gemahlin hinterließ. Aber viel zu schwer war die Lösung dieser Aufgabe für eine Fürstin, der, obgleich von vielem Verstande, es jedoch, wie jedem sanften Weibe, an Muth und ausdauernder Kraft gebrach. — Heinrich hatte Deutschland eine beinahe völlig monarchische Verfassung gegeben. Die Gewalt der Fürsten war während seiner Regierung in weit engere Gränzen eingeschränkt. Er hatte sie an Gehorsam gewöhnt, und wenn sie auch mit Unwillen, oft mit innerm Grimm gehorchten, so zwang sie dazu

---

*) Balduin wurde in dem Besitze der von ihm früher gemachten, aber vom Kaiser ihm wieder entrissenen Eroberungen diesseits der Dender bestätiget, und erhielt überdieß auch noch die fünf unter dem Namen Walchern begriffenen seeländischen Inseln als ein deutsches Reichslehen.

doch die Furcht vor dem kräftigen Arm des gewaltigen Kaisers. Aber dieser war jetzt gestorben und mit seinem Tode auch sogleich, und besonders bei dem Anblick eines unmündigen Kindes und eines zarten Weibes auf dem Throne, der Fürsten ehemaliges unbändiges Streben nach Unabhängigkeit wieder erwacht, das heißt, nach einem Zustande völliger Gesetzlosigkeit, wo sie dem König nur gehorchten, wenn es ihnen beliebte; kein anderes Recht als jenes des Stärkern anerkannten, mithin die Mindermächtigen unterdrücken, ihre eigenen Streitigkeiten unter sich selbst ebenfalls nur mit ihrem eigenen Schwerte schlichten, und so alle Gauen Deutschlands wieder zu einem schrecklichen Tummelplatz endloser, stets mit Raub, Brand und Mord verbundener Fehden machen könnten; kurz, Deutschland befand sich abermals am Vorabend einer düstern, verhängnißvollen Zukunft.

6. Diese beinahe allgemeine Gährung in Deutschland konnte der Regentin nicht entgehen. Um, durch Beilegung der jetzt noch bestehenden Streitigkeiten, jedem Ausbruche gährender Gemüther zuvor zu kommen, berief die Kaiserin noch in demselben Jahre die Fürsten auf den 5. Dezember zu einem Reichstage nach Köln. Hier geschah nun unter der Leitung des Pabstes alles, was wir so eben hier oben berichtet, und die Kaiserin entwickelte bei dieser Gelegenheit so richtige Kenntnisse von der Lage des Reiches und dessen Bedürfnissen, und sprach mit solcher Weisheit und Milde, daß alle anwesenden Fürsten, davon ergriffen, ihr auf das neue huldigten und die ihr übertragene Regentschaft bestätigten*). Man glaubte nun wieder

*) Die Fürsten sollen damals, was jedoch keine große Wahrscheinlichkeit hat, der Kaiserin Agnes sogar auf den Fall, daß ihr Sohn vor ihr stürbe, als Regentin gehuldiget haben. (Regest. Gregor. VII. L. IV. c. 3.)

bessern und heiteren Tagen entgegen zu gehen, und wirklich schienen auch alle Gemüther, wenigstens in Süddeutschland, vollkommen beruhiget. Aber desto trübere Wolken zogen sich jetzt, obgleich anfänglich ganz unbemerkt, an Deutschlands nordischem Himmel zusammen.

7. Die monarchischen Grundsätze, welche von Conrad II. und Heinrich III. mit so vielem Glücke gegen die Fürsten Deutschlands, und besonders gegen die übermächtigen Herzoge waren befolgt worden, hatten lange Zeit auf Sachsen, wegen dessen ganz eigener Stellung zu den es von allen Seiten umgebenden slavischen Völkern, nicht in Anwendung gebracht werden können. Wie unter seinem Vater Conrad blieb daher auch lange Zeit noch unter Heinrich III. Sachsen ein dem deutschen Reiche beinahe ganz fremdes Land. Die herzogliche Würde war in dem Hause der Billungen erblich. Durch Eroberungen über die Wenden und Slaven hatte sich die herzogliche Territorialmacht ungemein erweitert, und der Herzog herrschte über einen Theil dieser Völker mehr wie ein völlig unabhängiger Herr, als wie ein Fürst und Vasall des Reiches. Einem Monarchen, wie Heinrich III., der von seiner königlichen Machtvollkommenheit und der erhabenen Kaiserwürde, die ihn gleichsam an die Spitze des ganzen christlichen Abendlandes setzte, so hohe Begriffe hatte, mußte natürlicher Weise dieses unnatürliche Verhältniß unerträglich sein. Aber das, was ihm in dem übrigen Deutschland so vollkommen gelungen war, unterlag hier weit größeren Schwierigkeiten. Schon die alte, zwischen den Sachsen und Franken bestehende Nationaleifersucht, die durch die Uebertragung der Kaiserwürde an das fränkische Haus noch höher gestiegen war, gebot ihm große Vorsicht; zudem foderte auch der alte, tapfere, dabei höchst ungestümme, und auf

seine Verdienste um das Reich, wie auf seine vermeintlichen Vorrechte äußerst eiferfüchtige Herzog Bernhard, der während seiner langen, fünfzigjährigen Regierung der Abgott der Sachsen geworden war, nicht mindere Schonung. Endlich hatten den Kaiser auch in der ersten Hälfte seiner Regierung seine wiederholten Kriege mit den Böhmen, den Ungarn, mit dem unruhigen, stets mit dem gegen Heinrich so feindlich gesinnten Herzog Gottfried dem Bärtigen im Bunde stehenden Grafen Balduin von Flandern, dann seine häufigen Züge nach Niederdeutschland, Lotharingen, Burgund, Italien ꝛc. beinahe ausschließlich beschäftiget. — Um das gewagte Spiel in Sachsen zu beginnen, mußte er durchaus freie Hände haben. Diese erhielt er erst in den letzten Jahren seiner Regierung. Nun ging er öfters nach Sachsen, hielt sich größtentheils dort auf, und schon jetzt war sein Ansehen in dem Lande groß genug, um durch seine blose Anwesenheit den Landfrieden zu erhalten, und die niedern Vasallen und minder Mächtigen gegen die Bedrückungen der Mächtigern zu schützen. Mancherlei Vorbereitungen traf jetzt Heinrich, die ihn immer seinem Ziele näher rückten. Dem, ihm ganz ergebenen Adalbert, gab er das durch den Tod des Bischofes Alabrand erledigte Erzbisthum Bremen. Diesem Erzstift hatte schon unter dem Vorfahrer Adalberts, dem so eben erwähnten Bezelin Alabrand, Kaiser Conrad viele Güter geschenkt, es mit der kaiserlichen Gerichtsbarkeit begnadiget, ihm noch andere Immunitäten, und zugleich auch allen Orten, wo Klöster waren, die Markgerechtigkeit ertheilt. Von Kaiser Heinrich III. erhielt es jetzt noch drei sehr bedeutende unmittelbare Grafschaften, so daß das Erzstift Bremen, höchstens mit Ausnahme der Kirche von Köln, die reichste Kirche in ganz Deutschland war. Indessen war bei allem dem der Erzbischof doch noch lange

nicht mächtig genug, um gegen den Herzog Bernhard ein Gleichgewicht zu bilden. Aber er konnte alle Schritte desselben scharf beobachten, ihn in seinen Unternehmungen hemmen und, als einer der ersten Kirchenfürsten, den Einfluß des Herzogs nach und nach immer mehr untergraben. Endlich ließ Heinrich auf allen seinen in Sachsen gelegenen Krongütern feste Burgen erbauen. Aber nun fingen die sächsischen Fürsten auch an Argwohn zu schöpfen; besonders als Heinrich die, wegen ihrer Lage und Größe so wichtige und feste Harzburg aufzubauen befahl, den Bau ungemein betrieb, und dieser auch unter der Leitung thätiger kunstverständiger Männer in kurzer Zeit schon völlig vollendet da stand. Die Bestimmung dieser starken und geräumigen Feste konnte für die sächsischen Fürsten kein Räthsel seyn. Es ward ihnen klar, daß die auferbauten Burgen eine Kette, deren Hauptring die Harzburg wäre, bilden sollten, womit Heinrich auch Sachsen an seinen Königsthron zu fesseln, und für die Zukunft in weit größerer Unterwürfigkeit, als bisher, zu halten suchen würde. So schmerzhaft als die sächsischen Fürsten dieses empfanden, wagten sie es doch nicht, so lange der gefürchtete Kaiser lebte, ihren Unwillen zu äußern. Im Gegentheil gaben sie ihm um dieselbe Zeit einen neuen Beweis ihrer wenigstens scheinbaren Anhänglichkeit, indem sie die ersten waren, die auf einem öffentlichen Tage zu Merseburg des Kaisers damals kaum vierjährigen Sohn, auf den Antrag seines Vaters, als dessen Nachfolger auf dem deutschen Throne anerkannten. Aber jetzt, da Heinrich III. aus dem Kreise der Lebenden geschieden war, führten sie eine ganz andere Sprache. Der Sohn, sagten sie, werde in die Fußstapfen seines Vaters treten, und eben so willkührlich, wie dieser, zu herrschen suchen. Man müsse die Minderjährig-

keit des künftigen Herrschers und die Zeit einer weiblichen Regentschaft benutzen, um die Fesseln, welche der Verstorbene ihnen habe anlegen wollen, auf immer zu zerbrechen. Häufige Versammlungen wurden gehalten, anfänglich nur in Geheim, bald aber öffentlich und immer zahlreicher. Alle belebte derselbe Geist. Alle hatten nur ein und dasselbe Verlangen, nämlich nach verfassungswidriger Unabhängigkeit und unbändiger gesetzloser Freiheit. Ohne zu zögern würden die Verschwornen die Fahne des Aufruhrs erhoben haben, hätte es ihnen nicht an einem Haupt, an einem kühnen und unternehmenden Anführer gefehlt; aber ungerufen stellte auch dieser, früher als die aufrührerischen Fürsten erwarten konnten, sich von selbst dar. Der kurz vor dem Tode des Kaisers in einer Schlacht gegen die Luitizen gefallene Markgraf Wilhelm hatte einen, jedoch von einer slavischen Mutter gebornen, mithin unebenbürtigen Bruder, Namens Otto. Schon als Knabe verrieth dieser einen kühnen, unternehmenden Geist. Um Unruhen, die er, wenn zum Jüngling gereift, einst erregen könnte, bei Zeiten vorzubeugen, schickte ihn Wilhelm in die Verbannung nach Böhmen. Von seinem Knabenalter an bis jetzt hatte Otto in dem Auslande gelebt. Aber auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders Wilhelm, entschloß er sich in sein Vaterland zurückzukehren und sich der erledigten Markgrafschaft, als eines ihm gebührenden Erbes, zu bemächtigen. Aber Heinrich III. hatte schon in den letzten Tagen seines Lebens diese Markgrafschaft Einem seiner Anverwandten, Namens Uto, ertheilt; und als dieser ebenfalls sehr bald nach dem Kaiser starb, so gab die Regentin die Markgrafschaft des Verstorbenen dessen gleichnamigem Sohne Uto II. Dies schreckte jedoch Wilhelms kühnen Bruder nicht zurück. Otto war eine

ungemein kräftige Natur. Er war ein Mann von Kopf und Charakter. Ehrgeitzig, unternehmend, tapfer und des Krieges kundig, den er unter den kriegerischen böhmischen Herzogen erlernt hatte, dabei gewandt, listig und verschlagen und der Rede mächtig, fehlte ihm nichts von allem dem, was zu einem Partheihaupt, oder dem Anführer einer zahlreichen Rotte von Empörern gehört. Sobald er jetzt in Sachsen auftrat, erblickten in ihm auch sogleich die Verschwornen ihren Anführer und ihr künftiges Oberhaupt. Sie eilten ihn mit ihrem Plane und ihren Entwürfen bekannt zu machen, ermunterten ihn, sich nicht nur der Markgrafschaft, die ihm ohnehin gebühre, mit Waffengewalt zu bemächtigen, sondern seine Hoffnungen sogar bis zu dem Throne Deutschlands zu erheben. Schwungsüchtig und der größten gefahrvollsten Unternehmungen fähig, aber völlig unbekannt mit den innern Verhältnissen Sachsens, wie mit jenem des gesammten deutschen Reiches, ließ sich Otto von seinem Ehrgeiz bethören, gab sich den verschwornen Fürsten hin, und nachdem diese ihm den Eid der Treue geleistet hatten, ward er das Haupt und die Seele des ganzen Bundes. In einer allgemeinen Versammlung aller Bundesglieder ward nun beschlossen, die Königskrone von den Franken wieder auf die Sachsen überzutragen, daher den jungen König bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit zu ermorden.

9. Indessen waren doch nicht alle sächsische Großen gleich feindlich gegen das königliche Haus gesinnt. Es gab ihrer noch, die fest zu dem König standen. Diese hielten es nun für ihre Pflicht, die Regentin von den jetzigen, offenbar Aufruhr drohenden Bewegungen der Sachsen in Kenntniß zu setzen. Der ganze Hof, der sich damals in Regensburg

befand, gerieth bei dieser Nachricht in Schrecken. Die Gefahr war nicht klein. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden. Alle, denen das Wohl und die Ruhe Deutschlands am Herzen lag, gaben der Regentin den Rath, sich unverzüglich den Grenzen Sachsens zu nähern und für einige Zeit ihren Sitz in Merseburg zu nehmen. Agnes folgte diesem Rath, eilte nach Merseburg, berief aber dahin auch zugleich, auf das St. Peter- und Paulfest, sämmtliche sächsische Fürsten zu einer gemeinsamen Berathung über alle Angelegenheiten des Landes. Alle ohne Ausnahme folgten dem Rufe der Regentin; die Einen in freundlicher, die Andern in feindlicher Absicht, jedoch alle mit einer zahlreichen gewaffneten Gefolgschaft ihrer sämmtlichen Lehnsleute und Dienstmannen. Unter den jetzt nach Merseburg eilenden Fürsten befanden sich auch zwei Vettern des Königes, nämlich die beiden Brüder Cuno und Ecbert. Zufällig stießen unter Weges die Letztern mit ihren Schaaren auf jene des Otto. Zwischen diesem und den Grafen Cuno und Ecbert bestand längst schon, aus Gründen, die man nicht kennt, eine, wahrscheinlich von ungünstigen Familienverhältnissen herrührende persönliche Feindschaft, die aber jetzt bei Bruno und Ecbert bei deren Ueberzeugung, daß Otto offenbar auf den Untergang des königlichen Hauses sinne, in tödtlichen Haß übergegangen war. Sobald also die beiden Brüder jenen erblickten, gaben sie sogleich das Signal zum Kampfe, und Otto und Cuno, gegenseitig von wüthendem Zorn und Haß entflammt, sprengten mit eingelegter Lanze und mit einer so furchtbaren Heftigkeit auf einander los, daß Beide, Jeder von der Lanze des Andern durchbohrt, todt vom Pferde stürzten. Obgleich nun die Anführer gefallen waren, begann dennoch ein blutiger Kampf, anfänglich mit schwankendem Erfolg, bis

endlich Graf Ecbert, außer sich vor Schmerz über den Tod seines Bruders, und seiner eigenen, schon erhaltenen Wunden nicht achtend, sich mitten in den feindlichen Haufen warf. Die Seinigen, nun ebenfalls von dem Muthe ihres Führers beseelt, stürmten ihm unaufhaltsam nach, und als endlich auch der Sohn des Grafen Bernhard, ein lieblich blühender Jüngling*), unter den Streichen Ecberts fiel, ward die ganze feindliche Schaar in die Flucht geschlagen und auseinander gesprengt. Bei dem Verlust ihres Oberhauptes, das gleich bei dem ersten feindlichen Zusammentreffen gefallen war, entfiel auch den Verschwornen ihr bisheriger Muth. Sie wagten nicht das mindeste mehr zu unternehmen, und alle Gefahr für das königliche Haus war völlig vorüber (1057)**).

10. Im Norden war also die Ruhe wieder hergestellt; obgleich, wie es sich leicht denken läßt, dieselben gehässigen Leidenschaften, die den nun glücklich vorübergegangenen Sturm herbeigeführt hatten, in mancher Brust noch nichts weniger als völlig ertödtet waren. Indessen hatte jetzt doch die Regentin von dieser Seite nichts mehr zu befürchten. Aber dafür ereignete sich bald darauf Manches in dem südlichen Deutschland, was in der Folge der Kaiserin nicht mindere Besorgniß und Unruhe erregte. Agnes hatte ihre Tochter Mathilde in die Obhut

---

*) Erst vor wenigen Monaten war er waffenfähig erklärt worden, und hatte jetzt kaum noch die nöthige körperliche Kraft, die schwere Rüstung zu tragen und unter ihrer Last sich frei zu bewegen.

**) Sic respublica maximo metu liberata est, et Saxones, adempto rebellionis signifero, nihil alterius quod secus esset, contra regem moliti sunt. (*Lamb. Schafnab.* ad anno 1057.)

eines sehr würdigen Prälaten, nämlich des Bischofes von Constanz gegeben. Ein junger schwäbischer Graf, Namens Rudolph, Sohn des Grafen Cuno von Rheinfelden, sah die zwölfjährige, so lieblich aufblühende Kaiserstochter, entbrannte in Liebe für die junge Fürstin, und entführte sie, während die Kaiserin in Sachsen war, gewaltthätiger Weise aus den Händen des Bischofes. Die Kaiserin, im höchsten Grade aufgebracht über diesen Frevel, wollte Anfangs den unbesonnenen Jüngling, wie er es verdiente, bestrafen. Da aber eine ganz ungewöhnliche Milde alle ihre Schritte leitete, so änderte sie bald wieder ihren, in der ersten Aufwallung gerechten Unwillens gefaßten Entschluß. Sie verzieh nicht nur dem Grafen den Frevel, wozu blos leidenschaftliche Liebe ihn hingerissen hatte, sondern gab ihm auch die Hand ihrer schönen Tochter*), und mit dieser das durch den Tod des Herzogs Otto so eben erledigte Herzogthum Schwaben. Die gute, edle Agnes zweifelte nun keinen Augenblick, in dem rüstigen und tapfern Grafen Rudolph, den sie zur herzoglichen Würde erhoben, zu einem Glied der königlichen Familie gemacht und mit Wohlthaten überhäuft hatte, eine sichere und feste Stütze für den Thron ihres Sohnes gewonnen zu haben. Wie sehr jedoch die erhabene Fürstin sich hierin täuschte, werden wir in der Folge sehen. — Aber nun erschien bald darauf vor der Kaiserin der reiche und mächtige Graf Bertold von Zähringen. Diesem hatte früher schon Heinrich III. versprochen, ihn nach dem Tode des Herzogs Otto mit dem Herzogthum Schwaben zu

---

*) Das heißt, die Kaiserin verlobte ihm jetzt ihre Tochter, die hierauf, bis sie das gehörige Alter erreicht haben würde, dem Bischofe von Constanz wieder zur Aufsicht und Erziehung übergeben ward.

belehnen, und zum Unterpfand der Erfüllung dieses Versprechens ihm seinen Ring gegeben. Da aber, wie wir so eben gesehen, Otto den Kaiser überlebte, so hatte auch dieser während seines Lebens das dem Bertold gemachte Versprechen nicht erfüllen können. Sobald also jetzt der Graf von Zähringen von dem Tode Herzogs Otto Kunde erhalten hatte, eilte er sogleich nach Regensburg, und der Kaiserin den Ring ihres verstorbenen Gemahls vorzeigend, bat er um Belehnung mit dem durch Otto's Hintritt erledigten Herzogthum Schwaben. Agnes erkannte den Ring, und um so größer war ihre Verlegenheit. Sie entschuldigte sich mit Unwissenheit des, dem Grafen von dem Kaiser gemachten Versprechens. Es sei ihr Leid, sagte sie, dasselbe jetzt nicht mehr erfüllen zu können, indem sie so eben über das Herzogthum verfügt, und es ihrem künftigen Schwiegersohne ertheilt hätte. Sehr unzufrieden schied Bertold von der Kaiserin, und seinen Unwillen theilten viele Fürsten. Ueberhaupt machte die Sache großes Aufsehen, was die geheimen Feinde der Regentin wohl zu benutzen wußten, so daß man dieser jetzt Leichtsinn und Willkühr zur Last legte, indem sie einen ganz jungen Mann, den Rudolph nämlich, der durch nichts sich noch ausgezeichnet, und dessen ganzes Verdienst blos auf dem Grunde eines von ihm begangenen Frevels beruhete, dem so würdigen, um das Reich verdienten, daher von dem verstorbenen Kaiser so sehr geschätzen Grafen Bertold vorgezogen hätte.

11. Diesen Mißgriff machte jedoch die Kaiserin bald wieder gut; nur leider, daß sie dabei einen noch weit größern uud gefährlichern Mißgriff beging. Als nämlich gleich im folgenden Jahre das Herzogthum Kärnthen erlediget ward, gab sie es sammt der

Markgrafschaft Verona dem Grafen Bertold, und um ihn noch mehr zu befriedigen, übergab sie ihm beide Länder sogar erblich. Als dies Rudolph von Schwaben hörte, glaubte er sich zu gleicher Begünstigung berechtiget, und erhielt nun ebenfalls das Herzogthum Allemannien oder Schwaben als ein erbliches Lehen. Unbesonnen, oder vielmehr bethört von ihrem guten, arglosen, mit der Schlechtigkeit und Verdorbenheit ihrer Zeit unbekannten Herzen, riß also Agnes das von Conrad II. und Heinrich III. erbaute Gebäude größtentheils wieder nieder.

12. Noch mehr Veranlassung, die Regierung der Kaiserin herabzuwürdigen, gab den Gegnern des königlichen Hauses der von Agnes im Jahre 1061 angeordnete Feldzug gegen Ungarn. — Man wird sich aus dem vorigen Bande erinnern, daß König Andreas, mit Hülfe seines tapfern und kriegskundigen Bruders Bela, den Thron von Ungarn wieder bestiegen, und sobald er denselben hinreichend befestiget gesehen, auch das Christenthum wieder eingeführt hatte (1046). Von dieser Zeit an herrschte unter den beiden Brüdern die vollkommenste Harmonie, und da Andreas die Krone vorzüglich der Tapferkeit und Klugheit seines Bruders zu danken hatte, so ließ er ihm auch den größten Einfluß in allen Angelegenheiten des Reiches, und machte ihn gleichsam zum Genossen seiner Macht. Aber leider ward diese brüderliche Eintracht gestört, als Andreas seinen noch unmündigen Sohn Salomo zu seinem Nachfolger auf dem Throne ernannte, und ihn in dem Jahre 1058 feierlichst krönen ließ. Aber man kannte damals in Ungarn noch nicht die Erbfolge in gerader Linie; sondern nach uraltem Herkommen gebührte die Krone stets dem

Aeltesten des karpatischen Stammes, mithin nach des Andreas Tod dem Bela und nicht dem Knaben Salomon. Schon bei den Krönungsfeierlichkeiten ließ daher Bela seinem gerechten Unwillen freien Lauf. Mit seinem Schwerte hatte er die ungarische Krone für seinen Bruder erkämpft, und nun sollte er dulden, daß, mit Umgehung und Verletzung eines uralten Hausgesetzes seines Stammes, er von der Thronfolge sollte ausgeschlossen werden. Selbst der größte Theil der Nation empfand sehr schmerzhaft das dem tapfern Prinzen Bela zugefügte Unrecht. Aber von diesem Augenblicke an umlagerte nun auch schwarzer Argwohn die Brust der beiden Brüder. Andreas fürchtete, daß Bela damit umgehe, dem jungen Salomon Thron und Leben zu rauben, während Bela ebenfalls sein Leben von den Ränken seines Bruders bedrohet glaubte. Letzterer hielt endlich die Gefahr für so groß, daß er mit einem zahlreichen Gefolge Ungarn verließ und nach Polen ging, um dort bei dem Könige Casimir, dessen Tochter er zur Gemahlin hatte, Schutz und Hülfe zu finden. Mit der größten Wärme nahm sich König Casimir sogleich der Sache seines Schwiegersohnes an; und schon stand er im Begriffe, mit einem wohlgerüsteten Heer nach Ungarn zu ziehen, als ganz unvermuthet der Tod seiner Regierung ein Ende machte. Aber Casimirs Sohn und Nachfolger theilte die Gesinnungen seines Vaters, und obschon er selbst nicht gleich bei dem Anfang seiner Regierung sich aus seinem Reiche entfernen konnte; so setzte er doch seinen Schwager in Stande, an der Spitze eines zahlreichen, aus Polen und mißvergnügten Ungarn bestehenden Heeres in Ungarn einzurücken. Andreas, der das Feldherrntalent seines Bruders kannte, und daher voll Besorgniß, als er von dessen feindlichem Anmarsch Kunde erhielt, schickte alsogleich, bevor noch jener an den Grenzen Ungarns erschien, alle seine Schätze auf

die feste Burg Mölk in Oestreich, seinen Sohn Salomon aber, dem in der Wiege schon Kaiser Heinrich III. seine Tochter verlobt hatte, mit großen Geschenken an die Kaiserin, sie bittend, ihrem künftigen Eidam die ungarische Krone zu erhalten, daher ihm schleunige Hilfe gegen Bela und die übrigen Empörer zu senden.

13. Wenn auch die Kaiserin auf das schöne Familienband, welches, nach dem Willen ihres verstorbenen Gemahls, das ungarische Königshaus mit dem ihrigen vereinigen sollte, keine Rücksicht hätte nehmen wollen; so würde schon der süße Traum, in welchem sich die Deutschen damals so gern wiegten, nämlich der Traum von einem Oberhoheitsrecht Deutschlands über Ungarn, es der Regentin geboten haben, die von ihr verlangte Hilfe zu leisten. Gleich in dem folgenden Jahre 1061 erließ sie also ein Aufgebot, dem zu Folge von zwei verschiedenen Seiten zwei Heere, das eine aus Böhmen, das andere aus Baiern bestehend, in Ungarn einrücken sollten. Ueber das Heer der Böhmen setzte sie deren Herzog Spitigneuß, und über jenes der Baiern den tapfern Markgrafen Wilhelm von Meißen und den Bischof Eppo von Zeiz. Aber unglücklicher Weise starb gerade, als der Feldzug eröffnet werden sollte, ganz unerwartet der böhmische Herzog, und die Böhmen blieben demnach aus. Demungeachtet brachen der Markgraf und der Bischof von Zeiz in Ungarn ein, vereinigten sich mit dem König Andreas, schlugen in mehreren kleinen und größern Gefechten das feindliche Heer, und drangen endlich bis in das Herz von Ungarn vor. Aber gerade diese Unfälle, verbunden mit dem zwischen beiden Völkern bestehenden Nationalhaß weckte nun plötzlich den Patriotismus der Ungarn. Alles, was Waffen führen konnte, Jünglinge wie Greise, griffen zu denselben. Bei der jetzt ungeheuern

nummerischen Stärke des Feindes entschloß sich der Markgraf zum Rückzug. Aber die, alles Verhältniß übersteigende Mehrzahl seiner Streitkräfte setzten den Bela in Stande, die Deutschen zu umgehen, sich ihnen in den Rücken und in die Flanken zu stellen. Zwar behaupteten die tapfern Baiern den alten Ruhm ihrer Waffen. Kämpfend zogen sie sich zurück; und obgleich den größten Mangel an Lebensmitteln leidend, denn alle Zufuhren waren ihnen abgeschnitten, schlugen sie jedoch jeden feindlichen Angriff stets glücklich wieder ab. Aber eben diese täglichen kleinen Siege brachten ihnen nur noch größeres Verderben. Sie verloren jedesmal viele ihrer Leute, während täglich, beinahe stündlich neue zahlreiche Scharen zu den Fahnen Belas strömten. Durch namenlose Strapatzen völlig erschöpft, jedoch nicht vom Schwerte des Feindes, sondern blos von Hunger und Mangel besiegt, mußte endlich der tapfere Markgraf sammt dem ganzen baierischen Heere sich dem Feinde ergeben. — Die Tapferkeit und Kühnheit des Markgrafen hatte selbst den Ungarn hohe Achtung und Bewunderung eingeflößt. Besonders war es Geisa, Belas Sohn, ein in Ansehung seines Herzens von der Natur ungemein reich begabter Jüngling, der, hingerissen von dem überströmenden Gefühle seiner edlen Seele, seinen Vater inständigst bat, den Markgrafen nicht nur sogleich ohne Lösegeld in Freiheit zu setzen, sondern auch durch das sanfteste Familienband ihn auf immer an sich und sein Haus zu fesseln. Bela, eben so großmüthig, als tapfer und kriegserfahren, willigte ein, verlobte den Markgrafen mit seiner Tochter, und ließ ihn, reichlich beschenkt, wieder nach Deutschland zurückkehren.*) —

---

*) Markgraf Wilhelm wollte im folgenden Jahre nach Ungarn gehen, um seine Braut heimzuführen, starb aber auf der Reise. Einer seiner Anverwandten, der Markgraf Ulrich von Kärnthen, ward nun der Gemahl der

Von jetzt an herrschte Bela ruhig, aber leider nur eine kurze Zeit; denn seiner weisen und milden Regierung machte schon im zweiten Jahre derselben der Tod ein Ende.

14. Alles Unglück dieses Feldzuges ward nun ganz allein der Kaiserin zugeschrieben. Niemand bedachte, oder wollte bedenken, daß in dem wohl berechneten Entwurf des Feldzuges vorzüglich auf die Mitwirkung der Böhmen gezählt ward, und demnach, da diese nicht erschienen, auch nothwendig von dem anfänglich entworfenen Plane abgewichen werden mußte. Aber dies war nicht Sache der Kaiserin, sondern des Feldherrn, dem sie den Oberbefehl übertragen hatte. Offenbar war es ein grober strategischer Fehler des für seine Person so tapfern Markgrafen Wilhelm, daß er, als er sah, daß die Böhmen nicht im Felde erschienen und durch sie die feindlichen Streitkräfte nicht getrennt und getheilt werden konnten, mithin die ganze Nation sich in Masse den Deutschen entgegen werfen konnte, er demungeachtet, blos von seinem Muthe und unbesonnener Kühnheit hingerissen, immer rascher und tiefer in das feindliche Land hineindrang, nicht daran dachte, sich seinen Rückzug zu sichern, dabei alle Basis verlor, und endlich mitten in einem von Flüssen und Sümpfen durchschnittenen Lande, auf allen Seiten von zahlreichen feindlichen Scharen umringt, unvermeidlich, und wenn auch die Baiern noch größere Wunder von Tapferkeit, als wirklich geschehen, verrichtet hätten, dennoch zu Grunde gehen mußte. Der bedeutende Verlust an tapfern Männern, die in diesem Feldzuge fielen, der blos der Unvorsichtigkeit oder dem Mangel

---

ungarischen Prinzessin, und die Markgrafschaft Meißen erhielt Otto, Bruder des Verstorbenen.

an Einsicht des Feldherrn zuzuschreiben war, ward ausschließlich auf die Rechnung der Regentin gesetzt. — Dieser unglückliche Feldzug ward nun ein wahrer Gemeinplatz, auf welchem alle Feinde des königlichen Hauses zusammentrafen, um durch die verkehrtesten Urtheile und abgeschmacktesten Verläumdungen die Verwaltung der Kaiserin in den Augen der Nation herabzuwürdigen. Alles schrie demnach auch jetzt über die traurigen Folgen einer Weiberregierung; Neid und Bosheit machten den Anfang, und wie gewöhnlich fiel der Unverstand mit in den allgemeinen Chor ein.

15. Daß es eine schon ziemlich mächtige antikönigliche, mehr ständisch als monarchisch gesinnte Faktion*) in Deutschland gäbe, war der Kaiserin nicht unbekannt. — Agnes war eine edle, geistvolle und sehr verständige Frau. Aber unmöglich kann man von ihr fodern, daß sie allen Hindernissen, die man ihrer Verwaltung hemmend entgegensetzte, mit der Kühnheit und Kraft eines Mannes entgegen getreten wäre, demnach alle Ereignisse, von welcher Art sie seyn mochten, durch Beharrlichkeit und ausdauerden Muth zu beherrschen gesucht hätte. Was die erhabene Fürstin thun zu müssen und thun zu können glaubte, war, die Menschen sich durch Wohlthaten zu verpflichten, durch Milde und Mäßigung die Gemüther zu beschwichtigen, und so viel als möglich taugliche Männer zu Freun-

*) Bekanntlich bildete damals das Volk noch keinen Stand. Man kannte nur Geistlichkeit und Adel, das heißt, hohen Adel. Unter einer damals ständisch gesinnten Faktion versteht man also eine solche, die die königliche Macht immer mehr und mehr zu schwächen und jene der Fürsten, der geistlichen wie der weltlichen, bis zur Ungebühr, ja bis zur völligen Unabhängigkeit auszudehnen suchte.

den ihrer Regierung und ihres Sohnes zu machen. Leider ahnete sie nicht, daß sie eben dadurch nur noch ungleich mehr verlieren als gewinnen würde. In dieser Absicht also, nämlich um einen angesehenen und tapfern Mann für sich zu gewinnen und ihn zu einer künftigen Stütze des Thrones ihres Sohnes zu machen, berief sie, gleich nach beendigtem ungarischem Feldzug, den sächsischen Grafen Otto von Nordheim zu sich nach Regensburg. Durch Geburt, Reichthum und weit verzweigte Familienverbindungen war Otto einer der angesehensten Fürsten Sachsens. In der Erhebung dieses, in dem Rufe der Tapferkeit und hoher Einsicht stehenden Fürsten glaubte Agnes keinen kleinen Beweis ihres politischen Scharfblickes zu geben. Sie belehnte ihn daher jetzt mit dem Herzogthum Baiern. Aber Baiern war das einzige Herzogthum, welches die Kaiserin bisher noch in ihrer Hand hatte. Heinrich III. gab es ihr nach dem Tode seines ältesten Prinzen Conrad. So lange Agnes, im Besitze dieses großen und mächtigen Herzogthums, das tapfere und treue baierische Volk, diesen ächten und zahlreichen germanischen Volksstamm, unmittelbar beherrschte, war sie in Wahrheit Fürstin und Regentin; nachdem sie es aber weggegeben hatte, saß sie nur noch, und zwar einsam und verlassen, auf einem höchst schwankenden, weil blos auf dem guten Willen trotziger und unbändiger Fürsten beruhenden feudalistischen Königsthron. Unstreitig war diese Vergebung der größte Mißgriff, den Agnes während ihrer ganzen Regentschaft gemacht hatte. In der Mitte der treuen baierischen Nation, und im Bunde mit den schon mächtig gewordenen und zu dem Bewußtsein ihrer Kraft erwachten großen Städte Deutschlands, würde die Kaiserin im Stande gewesen sein, nicht nur der sich in Deutschland immer kühner erhebenden Aristokratie das Gleichgewicht zu halten, sondern sie auch

sehr bald wieder in die ihr gebührenden Schranken zurückzudrängen. Uebrigens betrog sich die Regentin eben so sehr in dem Otto, wie sie sich in ihrem Schwiegersohne, dem Rudolph von Schwaben, betrogen hatte. Ersterer dankte und huldigte ihr zwar jetzt, aber wahrscheinlich blos mit den Lippen; denn allem Ansehen nach gehörte sein Herz schon jener, gegen die Kaiserin feindlich gesinnten Faktion an, und beide, Otto wie Rudolph, wurden nachher gerade ihres Sohnes erbittersten und gefährlichsten Feinde.

16. Um dieselbe Zeit machte auch das, durch eine doppelte Pabstwahl in der Kirche entstandene Schisma der Regentin ungemein viel Verdruß. Bethört von dem gottlosen Benzo und den liederlichen lombardischen Bischöfen, die auch unter Deutschlands hohem Clerus Anhänger hatten, nahm Agnes den elenden Cadalous, der unter dem Namen Honorius einige Zeit den päbstlichen Titel usurpirte, in ihren Schutz, suchte sogar durch Waffengewalt ihn auf dem Stuhle des heiligen Petrus zu befestigen, und ließ den Abgeordneten, den die Cardinäle in Rom nach Deutschland geschickt hatten, um die Regentin von der wahren Lage der Sachen zu unterrichten, gar nicht vor. Durch dieses eben so unkluge als ungerechte, mit den Grundsätzen ihres verstorbenen Gemahls in schreiendem Widerspruch liegende Verfahren, wozu sie durch den schlauen Wibert von Parma, der in ihrem Rath saß, verführt ward, entfremdete sie sich eine Menge edler Seelen, die es gut mit der Kirche und dem Staate meinten, und nur in der innigsten Vereinigung und Verschmelzung Beider das gemeinsame Wohl der Völker erblickten. Besonders sank dadurch in Italien das Ansehen der Kaiserin, und zum Unglück für die erhabene fürstliche Frau war es gerade die hierarische Parthei, das

heißt, die, welche die Canons und das unlängst vom Pabste Nicolaus II. mit Zustimmung eines zahlreichen Conciliums, welchem mehrere durch Frömmigkeit ausgezeichnete, ja wohl heilige Prälaten beigewohnt hatten, über die Pabstwahlen erlassene Decret aufrecht zu erhalten suchten und, nun im höchsten Grade mißvergnügt mit dem Betragen der Regentin, eine baldige Veränderung der Regierung zu wünschen gezwungen waren.

17. Ein schwerer Stein des Anstoßes für die herrschsüchtigen deutschen Fürsten war auch der Bischof Heinrich von Augsburg. — Nach der bisherigen Regierungsform der deutschen Könige gab es an ihrem Hofe kein festbestehender, bleibender Reichsrath. Gewöhnlich wählten die Könige beim Antritt ihrer Regierung diejenigen zu ihren vornehmsten Räthen, denen sie vorzüglich ihr Zutrauen schenken zu können glaubten. Aber schon seit dem Ursprung der fränkischen Monarchie bildeten Bischöfe und Aebte den ersten Stand des Reiches, und hatten daher auch auf den Nationalversammlungen einen vorherrschenden Einfluß. Im Laufe der Jahrhunderte hatte ihr Ansehen immer noch zugenommen, und durch die fromme Freigebigkeit der Kaiser aus dem sächsischen Hause waren sie endlich zu weitschichtigem Länderbesitz, zu Reichthum und Macht gelangt; und da man bei ihnen auch einen reifern und gediegenern Verstand, größere Einsicht und Kenntnisse und sanftere Tugenden voraussetzte, auch diese bisher bei ihnen stets gefunden hatte, so waren sie es gewöhnlich, und nicht die weltlichen Fürsten, deren Händen man die Erziehung der königlichen Prinzen und die Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug. Auch die Kaiserin Agnes, als sie die Regierung und Vormundschaft ihres Sohnes übernahm, wählte nach eigenem Gutdünken ihre

Räthe, und vorzüglich fiel ihre Wahl auf den Bischof Heinrich von Augsburg, den sie zu ihrem eigenlichen Gehülfen in der Regierung, oder, wie man heute zu Tage spricht, zu ihrem ersten Minister machte. Unter Heinrich III. stand dieser Bischof weder bei den geistlichen noch weltlichen Fürsten in sehr großem Ansehen. Von seinen, zur Verwaltung eines großen Reiches nöthigen Fähigkeiten und Kenntnissen hatte er bisher noch keine Beweise gegeben. Sein Wandel war zwar tadellos, er selbst jedoch weder durch hohe Weisheit noch durch hervorleuchtende Tugenden vor andern ausgezeichnet. Was ihm in so hohem Grade die Gunst und das Zutrauen der Kaiserin erwarb, war höchst wahrscheinlich seine grenzenlose Ergebenheit an das königliche Haus, dann sein geschmeidiges Wesen, seine gefälligen Manieren und eine ihm eigene Anmuth in allen Verhältnissen des geselligen Lebens. Zudem war er nicht ein Mann von vielen Bedenklichkeiten. Es ist eine eigene Gabe der Mittelmäßigkeit, daß sie, weil jeden Gegenstand nur aus einem, und gewöhnlich blos alltäglichen Gesichtspunkt betrachtend, auch nirgends besondere Schwierigkeiten sieht. Diese Gabe, wie es scheint, besaß auch der Bischof Heinrich in nicht kleinem Grade, und da er nun für alles gleich Mittel wußte, bei jeder Gelegenheit sich als einen Mann schnellen Entschlusses erwies, und eben dadurch der Regentin die Arbeit ungemein erleichterte, so mußte er ganz begreiflicher Weise sich auch immer mehr und mehr in der Gunst der Kaiserin befestigen. Aber in einer Zeit, wo beinahe niemand mehr gehorchen, jeder blos herrschen, oder an der Herrschaft großen Antheil haben wollte, und wo es überhaupt nur darum zu thun war, während der Minderjährigkeit des Königes etwas bedeutendes im Reiche sagen zu haben, um diese Zeit trefflich zu seinem Vortheile

auszubeuten, mußte es natürlich in den Augen des größten Theiles der geistlichen wie weltlichen Fürsten ein großes Verbrechen seyn, daß Agnes in der Reichsverwaltung, mit Umgehung aller übrigen Bischöfe und Fürsten, blos dem Rathe des Bischofes von Augsburg folgte; und da nun wirklich nicht Alles, was geschah, gerade auch das Gepräge ächter Staatsklugheit trug, so wurden auch jene Fürsten und Bischöfe, die längst schon mit Neid und Eifersucht auf den Bischof von Augsburg, wegen der hohen Gunst, in der er bei der Kaiserin stand, hingeschielt hatten, immer kühner und lauter. Es gezieme sich nicht, sagten sie, daß eine Frau das deutsche Reich beherrsche; obgleich sie selbst es waren, die einstimmig die Regentschaft, was auch in dem Herkommen gegründet war*), der Kaiserin übertragen, ja sogar ihr, auf den Fall, daß ihr Sohn vor ihr stürbe, gehuldiget hatten. Indessen war dieß offenbar nur ein bloser Vorwand; denn gerade die, welche jetzt am lautesten gegen weibliche Regierung schrien, würden sich diese sehr wohl haben gefallen lassen, würde nur Agnes ihnen so großen Einfluß in die Verwaltung gelassen haben, daß sie sich und ihre Angehörigen hätten bereichern, und überhaupt so wirthschaften können, wie sie nachher, wie wir bald sehen werden, wirklich gewirthschaftet haben.

18. Mehrere geistliche und weltliche Herren traten endlich zusammen, und verbanden sich gegen den Bischof von Augsburg, den sie durchaus vom Hofe entfernen wollten. Da sie aber bald einsahen, daß dieß, so lange Agnes regiere, nicht wohl möglich sey,

---

*) Auch die Kaiserin Theophania ward nach dem Tode ihres Gemahls, Otto des Zweiten, Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reiches.

so sannen sie auf Mittel, der Kaiserin selbst die Vormundschaft über ihren Sohn, und mit dieser auch die Reichsverwaltung zu entreissen. — Agnesens Ansehen, oder vielmehr das Zutrauen der Völker zu ihrer Regentenweisheit, war zwar ziemlich gesunken, besonders da in den letzten zwei Jahren mancherlei öffentliche Calamitäten, als Theuerung, Hungersnoth, pestartige Seuchen das Land drückten und die Menschen mißvergnügt machten. Aber ihrer Frömmigkeit, ihrer Tugenden und ihres unbescholtenen reinen Wandels wegen stand die Kaiserin überall noch in hoher Achtung, besaß im Ganzen genommen die Liebe der Nation, und wohl mochte es noch manche Bischöfe und Fürsten geben, die mit Treue zu ihr hielten. Um also die erhabene Frau völlig in der öffentlichen Meinung zu verderben, verbreiteten sie das Gerücht, als stünde die Kaiserin mit dem Bischofe von Augsburg in einem verbotenen, höchst sträflichen Verhältniß. An Gehorsam war nun beinahe nicht mehr zu denken, selbst die der Monarchin gebührende Ehrerbietung erwiesen sie ihr nicht mehr, und dieß sogar bei öffentlichen Gelegenheiten. Wer in das Geheimniß nicht eingeweihet war, befürchtete schon eine vielleicht bald eintretende völlige Auflösung aller gesetzlichen Ordnung, und mußten aus diesem Grunde nun ebenfalls eine Veränderung der Regierung für wünschenswerth erachten. An der Spitze der Verbündeten standen der Erzbischof Hanno von Köln und derselbe Otto, dem die arglose Agnes das Herzogthum Baiern gegeben hatte, und daher auch jetzt noch ihn für immer sich verpflichtet zu haben glaubte. Selbst der tapfere Markgraf Eckbert, ein Vetter des Königes, hatte Theil an dem Complotte; und endlich ward auch der Erzbischof Siegfried von Mainz, eine ganz gemeine, ja wohl pöbelhafte Natur, in das Einverständniß gezogen. Eine mächtige Stütze gewannen noch überdieß die Ver-

bündeten an dem Herzog Gottfried von Lotharingen, dem alten Feinde des königlichen Hauses. Er war so eben aus Italien gekommen, um über die Lage des Landes und das in der römischen Kirche, wegen der gespalteten Pabstwahl, entstandene Schisma dem Hofe nähere Aufklärung zu geben. Auch dieser trat dem Bunde bei. Indessen glaubten die Verschwornen doch keinen Gewaltschritt wagen zu dürfen. Sie hielten daher häufige Conventikeln, und entworfen ward hier endlich ein auf Trug und Arglist gegründeter Plan, den jungen König seiner Mutter zu entführen.

19. Agnes war gerade auf einer Reise nach Nymwegen begriffen, um dort mit dem jungen Könige das Osterfest zu feiern. Unter Weges erhielt sie eine Einladung von dem Erzbischofe von Köln, der sie bat, auf der in seiner Diöcese, ganz nahe an dem rechten Rheinufer gelegenen, ungemein anmuthigen Insel des heiligen Suitbertus*) einige Stunden zu ruhen und ein kleines, von ihm ihr zubereitetes Fest anzunehmen. Die arglose Kaiserin willigte ein. Erzbischof Hanno, Herzog Otto, Markgraf Eckbert und noch einige andere dieses Gelichters waren schon früher dahin gekommen, und der Erstere in einem ungemein kunstvoll erbauten und auf das prächtigste ausgeschmückten Schiffe. Gold- und Silberplatten, deren Schimmer, wenn von der Sonne beleuchtet, schon die entferntesten Augen blendete, bedeckten die Aussenwände des Schiffes; auf das geschmackvollste geziert war ganz besonders das Verdeck, und die vielen farbigen, auf dem Schiffe wehenden Flaggen und Wimpeln mußten an sich schon die ganze Aufmerksamkeit eines zwölfjährigen Knaben auf sich ziehen. — Nach aufgehobener Tafel,

*) Heute zu Tage Kaiserswerth.

an der bei der allgemeinen Heiterkeit der Gäste der junge König ebenfalls ungemein lustig war, näherte sich demselben der Erzbischof, ihn fragend, ob er nicht wohl Lust hätte, sein neues, ganz nahe am Ufer liegendes Schiff näher zu sehen; manches Merkwürdige würde er im Innern desselben finden und die Neuheit der Gegenstände ihn gewiß nicht wenig ergötzen. Natürlicher Weise ward dieß jetzt sogleich auch der Wunsch des unschuldigen jungen Heinrichs. In Begleitung des Erzbischofes, des Herzogs Otto und noch einiger andern in das Geheimniß Eingeweihten bestieg also der König das Schiff. Langsam fuhr man anfangs einigemal ganz sanft an dem Ufer hinab und hinauf; aber auf einmal kamen auf ein gegebenes Zeichen alle Ruder in Bewegung, und schnell flog das Schiff in die Mitte des Stroms. Desto heftiger erschrack jetzt der königliche Knabe, und von den ihn umgebenden Gesichtern nichts Gutes ahnend, sprang er in dem ersten Augenblick seines Schreckens besinnungslos in den Rhein, und sicher würden ihn die Fluthen bald in den Abgrund gezogen haben, wäre der Markgraf Eckbert nicht nachgesprungen und hätte mit Gefahr seines eigenen Lebens ihn gerettet und wieder auf das Schiff zurückgebracht. Alle beeiferten sich jetzt, Heinrich zu trösten und zu beruhigen, und unter Liebkosungen und Schmeicheleien jeder Art kam er in Köln an. Aber zahlloses Volk, welches die Ankunft der Kaiserin auf der Rheininsel dahin gelockt hatte, war auf dem rechten Ufer des Stroms dem Schiffe weit hin gefolgt, und zwar mit den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen auf den Erzbischof und dessen sämmtliche Genossen.

20. Hanno's Name steht zwar in dem römischen Martyrologium; auch ist nicht daran zu zweifeln, daß manche seinem Stande geziemenden Tugenden

ihn schmückten; aber dieser Königsraub, diese bis dahin unerhörte Frevelthat, der noch übrigens eine auffallende Unlauterkeit des Herzens, Verstellung, Heuchelei, Falschheit, Lug und Trug vorangingen, zeugt wahrhaftig nicht von einer, dem Erzbischofe wenigstens damals schon beiwohnenden Heiligkeit. Wird man auch einen Augenblick versucht zu glauben: nur das Beste der Kirche und des Staates, nur zarte Besorgniß für die Person des jungen Königes, verbunden mit dem Wunsche, demselben eine zweckmäßige Erziehung zu geben, hätten den Erzbischof zu diesem Frevel getrieben, so würde doch selbst auch ein so edler Zweck die verruchten Mittel, deren man sich dazu bediente, nicht heiligen können; und noch schneller verschwindet jener Gedanke, und die That steht in ihrer ganzen Häßlichkeit da, sobald man mit einem Blick deren unmittelbare wie entferntere Folgen überschaut. Hatte man bisher über das Fehlerhafte an der Erziehung des Königes geklagt, so ward dieselbe jetzt völlig vernachläßiget. Die Zeiten wurden noch weit wilder und gesetzloser. Statt einer gerechten und geregelten Verwaltung, die Hanno gleich nach verübter Greuelthat der Nation versprach, ward von jetzt an ein gleichsam auf Grundsätzen reducirtes und auf den selbstsüchtigsten Berechnungen beruhendes Raubsystem in allen Theilen der Verwaltung mit der schamlosesten Consequenz befolgt. Der schändliche, an Gewissenlosigkeit und Frechheit alles überbietende Königsraub war nun für alle größere und kleinere Vasallen gleichsam ein Aufruf, daß alle gesellschaftliche Ordnung, Recht und Gerechtigkeit aufgehört, und jeder für die Zukunft seiner Willkühr und Frechheit keine andere Grenzen zu setzen hätte, als blos jene, die seine eigene größere oder mindere Macht ihm vorschreibe, und so ward nun bald Deutschland wieder von einem Ende bis zum andern ein schauerlicher

Tummelplatz zahlloser Fehden, Frevel und Gewaltthaten jeder Art *).

21. Die Kaiserin war ausser sich vor Schmerz über den Verlust ihres Sohnes; ihm folgen wollte sie nicht; denn der Anblick der Räuber, die sie jetzt nicht mehr zu züchtigen vermochte, würde ihr Mutterherz nur noch tiefer verwundet haben. Hätte die edle Fürstin das mächtige Herzogthum Baiern, das sie erst im vorigen Jahre jenem Undankbaren gegeben, noch in ihrer Hand gehabt, nie würden die Verschwornen ihr fürstliches Bubenstück gewagt haben. Alle Vasallen, welche, um der Kaiserin und dem jungen König ihre Ehrfurcht zu bezeigen, auf die Suibertusinsel gekommen waren; aber in das Geheimniß der Verschwornen nicht eingeweiht, mithin auch unbekannt mit deren Zahl, Macht und fernern Planen, daher voll ängstlicher Besorgniß über das, was noch kommen könnte, kehrten jetzt eiligst auf ihre Güter und in ihre Grafschaften zurück; denn in dem gegenwärtigen verhängnißvollen Augenblicke einer zu befürchtenden völligen Auflösung aller gesetzlichen Ordnung wollten sie wenigstens ihr eigenes Interesse so viel möglich verwahren. (1062.)

22. Einsam und verlassen stand also jetzt die erhabene Fürstin da, und auch nicht ein einziger Arm

---

*) Der Chronograph Saxo sagt: Quod ille (Hanno) qua intentione fecerit, vel qualiter divino judicio placuerit, discernere non valemus. Aut multa tamen incommoda orta et deinceps aucta certum tenemus. Nam perinde dissensiones in republica, ecclesiae perturbatio, monasteriorum destructio, clericatus despectio, totiusque justitiae conculcatio et *caepit et permanet*. Unstreitig enthalten diese Worte zugleich auch die beste Vertheidigung der Regierung der Kaiserin Agnes.

erhob sich zu ihrer Vertheidigung. Als Agnes endlich jeden Ausdruck der Klage und des Schmerzes erschöpft hatte, entschloß sie sich, der Welt völlig zu entsagen und innerhalb der stillen Mauern eines Klosters, in dem nur Frömmigkeit und kindliche Einfalt wohnten, alle ihre übrigen Tage zu verleben. Auf die Bitten ihrer Vertrauten, die ihr vorstellten, wie sehr ihr jetzt erst zwölfjähriger Sohn in der Folge noch ihrer Erfahrung, ihres Rathes und mütterlichen Beistandes bedürfte, änderte sie jedoch ihren Entschluß, und zog sich einstweilen auf ihre Güter in den Privatstand zurück. — Als Adalbert von Bremen das Staatsruder in die Hände bekam, begab sich die Kaiserin wieder an das Hoflager des jungen Königes, hatte auch anfänglich, wie es scheint, nicht unbedeutenden Einfluß auf denselben, obgleich eine zweijährige Trennung die Liebe des Sohnes zur Mutter schon ziemlich gemindert hatte. Aber noch weit blutiger ward ihr Mutterherz gedrückt, als sie bald bemerken mußte, daß das Gemüth ihres Sohnes sich von Tag zu Tag mehr von ihr entferne, und nun auch Manches geschah, was sie mit Besorgniß erfüllte und sie doch zu verhindern nicht vermochte. Agnes bedurfte jetzt des Trostes, und suchte ihn bei dem in dem Rufe der Heiligkeit stehenden Cardinal Petrus Damiani. Sie schrieb an denselben, entdeckte ihm ihr ganzes Herz, klagte ihm ihre Leiden, und besonders die Schmerzen mancher hoffnungsloser Wünsche, die, wie sie wohl selbst einsah, nie mehr in Erfüllung gehen konnten. Dem frommen und weisen Cardinal gelang es bald, in das schwer verwundete Herz der Trostlosen einige Tropfen mildernden Balsams zu gießen, und durch seine salbungsvolle Worte endlich ihren tief gebeugten Geist wieder zu den heitern Höhen der Religion zu erheben *).

---

*) *Fleury*, hist. de l'égl. T. XIII. Liv. 61.

Indessen war Alexander II. von der ganzen Christenheit als rechtmäßiger Pabst anerkannt, und Cadalous, der sich den Namen Honorius beigelegt hatte, allgemein verworfen worden. Auch der Kaiserin war nun die Binde von den Augen gefallen. Schmerzhaft empfand sie es jetzt, wie sehr sie gesündiget, daß sie, einer bessern Ueberzeugung blos aus weiblicher Laune sich erwehrend, den mit dem Laster der Simonie so sehr befleckten Cadalous der Kirche zum Oberhaupt habe aufdringen wollen. Um zu den Füßen des Pabstes ihr Unrecht zu bekennen und die Lossprechung von ihm zu erhalten, unternahm sie eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel in Rom. Aber in der Hauptstadt der Christenheit kam sie jetzt ganz anders an, als vor ungefähr fünfzehn Jahren, da sie an der Seite ihres Gemahls, des mächtigen, eben so sehr gefürchteten als geehrten Kaisers, festlich geschmückt, im Triumphe und unter dem frohen Zuruf eines zahllosen Volkes und des ganzen römischen Adels, durch die Thore von Rom einzog. In grobem, gemeinem Pilgergewand, auf einer Eselin sitzend und nur von sehr wenigen, eben so dürftig aussehenden Dienern begleitet, kam jetzt die ehemalige römische Kaiserin und Königin von Deutschland, Italien und Burgund in der leontinischen Stadt an. Der heilige Damiani ward nun Agnesens Führer auf der von ihr eingeschlagenen Bahn des Heils. Vor dem Altar in der St. Peterskirche legte sie ihm eine, von ihren frühesten Kinderjahren — so weit sie sich derselben erinnern konnte— beginnende Generalbeicht ab. Jeden eiteln Wunsch, jede auch noch so kleine unlautere Regung ihres Herzens, jede weibliche Schwachheit, wie demüthigend auch das Geständniß seyn mochte, bekannte sie mit einer Offenheit und Unumwundenheit, deren nur eine wahrhaft reumüthige, alle Schmach ihrer begangenen Sünden im Geiste der Buße gerne auf sich nehmende

Seele fähig ist. Als der Heilige die Zerknirschung und häufige Thränen der Büßenden sah, legte er ihr keine andere Buße auf, als daß sie die von ihr angefangene Lebensweise bis an das Ende ihrer Tage fortsetzen möchte. Nachdem Agnes nun auch von Alexander II. den päbstlichen Segen erhalten hatte, begab sie sich in ein in Rom gelegenes Kloster, wo sie durch ihre Demuth, ihre Beharrlichkeit in lange anhaltendem Gebete, durch Strenge gegen sich selbst, und eine grenzenlose Milde gegen Arme, unter die sie oft sehr reiche Almosen austheilte, bald ein allgemeiner Gegenstand der Bewunderung und Verehrung aller frommen Bewohnerinnen des Klosters ward. Zwar verließ sie dasselbe nach zwei Jahren und kehrte wieder nach Deutschland zurück; jedoch blos, um ihren Schwiegersohn, den Herzog von Schwaben, mit dem Könige auszusöhnen. Als dieses Werk der Liebe vollbracht war, eilte sie in ihr Kloster nach Rom zurück. Von jetzt an verließ sie nie mehr dasselbe. Sie starb im Jahre 1075, und hatte also nach dem an ihr, durch Entführung ihres Sohnes auf der Suibertusinsel begangenen Frevel noch dreizehn Jahre gelebt. Verbittert wurden ihr die letzten Tage ihres Lebens durch das Schisma ihres Sohnes, woran sie auch nicht den entferntesten Antheil hatte.

II.

Erzbischof Hanno von Köln, Vormünder des Königes und Regent des Reiches.

1. Erzbischof Hanno, von Herzog Otto von Baiern unterstützt, übernahm nun die Verwaltung des Reiches und ausschließlich die Erziehung des jungen Monarchen. Aber es dauerte nicht lange, so fühlte der Erzbischof, daß das, wonach er so eifrig gestrebt, jetzt, wo er es erreicht hatte, für ihn eine unerträg-

liche, seine Kräfte weit übersteigende Bürde sey. Ihn, den man als den Haupturheber der Verschwörung ansah, traf schon deßwegen, weil bei der Entführung das Leben des Königes in so große Gefahr gerathen war, der allgemeine Haß des ganzen deutschen Volkes. Aber auch die Fürsten, die mit dem Plane der Verschwornen unbekannt geblieben waren, glaubten sich gekränkt und beleidigt, daß ein Bischof, der, nur aus ritterlichem Geschlecht entsprossen, dem hohen Adel nicht angehörte, an der Spitze der Regierung stehe und ausschließlich die Person des Königes gegen dessen Willen in seiner Gewalt habe. Bei diesen war an Gehorsam nicht zu denken. Kein Vasall, der Mächtige wie der Mindermächtige, wollte demjenigen gehorchen, dessen Gewalt er nicht anerkannte, und mit Recht nicht anerkannte, weil er, mit Verletzung der Verfassung und aller Reichsgesetze sie gewaltsam und durch einen unerhörten Frevel an sich gerissen hatte. Aber auch jene der Fürsten, die, in die Verschwörung eingeweihet, entweder zum Königsraub beigestimmt, oder wenigstens das Geheimniß sorgfältig bewahrt hatten, wollten nun auch sogleich den Lohn ihres Verraths. Alles glaubten sie sich jetzt erlaubt; griffen daher ebenfalls zu und rissen an sich, was nur immer im Bereich ihrer Macht lag. Zudem ward dem Hanno nun laut der Vorwurf gemacht, daß er den jungen König nur deßwegen geraubt, um sich und seine Angehörigen zu bereichern. Um diesem Vorwurf zu begegnen, machte der Erzbischof nun die sinnloseste, abgeschmackteste Verordnung, die noch je in Beziehung auf vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit eines Königes war gemacht worden. Er verordnete nämlich, daß der Bischof, in dessen Diöceſe der junge König sich befinde, auch für die Erziehung desselben sorgen und zugleich die Verwaltung des Reiches über-

nehmen sollte*). Daß diese, allem Herkommen zuwider laufende, die bisherige Verfassung des Reiches gewissermaßen umstoßende und ohne Zustimmung der Reichsstände gegebene Verordnung gar keine gesetzliche Kraft haben konnte, versteht sich von selbst; aber zudem war sie auch blos illusorisch; denn man behielt den jungen Monarchen sorgfältig innerhalb des erzbischöflichen Sprengels, ließ ihn genau bewachen, und gestattete Niemand den Zutritt zu ihm ohne besondere Einwilligung des Erzbischofes. An eine bessere Erziehung, oder vielmehr nur an eine Erziehung des jungen Heinrichs überhaupt war gar nicht zu denken. Schon der an der Person des königlichen Knaben begangene Frevel hatte demselben den Erzbischof äusserst gehäßig gemacht. Um diesen Eindruck wo möglich wieder auszulöschen, suchte man ihn nun auf alle Weise mit der Jagd und andern Spielen seines Alters zu belustigen, und unter dem Vorwande, man müsse seines zarten Alters schonen, ließ man ihn treiben, was er nur immer wollte. — Um seinem Regiment einige Festigkeit zu geben, suchte Hanno auch noch andere, geistliche wie weltliche Fürsten, besonders die Bischöfe von Freisingen und Halberstadt, die Erzbischöfe von Magdeburg und Salzburg, und den Ordulph**) und noch manche andere, durch Schan-

---

*) Episcopus (Coloniensis) ut invidiam facti mitigaret, ne videlicet, privatae gloriae potius, quam communis commodi ratione haec admisisse videretur, statuit (also für sich ganz allein und aus eigener Machtvollkommenheit), ut episcopus quilibet, in cujus dioecesi rex tunc temporis moraretur, ne quid detrimenti respublica pateretur, provideret, et causis quae ad regem delatae fuissent, potissimum responderet (*Lamb.* Schaffn. ad an. 1062).

**) Herzog Ordulph, Sohn des so eben in hohem Greisenalter verstorbenen Herzogs Bernhard, erhielt jetzt nicht nur das Herzogthum erblich, sondern dazu auch noch verschiedene andere Reichslehen.

kungen und Vergabungen, folglich auf Unkosten des unmündigen Königes, in sein Interesse zu ziehen. Sogar der Bischof von Bamberg, der im Anfange des vorigen Jahres sich gegen seine Wohlthäterin, die Kaiserin, empört hatte, erhielt wahrscheinlich zum Lohne seines Undanks die Stadt Forchheim, und mit dieser noch dreißig Dörfer. Daß eine solche Wirthschaft eine gewissenlose Vergeudung des Reichsguts sey, dieß ward nicht in Anschlag gebracht, oder höchstens dadurch bemäntelt und entschuldiget, daß das Wohl des Reiches es jetzt so erfodere. Die Fürsten und Bischöfe nahmen zwar sehr gerne alles, was man ihnen gab, wurden aber deßwegen der Regentschaft nicht holder als zuvor, zerfielen sogar unter sich selbst darüber in Zank und Streit, und überall, wohin man blickte, sah man nichts als Ungehorsam, Haß, Widerspenstigkeit, Neid und Hader. Das Reich war wie aufgelößt. Jeder stand für sich allein, sorgte blos für sich, und das allgemeine Wohl ward von dem Interesse jedes Einzelen verschlungen. — Wie sehr aber eben dadurch das königliche Ansehen sank, wie völlig die sonst die Person des Königes umgebende Majestät verschwand und die Königskrone allen Glanz verlor *), dieß bewies gleich darauf ein Ereigniß, das, wenn nicht auf dem übereinstimmenden Zeugniß aller gleichzeitigen Geschichtschreiber beruhend, man durchaus für unglaublich halten müßte.

2. Zur Feier des Weihnachtsfestes befand sich der König mit seinem Hofe**) in Goslar. Mehrere

---

*) Adam von Bremen sagt von den sächsischen Fürsten: a nostris comitibus rex puer primo derisui habitus est. Dasselbe hätte er auch von dem größten Theile der übrigen deutschen Fürsten sagen können.

**) Damit die Nation der Vorstellung keinen Raum gebe, als sei der junge Monarch ein Gefangener in den

Bischöfe und Aebte fanden sich ein, und unter den letztern auch der Abt von Fulda, der bei weitem reichsten Abtei in ganz Deutschland. Zu Folge einer uralten, schon aus den Zeiten des heil. Bonifacius herrührenden Gewohnheit, pflegten die Aebte von Fulda in jeder Versammlung des hohen Clerus ihre Stühle stets neben jene des Erzbischofes von Mainz setzen zu lassen. Aber dieser, in dem Lauf einiger Jahrhunderte zu einem Recht erwachsenen Gewohnheit, widersetzte sich jetzt der Bischof Hezelo von Hildesheim. Goslar, sagte er, gehöre zu seinem bischöflichen Sprengel, und in seiner Diöcese dürfe niemand über ihm sitzen, als nur der Erzbischof von Mainz. Bei jeder andern Gelegenheit, fügte er hinzu, wolle er dem Abt das Recht des Vorsitzes nicht bestreiten. Dieser Foderung konnte jedoch der damalige Abt Wiederad von Fulda sich nicht fügen; denn gab er jetzt nach, so mußte er auf jenes Ehrenprivilegium für immer verzichten; da ja jeder andere Bischof, in dessen Diöcese eine ähnliche Versammlung statt gehabt hätte, dieselbe Foderung, wie der Bischof von Hildesheim, würde aufgestellt haben. Ohne sich verglichen zu haben, trennten also beide sich von einander. Als aber uun am Tage des Festes, zu dem nachmittägigen Gottesdienst (zur Vesper), die Stühle für die Geistlichkeit in dem Chor der Kirche sollten gestellt werden, entstand sogleich unter den Leuten des Bischofes und jenen des Abtes ein heftiger Streit. Von harten Worten kam es bald zu Schmähungen, und von diesen zu Faustschlägen. Der Tumult ward

---

Händen des Erzbischofes, ward demselben, gleich nach dessen Entführung von der Suitbertusinsel, ein förmlicher Hof eingerichtet, jedoch sämmtliche höhere wie niedere Hofämter nur mit solchen Individuen besetzt, von deren völligen Ergebenheit die Regentschaft versichert seyn konnte.

immer ärger, und schon jetzt würde Blut geflossen sein, wäre Herzog Otto von Baiern mit seinem Ansehen nicht eingeschritten, und hätte das in altem Herkommen gegründete Recht des Abtes geschützt. — Für den heutigen Tag war zwar die Frage jetzt entschieden, aber noch lange nicht für alle künftig kommende Fälle; und Bischof Hezelo lauerte nur auf eine Gelegenheit, wo er derselben Foderung, jedoch weil alsdann dazu vorbereitet, einen weit größeren Nachdruck würde geben können. Diese Gelegenheit ergab sich gleich im folgenden Jahre 1063, als der König auch das Pfingstfest in Goslar feiern wollte. Da Ezelo seine am Weihnachtstage erlittene, vermeintliche Niederlage blos der Dazwischenkunft des Herzogs Otto zuschrieb, so suchte er jetzt ebenfalls einen nicht viel mindermächtigen Großen, nämlich den Markgrafen Eckbert von Braunschweig, für seine Sache zu gewinnen. Ueber seine Erwartung gelang ihm dieses *). An der Spitze einer bewaffneten Rotte versteckte sich der Markgraf hinter den Altar, und als am Nachmittage des Festes, bei Ordnung der Stühle zur Vesper, wieder ein Streit zwischen den Leuten

*) Man weiß nicht, aus welchem Grunde der Markgraf so eifrig die Parthei des Bischofes ergriff. Vielleicht dem Herzog zu Trotz, mit dem er indessen zerfallen seyn konnte. Vielleicht auch aus einem falschen Patriotismus, weil der Bischof von Hildesheim ein sächsischer Bischof war. Aber auch ohne diese Voraussetzungen scheint die Sache leicht erklärbar. Wegen ihres großen Reichthums, so wie auch ihrer Privilegen und Exemtionen wegen, waren die Klöster längst schon ein Gegenstand des Neides und des Hasses der geistlichen wie weltlichen Fürsten. Wo und wann man nur konnte, suchte man sie daher zu kränken, an ihren Rechten sie zu verkürzen und so viel möglich ihnen abzuzwacken. Bot sich also auch nur von weitem eine Veranlassung dazu dar, so fanden sich, die Aehnliches bezweckten, auch stets sehr geschwind zusammen.

des Bischofes und jenen des Abtes entstand, und sogleich sehr heftig zu werden begann, brach der Markgraf mit seiner Schaar plötzlich aus seinem Hinterhalt hervor, griff des Abtes Leute mit Keulen und Knütteln an, verwundete verschiedene derselben und jagte die Uebrigen aus der Kirche hinaus. Aber die Vertriebenen, voll Zorn und Scham, riefen des Abtes ganzes Gefolge zur Vertheidigung der Rechte ihres Herrn herbei. Alle sehr zahlreich in Goslar anwesende Fuldaer griffen nun augenblicklich zu den Waffen, und obgleich indessen der König in die Kirche gekommen war und der Gottesdienst schon angefangen hatte, drangen jene dennoch mit Schwertern, Lanzen und Wurfspießen in dichten Haufen in die Kirche, und fielen mit leidenschaftlicher Erbitterung über die Leute des Bischofes und des Markgrafen her. Ein schrecklicher blutiger Kampf begann jetzt zwischen beiden im höchsten Grade gegen einander gereizten Partheien. Der Psalmengesang verstummte, und statt des Lobes Gottes, das noch vor wenigen Minuten in dem herrlichen Tempel erschallte, hörte man nun nichts als Flüche, wildes Geschrei, Waffengeklirr und den Klageruf der schwer Verwundeten oder Sterbenden. Bei dieser Greuelscene glaubte der junge Monarch kein müßiger Zuschauer seyn zu dürfen. Er erhob sich von seinem Sitze, ließ seine jugendliche Stimme hören, gebot Ruhe, erinnerte an die Heiligkeit des Ortes, und beschwor sogar die Ruhestörer bei der Majestät des königlichen Thrones*), die Waffen niederzulegen und dem sündhaften Kampfe ein Ende zu machen. Aber fruchtlos verhallten seine Befehle, wie seine Bitten und Ermahnungen. Die Wüthenden wurden nur noch wüthender. Bald schien selbst die geheiligte Per-

*) Sub obtentu regiae Majestatis populum conjurans. (*Lamb.* Schaffn. ad an. 1063.)

son des Königes bedrohet, und nur mit Mühe und der Hülfe seiner Umgebung vermochte er sich dem wilden Getümmel zu entziehen und nach seinem Palaste zu eilen. Aber nur noch blutiger ward der Kampf nach der Entfernung des Königes. Auf einem erhabenen, den Waffen unerreichbaren Platz, von welchem er alles überschauen konnte, erschien jetzt der Bischof selbst. Auch er ließ seine Stimme hören; es war jedoch nicht die Stimme eines guten, für das leibliche wie geistige Wohl seiner Heerde zärtlich besorgten Oberhirten, sondern die eines grimmigen Dämons. Mit donnernder Stimme ermunterte er die Seinigen zur Fortsetzung des blutigen Kampfes, und die Wuth derselben immer noch mehr entflammend, schrie er ihnen öfters zu, sich durch die Heiligkeit des Ortes nicht stören, nicht schrecken zu lassen; denn begingen sie dadurch auch eine Sünde, so würde er sie wieder davon lossprechen. Ströme von Blut flossen in dem Chor, und selbst das Heiligthum, Altar und Tabernackel, wurden damit befleckt *). Endlich siegten die Hildesheimer. Die Fuldaer wurden aus der Kirche vertrieben und diese hinter ihnen zugeschlossen. Aber demungeachtet gaben die Dienstleute des Abtes die Schlacht noch nicht verloren. Wie es scheint, schlugen sich jetzt auch mehrere aus dem Volke zu ihnen; denn sie umringten die Kirche, besetzten alle Zugänge, und waren fest entschlossen, sobald ihre Feinde die Kirche verlassen würden, den Kampf wieder zu erneuern. Die Hildesheimer wollten jedoch sich keinem neuen Angriffe aussetzen. Sie blieben also in der Kirche und warteten so lange, bis die Fuldaer, als die Nacht schon weit vorgerückt war, die Blokade von selbst auf-

---

*) Super altaria Dei tristes jugulantur hostiae, parsimque per ecclesiam sanguinis currunt flumina, non legati, ut quondam, religione, sed hostili crudelitate profusa. (Id.)

hoben und nach Hause zogen. Erst jetzt wurden die Kirchenthüren wieder geöffnet, und jeder suchte nun so eiligst als möglich seine Person in Sicherheit zu bringen.

3. Gleich am folgenden Tage veranlaßten der Erzbischof Hanno und der Herzog Otto eine strenge Untersuchung der blutigen Greuelthat. Unstreitig lastete auf dem Markgrafen Eckbert die größte Schuld. Statt durch sein Ansehen, wie Herzog Otto im verflossenen Jahre gethan, den Streit gleich in seiner Geburt zu ersticken, und die streitenden Partheien auf dem gesetzlichen Wege vor den Richter zu verweisen, war er es vielmehr selbst, der zuerst sich blutige Gewaltthaten erlaubte, durch Ermordung und Verwundung einiger Fuldaer die heilige Stätte entweihete und alle übrigen grausenvolle Auftritte herbeiführte. Aber Eckbert war ein naher Anverwandter des Königes; auch wollten wahrscheinlich Hanno und Otto sich einen so bedeutenden Mann nicht zum Feinde machen; und so ward der Markgraf gleich im Anfange der Untersuchung von aller Schuld rein und frei gesprochen. Der Schuldigste nach ihm, vielleicht noch schuldiger als Eckbert selbst, war offenbar der stolze, rach- und blutgierige Bischof Hezelo. Statt den blutigen Unfug bei Zeiten zu steuern, dürstete ihn selbst nur immer noch mehr nach Blut. Auf sein Geheiß ward der Kampf fortgesetzt, wurden noch viele erschlagen, noch weit mehrere verwundet; und sein Verbrechen war um so größer, je heiliger das Amt war, das er bekleidete, und je strenger die Pflichten, die ihm dasselbe auflegte. Da aber nun einmal der ganze Gang dieses Prozesses von dem völlig rechtlosen Zustand jener Zeit, so wie von der Ungerechtigkeit und schamlosen Willkühr der Richter einen sprechenden Beweis liefern sollte, so ward der schändliche Hezelo

nicht nur gar nicht in die Untersuchung gezogen, sondern er durfte sich auch gar noch erfrechen, als Hauptankläger gegen den Abt aufzutreten. Ueber diesen fiel nun Alles her. Auf das bösartigste ward ihm gedeutet, daß er mit einem weit zahlreichern Gefolge, als die Nothwendigkeit erfodert hätte, nach Goslar gekommen wäre*). Dieß ward jetzt der Hauptgrund seiner Verurtheilung. Von Allen angefeindet, angeklagt und unterdrückt, blieb dem verlassenen Wiederad, um nicht völlig vernichtet zu werden, kein anderes Mittel übrig, als zu dem reichen Schatz seiner Abtei seine Zuflucht zu nehmen. Als Genugthuung für die so sehr beleidigte königliche Majestät mußte er ungeheure Summen zahlen, wovon das Wenigste in den königlichen Fiscus, das Meiste in die Beutel der den König umgebenden Großen floß. Noch weit größer und schamloser waren die Foderungen des Bischofes als Entschädigung für die Entweihung seiner Kirche, die der Abt jetzt ebenfalls zu bezahlen gezwungen ward. Dazu kamen nun auch noch manche andere, nicht ganz unbedeutende Summen, mit denen er, um seine Feinde nur einigermaßen zu besänftigen, deren Habsucht befriedigen mußte. Endlich zwang ihn auch noch die gefahrvolle Lage, in welcher er sich befand, und die Nothwendigkeit, sich Freunde zu machen, um durch diese wieder einigen Halt zu gewinnen, mehrere Güter

---

*) Ein nichtssagender, offenbar aus der Luft gegriffener Anklagspunkt. Es hing ganz von dem Willen der Fürsten ab, mit einem mehr oder weniger zahlreichen Gefolge zu den jährlichen Hauptfesten, die auch die Könige stets durch ihre Gegenwart verherrlichen mußten, sich zu begeben. Gewöhnlich kamen sie in sehr zahlreicher, glänzender Begleitung, um, wie sie wähnten, durch eben diesen Glanz die Feier des Tages zu erhöhen. Auch die Könige und ihr Hof erschienen an solchen Festtagen in der größten Pracht und in ihrer ganzen irdischen Größe und Herrlichkeit.

seiner Abtei an Laien als Lehen zu vertheilen; kurz alles, was er hatte, Geld und Gut, wurden ihm jetzt abgepreßt, so daß von diesem Augenblick an die Abtei Fulda, bis dahin die reichste in ganz Deutschland und Frankreich, zu einem der ärmsten und unbemittelsten Klöster beinahe der ganzen abendländischen Christenheit herabsank, auch von seinem Falle sich nie mehr gänzlich erholen konnte *).

4. Völlig ausgeraubt und ausgeplündert und tief gebeugt, verließ der Abt die Stadt Goslar und kehrte nach Hause zurück. Aber beinahe noch größerer Verdruß, noch größere Schmach und Unbild erwarteten ihn in seiner eigenen Abtei. Wahrscheinlich war Wiederad ein sehr strenger, vielleicht selbst allzu harter Oberer, und daher bei seinen Untergebenen nichts weniger als beliebt **). Sobald also die Mönche

---

*) Nicht zufrieden, den Abt so sehr gedemüthiget und beinahe völlig vernichtet zu haben, suchte der Hildesheimer Bischof auch noch an allen Fuldaern sich zu rächen, die an dem Kampf thätigen Antheil genommen hatten. Er belegte sie sämmtlich mit dem Banne, und sprach sogar über die Erschlagenen noch den Fluch der Kirche aus. — Am bittersten und schärfsten, weil voll des gerechten Unwillens, äussert sich der redliche und fromme Lambert von Aschaffenburg über diesen Bischof Hezelo. „Tum vero urgebat et ille *Apostolicae sanctitatis ac Mosaicae mansuetudinis* Episcopus, qui tanti sanguinis effusione manus suas Deo consecraverat, et violatae ecclesiae injurias truculentius atque immitius, quam rex suas, persequebatur. In quorum corpora prius ferro debacchatus fuerat, ad deprimendas horum animas gladio spiritus modo fulminabat, praecidens tam defunctos, quam eos, qui caedi superfuerant, de corpore ecclesiae."

*) Die Liebe seiner Mönche soll Wiedemar vorzüglich dadurch verloren haben, daß er an Laien viele Klostergüter als Lehen ertheilte. Dadurch wurden nun freilich die Einkünfte des Klosters vermindert, mithin

das, was zu Goslar vorgefallen, erfuhren, brach eine förmliche Empörung gegen den Abt unter ihnen aus. Als der unglückliche Mann mit seinem schweren und gepreßten Herzen in der Abtei ankam, statt seinen Kummer durch einige Worte des Trostes zu mildern, überhäuften sie ihn mit den beisesten Vorwürfen. Sie nannten ihn einen Tyrannen, und foderten unter den gräßlichsten Drohungen von ihm, daß er alles, was er bisher ihnen genommen, wieder zurückgeben sollte. Demüthig und mit Thränen im Auge bat und beschwor der Abt die Mönche, ihn jetzt doch nicht völlig zu verderben; gerne wolle er ja alles, was er ihnen entzogen, in der Folge doppelt ersetzen. Die ältern, daher vernünftigeren Mönche, wurden durch die Bitten und Thränen des Abtes gerührt, söhnten sich daher sogleich wieder mit ihm aus. Aber nicht so die jüngern Brüder. Diese, weil längst schon unzufrieden mit ihrem Stande, und die eigene Brust stets voll eitler Wünsche, daher auch unempfänglich für fremdes Leiden, und jetzt dem Abt noch um so mehr zürnend, weil er, wie sie ihm in das Gesicht sagten, das Kloster auf lange Zeit in tiefe Armuth gestürzt habe, wollten durchaus keiner vernünftigen Vorstellung mehr Gehör geben. Noch

---

auch die Mönche in manchen ihrer, von der Ordensregel ihnen nicht untersagten Genüsse verkümmert. — That der Abt dieses aus Stolz und Eitelkeit, um durch eine zahlreiche und glänzende Gefolgschaft sich auszuzeichnen; so verdiente er freilich die Vorwürfe, die seine Mönche ihm darüber machten. Aber nicht selten wurden auch, besonders in jenen völlig gesetzlosen Zeiten, die Aebte gezwungen, einen Theil der Güter ihrer Abteien als Lehen hinwegzugeben, blos um mittelst dergleichen Verleihungen brave und tapfere Ritter zur Vertheidigung der Rechte wie des Besitzstandes ihrer Klöster durch den Lehnseid zu verpflichten.

widerspenstiger zeigten sich des Abtes eigene Dienstleute. Viele von ihnen waren bei dem traurigen Vorfall in Goslar verwundet worden und foderten nun dafür Entschädigung und große Belohnungen, die doch der von allen Seiten geängstigte Abt bei der völligen Erschöpfung der Klosterkasse unmöglich auf der Stelle leisten konnte. Gegenseitiges Mißtrauen trennte also jetzt die Gemeinde in zwei Partheien, die Eine für, die Andere gegen den Abt, und der Geist der Zwietracht, des Hasses und der Widerspenstigkeit trat nun an die Stelle klösterlicher Demuth, Liebe und Einigkeit. — Bald darauf ward der Abt wieder nach Goslar zu einem Hoftage berufen. Den Unzufriedenen war dieß erwünscht; und noch war Wiederad keine zwei Tage abwesend, als auch schon die seither in den Gemüthern herrschende Gährung zum Ausbruch kam. Die ganze, dem Abte feindliche Parthei beschloß unverzüglich nach Goslar zu ziehen, bei dem König gegen den Abt zu klagen und dessen Absetzung zu fodern. Unter Psalmengesang und Vortragung des Kreuzes machten sie sich sogleich auf den Weg. Da die ältern Klostergeistlichen ihre unbesonnenen Brüder nicht hatten zurückhalten können, so schlossen sie sich dem Zuge an, jedoch weinend und laut klagend, gleichsam als wenn sie ein Leichenbegängniß bekleideten. Wirklich ward auch jetzt die Ehre und der bisher unbescholtene Ruf des Klosters zu Grabe getragen.

5. Als die Mönche nicht mehr fern von Goslar waren, schickten sie Einen aus ihrer Mitte mit einem Schreiben an den König voraus, in welchem sie dem Monarchen ihren Anzug, so wie die Ursache und den Zweck desselben ankündigten. Die ganze Umgebung des Königes, vom Höchsten bis zu Niedrigsten, staunte über die unerhörte Frechheit dieser Mönche. Ganz besonders aufgebracht waren der Erzbischof Hanno

und der Herzog Otto gegen Leute, die als Kloster-geistlichen vor allen andern ein Muster der Demuth, des Gehorsams und der Barmherzigkeit seyn sollten, nun durch ihre Empörung und unersättliche Rachgier öffentlich zu erkennen gäben, daß auch jeder Funke von Erbarmung gegen Unglückliche in ihren versteinerten Herzen erstorben sey. Auf den Vortrag des Erzbischofes beschloß der König, die so schwer gegen alle Klosterzucht und klösterliche Tugenden frevelnden Mönche auf eine auffallende Weise zu bestrafen. Der Ueberbringer des Briefes, so wie die drei Haupturheber der Empörung wurden demnach unverzüglich verhaftet und zu fernerer Bestrafung nach verschiedenen mehr oder weniger entfernten Klöstern gebracht. Der Abt ward ermächtiget, gegen die Aufrührer militärische Gewalt zu gebrauchen und jeden derselben nach dem Grade seiner Schuld zu bestrafen. Unter einer starken Bedeckung gewaffneter Mannschaft ließ also der Abt die Mönche wieder nach Fulda, jedoch nicht in das Kloster, sondern in ein anderes, außerhalb der Klostermauern liegendes Gebäude bringen, und alle Aus- und Zugänge desselben besetzen. Ein strenges Gericht erging nun über sämmtliche Aufrührer. Nachdem der Abt sich mit den vornehmsten Vasallen des Klosters und noch einigen der ältern Klostergeistlichen berathen hatte, ward beschlossen, daß alle Mönche, welche das Kloster gegen die Regel des Ordens, in förmlicher Empörung gegen ihren Abt, und mit Verachtung aller seiner Bitten und Ermahnungen verlassen hätten, und jetzt noch nicht auf das neue wieder wären aufgenommen worden, als blose Laien betrachtet und auch als solche bestraft werden sollten. Diesem Beschluß zu Folge wurden die zwei Schuldigsten derselben, wovon der Eine schon Priester, der Andere Diacon war, öffentlich mit Ruthen gepeitscht*) und aus

*) Ita Abbas, laicorum jurisdictionem secutus, duos ex

dem Kloster gejagt. Allen übrigen ward ebenfalls scharfe körperliche Züchtigung zuerkannt, jedoch nicht, wie eine ganze unbefangene Gerechtigkeit es würde bestimmt haben, sondern stets mit sträflicher Rücksicht auf die mehr oder weniger vornehme Geburt eines Jeden *). Als sämmtliche Verbrecher ihre Strafe ausgestanden hatten, wollte dennoch der Abt, und zwar mit Recht, sie nicht mehr länger in seiner Abtei dulden, sondern vertheilte sie in mehreren in der Umgegend liegenden Klöstern. — Ruhe und Ordnung waren nun zwar wieder in Fulda hergestellt. Aber die Schmach, welche diese Empörung auf das, bisher sowohl seiner klösterlichen Zucht als auch seines wissenschaftlichen Strebens wegen, so berühmte Kloster von Fulda gebracht hatte, ward in langer Zeit nicht mehr getilget. Um seinen ehemaligen Flor war es auf immer geschehen **).

---

eis alterum presbyteratus, alterum diaconii honore insignes, jussit publice virgis caesos et attonsos expelli. (*Lamb.* Schaffn.)

*) De singulis tamen non pro modo culpae, sed pro natalium suorum claritatae vel obscuritate, mitius vel atrocius sumptum supplicium est. (Id. ib.)

**) Id constat, inustam esse ea tempestate maculam Fuldensi monasterio, quae longa forsitan succedentium temporum serie ablui et extergi non possit. — Lambert von Aschaffenburg, selbst ein und zwar sehr frommer Mönch in dem Kloster Hirschfeld, erzählt die Vorfälle in Fulda mit einer, ihm sonst nicht eigenen, ganz ungewöhnlichen Umständlichkeit. Unter manchem andern berichtet er auch, der Abt habe das sehr kostbare Pferd des in dem Kampfe in der Goslaer Kirche erschlagenen Marschalls der Fuldaischen Dienstmannschaft, welches der Sterbende, kurz bevor er verschied, den Mönchen vermacht hatte, damit sie für die Ruhe seiner Seele beten sollten, gegen den ausdrücklichen Willen des Verstorbenen, einem Ritter geschenkt. Dieß soll die Mönche ungemein geschmerzt und gleichsam

den Ausschlag zur Empörung gegeben haben. Auch die nachherige allzustrenge Bestrafung der Schuldigen wird von Lambert getadelt, der überhaupt so ziemlich deutlich zu verstehen gibt, Wiederad habe mehr wie ein strenger und eigenwilliger Gebieter, als wie ein liebreicher Vater seiner Gemeinde, das Kloster und dessen Dienstleute regiert. — Von allen übrigen Chronisten wird diese Klostergeschichte nur ganz oberflächlich und in aller Kürze erwähnt.

6. Indessen hatte der Erzbischof Hanno nur zu oft schon Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie sehr der junge König ihn hasse und der größte Theil der Fürsten ihn beneide, daß nur Wenige ihm gehorchten, während er die Folgsamkeit Anderer, und gewöhnlich doch nur auf kurze Zeit, durch Versenkungen an Geld oder Güter erkaufen müsse, und daß es ihm unter diesen Umständen unmöglich werde, sich ganz allein der Verwaltung des Reiches zu unterziehen. Um sein sinkendes Ansehen wieder zu heben und es auf das neue zu befestigen, hielt er es also seinem Interesse angemessen, noch einem anderen angesehenen geistlichen Fürsten einigen Antheil an der Regierung zu überlassen. Auf welchen aber seine Wahl fallen sollte, darüber konnte er in keiner großen Verlegenheit seyn. Der Erzbischof von Trier war viel zu bejahrt, und dem Erzbischof Siegfried von Mainz, ohnehin seiner Habsucht wegen nicht sehr geachtet, fehlte es an Einsicht und Verstand. Aber der Erzbischof Adalbert von Bremen, aus fürstlichem Geblüte entsprossen, einst der Günstling des großen Kaisers Heinrichs III. und von dem heiligen Pabste Leo ungemein geehrt, dabei der Reichsgeschäfte nicht unkundig, schien dem Hanno der Mann zu seyn, mit dem er in Zukunft die Sorgen der Regierung und der Erziehung des jungen Königes theilen könnte. Adalbert befand sich gerade an dem königlichen Hof-

lager. Furcht vor den Billungen, nämlich dem Herzog Ordulph von Sachsen und dessen Bruder, dem Grafen Hermann, hatten ihn dahin getrieben, um dort Gerechtigkeit und Schutz gegen die wiederholten Vexationen dieser seiner unversöhnlichen Feinde zu suchen. Schon während der Regentschaft der Kaiserin Agnes hatten jene beiden Fürsten durch ihre öftere feindlichen Einfälle das Erzstift schrecklich verwüstet. Alle Klagen des Erzbischofes verhallten damals fruchtlos in der Luft, denn Bischof Heinrich von Augsburg, der Kaiserin erster Rath, hielt es dem Interesse der Regentin nicht angemessen, die mächtigen sächsischen Fürsten, des Erzbischofes von Bremen wegen, sich zu geheimen Feinden zu machen. Auf Adalberts Klagen und Vorstellungen ward also wenig oder gar kein Gewicht gelegt, und kam er selbst nach Hof, so ward er sogar bisweilen ein Gegenstand höhnischen Gelächters der Hofleute *). — Um die beiden Brüder Ordulph und Hermann von einander zu trennen, gab Adalbert dem Letztern sehr bedeutende Stiftsgüter, und machte ihn auf diese Weise zu seinem Lehnsmann. Dadurch war zwar Etwas, aber bei weitem noch nicht alles gewonnen; denn Herzog Ordulph stand immer noch der Kirche von Bremen feindlich gegenüber. Um also von dieser Seite sich eine dauerhafte Ruhe zu verschaffen, war Adalbert jetzt an das Hoflager gekommen, und zwar in der Absicht, sich der Regentschaft zu nähern, wo möglich mit derselben sich in Verbindung zu setzen, um dann, weil von ihr unterstützt, eine sichere und festere, dem Herzog mehr imponirende Stellung zu gewinnen.

---

*) Et licet Pontifex (Adalbertus) ut debuit, ecclesiastico zelo exordescens, malefactores (Ducem Ordulfum et ejus fratrem Hermannum) anathematis gladio peccussit, querelam tamen ad curiam deferens, nil *aliud meruit, quam derideri.* (*Adam. Brem.* lib. IV. c. 1.)

7. Adalbert hatte sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Hanno, schon entschlossen, ihn zu seinem Reichsgehülfen zu machen, kam ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen. Der König, oder vielmehr Hanno — freilich rege puero annuente, wie Lambert zu sagen pflegt — überhäufte ihn mit Geschenken an Reichsgütern; so daß er an einem Tage die Grafschaft im Emsgau, Engern und Westphalen und Stade erhielt. — Welche Uebereinkunft zwischen Hanno und Adalbert, und durch wessen Vermittelung sie geschlossen ward, ist unbekannt. Aber gewiß lag es nicht in dem Charakter des Erstern, alle Gewalt mit seinem neuen Collegen zu theilen. Wahrscheinlich übernahm jetzt Adalbert blos die Sorge für die Erziehung des jungen Königes, während Hanno an der Spitze der Verwaltung blieb. Wohl konnte der Erzbischof von Bremen sich diese Theilung gefallen lassen. Mit dem Könige kam er in ununterbrochene unmittelbare Berührung, war stets an der Seite desselben, und hatte nun tausend Mittel und Wege, besonders bei seinem, jeden Menschen so leicht einnehmenden Aeußern, seinem feinen Takt und ungemein lieblichen und gefälligen Manieren, die Liebe und das Zutrauen des jungen Monarchen zu gewinnen, dessen ganzes Herz sich eigen zu machen, und dann, sobald er wollte, bei der ersten günstigen Veranlassung alle Gewalt, welche Hanno sich vorbehalten hatte, dessen Händen wieder zu entwinden und ihrer sich ausschließlich zu bemächtigen.

8. Adalbert war mit den schönsten Anlagen und Gaben geschmückt, mit welchen nur immer die Natur einen Menschen auszurüsten vermag. Aus fürstlichem Blute entsprossen, hatte er alle Eigenschaften eines großen Fürsten. Stark war sein Geist, sein Herz mild und zum Wohlthun geneigt. Empfänglich für

jede wahre Größe, wußte er trefflich die Menschen zu würdigen, deren er sich als Werkzeuge zur Ausführung seiner Entwürfe bedienen wollte. Nicht leicht beging er daher einen Mißgriff in der Wahl seiner Vertrauten, wie seiner Räthe. Mit einer nur seltenen körperlichen Wohlgestalt, die er, besonders an festlichen Tagen, wann er im reichen erzbischöflichen Ornat am Hochaltar alle Blicke der zahlreichen Versammlung auf sich zog, mit einer nur ihm eigenen, wahrhaft apostolischen Würde trug, verband er ein gegen Jedermann so ungemein gütiges, herablassendes und freundliches Wesen, daß jedes Herz von selbst ihm zuflog. Keusch, rein und tadellos in seiner ganzen Lebensweise, daher auch über die Sittlichkeit seiner Geistlichen*) wie aller seiner Unterthanen strenge wachend, würdigte er Histrione und Pantominen, die durch unzüchtige Bewegungen des Körpers das Volk zu ergötzen pflegten, und an festlichen, blos der Freude und dem Vergnügen geweihten Tagen auch nicht an den Höfen fehlten, nie eines Blickes, und in seiner eigenen Residenz wurden sie durchaus nicht geduldet. Aber dafür war er der wahre Vater aller Armen und Nothleidenden; keinem derselben verschloß sich seine milde Hand. Nicht selten überschritt sogar seine Freigebigkeit bei weitem die Schranken, die Klugheit ihr setzte. So z. B. ließ er bisweilen einem Armen, selbst aus der niedrigsten Volksklasse, hundert Pfund Silbers auf einmal auszahlen; noch mehr erhielten jene, die, obgleich einem der höhern Stände angehörend, dennoch durch irgend

---

*) Unter der ganzen zahlreichen Geistlichkeit des Erzstiftes gab es, so lange Adalbert der Kirche von Bremen vorstand — was damals einem Wunder ähnlich sah — auch nicht einen einzigen Concubinarius; und an die Möglichkeit eines gar verehelichten Priesters würde in Adalberts Sprengel Niemand auch nur im Traume gedacht haben.

ein unglückliches Ereigniß seiner Hülfe bedurften. Kurz, Adalbert war in den Augen der Welt eine höhere, mit allen Tugenden eines großen Fürsten und ausgezeichneten Oberhirten geschmückte Erscheinung; und eben weil er dieß war, überstrahlte bald sein Ansehen alle übrigen Kirchenfürsten Deutschlands. Mit jedem Tage stieg er daher immer höher in der Gunst des großen Kaisers, hatte dabei und zwar im hohen Grade sich des Wohlwollens des heiligen Pabstes Leo des Neunten zu erfreuen, und selbst fremde Monarchen gaben ihm, bei sich darbietender Gelegenheit, sprechende Beweise ihrer hohen Achtung.

9. Indessen waren alle diese Tugenden des Erzbischofes von Bremen doch nur Scheintugenden; denn entsprossen aus der bittern Wurzel des Stolzes, fehlte ihnen die sichere, weil feste und unerschütterliche Grundlage einer durchaus sittlichen Haltung. Der vorherrschende Zug in Adalberts Charakter war eine, gar keine Grenzen kennende Eitelkeit, und daher ein brennendes Verlangen, sich und seinen Namen unsterblich zu machen. Schon ziemlich merkbare Spuren davon zeigten sich gleich nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen. Einige Jahre lang wiegte er sich in dem süßen Traume eines nordischen Patriarchats, wodurch sein Stuhl weit über alle erzbischöfliche Stühle Deutschlands wäre erhoben worden; während zu derselben Zeit zugleich auch selbst der Stuhl des heiligen Petrus in Rom in nicht sehr ferner Perspektive vor seinen Blicken lag *). Als

*) Da vier deutsche Bischöfe nach einander den päbstlichen Stuhl bestiegen hatten, so konnte Adalbert sich sehr wohl dem Gedanken hingeben, daß der Kaiser auch ihn, besonders bei den hohen Begriffen, welche der Monarch von Adalberts Geist, Weisheit und Tugenden hatte, endlich noch auf diese und zwar höchste

Adalbert endlich durch den nur allzufrühen, zum Theile ganz unerwarteten Tode seiner beiden hohen Gönner, aus jenem freundlichen Morgentraume wieder erwachte, fuhr er zwar fort, sich nicht blos um seine eigene Kirche, sondern auch um die Kirche überhaupt nicht wenig verdient zu machen, theils durch immer größere Verbreitung des Christenthums in den nordischen Ländern, theils durch seine unermüdete Wachsamkeit über Aufrechthaltung der damals in allen Ländern so sehr vernachläßigten Kirchenzucht und durch gewissenhafte Erfüllung aller Pflichten seines hohen und heiligen Berufes. Aber bei allem dem ließ er es sich jedoch nicht minder angelegen seyn, seiner eigenen erzbischöflichen Kirche auch einen äussern Schimmer und Glanz zu geben, wodurch sie sich bald über alle andere Kirchen erheben sollte. Die Stadt Bremen selbst schmückte er mit herrlichen Bauwerken, die als bleibende Denkmäler des hohen fürstlichen Sinnes ihres Erbauers, dessen Namen der Nachwelt verkünden sollten*). Der Erzbischof Alebrand, dem Adalbert auf dem Stuhle von Bremen gefolgt war, hatte die unter seinem Vorgänger niedergebrannte Hauptkirche wieder aufzubauen angefangen, jedoch die Vollendung des Baues seinem Nachfolger überlassen müssen. Mit der ihm eigenen, und durch Schwierigkeiten nur noch mehr gereizten Thätigkeit machte Adalbert sich sogleich an das Werk. Aber der Bau war bisher nach dem Plane der Kirche von Köln geführt worden. Dieß war dem Adalbert

---

Stufe irdischer Größe und Herrlichkeit erheben werde. In dieser Hinsicht waren wirklich Adalberts Hoffnungen nichts weniger als sehr überspannt.

*) Alia etiam plurima in diversis locis inchoavit opera, quorum pleraque ipso adhuc vivente defecerunt, sicut illa domus lapidea, quae in *Aspicae* (locus in Mindensi Parochia) ipso praesente, subito casu lapsa corruit. (*Adam. Brem.* l. III. c. 11.)

viel zu gemein. Seine Unternehmungen sollten alle den Stempel des Ausserordentlichen tragen. Alles ward also wieder eingerissen und die Kirche von neuem, ganz in dem italienischen Geschmacke, nach dem Muster der großen und prächtigen Kirche von Benevent, damals der größten, schönsten und herrlichsten Kirche von ganz Italien, aufgebaut; und zwar mit solcher Eile, daß ein Theil der Stadtmauer nebst einem sehr hohen und festen Thurme und ein aus Quadersteinen erbautes Kloster abgebrochen und die Steine zu dem Bau der Kirche verwendet wurden. Was auf seinen Befehl war niedergerissen worden, ließ er nachher, wie er es versprochen hatte, weit schöner und das Kloster auch weit geräumiger wieder aufbauen. — Selbst dem Boden wie dem Clima wollte Adalbert gebieten. Er ließ Gärten und Weinberge pflanzen, und noch eine Menge andere herrliche Anlagen machen, denen jedoch die alles erstarrende Natur des Nordens durchaus widerstrebte*). Der großen, fruchtlos darauf verschwendeten Summen achtete er nicht, und fühlte sich hinreichend dafür entschädiget, daß seine Umgebungen, in Stunden traulichen Gespräches, ihn in allem Ernste versicherten, unter seiner Regierung werde Bremen bald eine zweite Roma werden. — Ein Glück für Adalbert wäre es indessen gewesen, wenn er, nur einigermaßen Ziel und Maß haltend, nie von dieser Bahn abgewichen wäre. Als er aber endlich auf den Gipfel einer nie geahnten Größe erhoben, an die Spitze der Verwaltung gestellt ward, und alle Gewalt eines Monarchen in seinen Händen lag, ergriff ihn ein Schwindel, der ihn auf einmal von allen seinen wirklichen wie eingebildeten Höhen herabstürzte. Adalbert

---

*) Ita mens alta viri pugnans contra naturam patriae, quidquid usquam magnificum didicit, hoc et ipse habere voluit. *(Adam. Brem.)*

ward jetzt ein warnendes Beispiel, wie wenig die größten Talente, selbst die glänzendsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens hinreichend sind, den Mangel eines großen, festen, wahrhaft christlichen Charakters zu ersetzen. Seine immer zunehmende Prachtliebe verleitete ihn zu grenzenloser Verschwendung, und diese, als bald drückender Geldmangel sich einstellte, zu Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten jeder Art. Mit dem Wechsel seines Schicksals wechselten nun auch alle frühern Formen seiner Lebensweise. Für die Unterthanen seines Stiftes war er jetzt nicht mehr der ehemalige milde Gebieter. Er drückte sie mit Abgaben, die sie nicht erschwingen konnten, während er sie noch überdieß der Willkühr und den Erpressungen seiner Beamten preisgab *). Jetzt erbauete er keine Kirchen und Klöster mehr, wohl aber Burgen und feste Schlösser zum Trotze der ihm gehässigen sächsischen Fürsten. Seine ehemalige Fürsorge für den Wohlstand und die Erhebung seiner Kirche machte jetzt ganz andern nur weltlichen eiteln Sorgen Platz. In nichts gefiel sich sein Stolz mehr als in dem

*) Ita intento ad curiam Pastore nostro (Adalberto) Vicarii ejus dominicum vastantes ovile, *more luporum* in Episcopio grassati sunt ibi solummodo parcentes, ubi nihil invenerunt, quod posset auferri. — Von den, alle Begriffe übersteigenden Grausamkeiten und Gräßlichkeiten, die der Vizthum während der Abwesenheit Adalberts, sich in dem Erzstift erlaubte, macht Adam von Bremen (B. IV. K. 22.) eine sehr umständliche, schauderhafte Beschreibung. — Ueberhaupt müssen wir bemerken, daß von Allem, was wir hier oben von dem Erzbischof Adalbert sagen, man die nöthigen Belege bei Adam von Bremen findet. Hätten wir stets die auf jeden Gegenstand sich beziehenden Beweisstellen ausheben wollen, so würden wir gezwungen gewesen seyn, das ganze dritte und vierte Buch seiner Kirchengeschichte wörtlich ausgeschrieben, unsern Lesern in Noten und Anmerkungen mitzutheilen.

Glanze einer zahlreichen Gefolgschaft. Um diese noch immer zu vermehren, verschleuderte er die Güter des Erzstiftes, so daß seine Kirche dadurch völlig verarmte. Niemand wollte er neben sich, viel weniger über sich dulden. Wer sich mit ihm auf gleiche Linie stellen wollte, hatte nur Demüthigung zu erwarten; und wenn, besonders an der Tafel, seine spöttische Laune ihn beherrschte, dann goß er ganze Laugen des beissendsten satyrischen Witzes über Bischöfe und Fürsten. Keine Rücksicht vermochte alsdann die Ausgelassenheit seiner Rede zu zügeln. Bei den Einen machte er sich lustig über deren obscure Herkunft und niedere Geburt, bei Andern über deren beschränkten Verstand, Geistesstumpfheit, oder auch über ihren Geiz, ihre unersättliche Begierde, Reichthümer zusammen zu scharren und ihre Geldkasten zu füllen; bei Allen aber rügte er, und zwar gewöhnlich in sehr scharfen Ausdrücken, deren schnöden Undank gegen den König, dem er, wie er sagte, und was wirklich reine Wahrheit war, ganz allein mit unbedingter Treue ergeben wäre *). — Seine eigenen Anverwandten

*) Wie Adam von Bremen erzählt, pflegte Adalbert auch von seinen Vorfahrern auf dem erzbischöflichen Stuhle von Bremen mit vieler Geringschätzung zu sprechen. Einige davon, sagte er gewöhnlich, wären von ganz gemeiner, unbekannter Herkunft, und auch von den Uebrigen sey keiner an hoher Geburt und fürstlichem Adel mit ihm nur von weitem zu vergleichen. Aber dafür soll ihm nun einmal in einer Nacht folgendes merkwürdige Traumbild geworden seyn. Er sah sich nämlich in eine prächtig geschmückte Cathedrale versetzt, wo alle frühere Erzbischöfe von Bremen versammelt waren. Der zuletzt verstorbene Bischof Alebrand stand am Altar und hielt das Hochamt. Als nun nach Ablesung des Evangeliums Alebrand von sämmtlichen anwesenden Bischöfen deren Opfergaben einsammelte, und auch Adalbert die seinige darreichen wollte, leuchtete Alebrand ihm mit einer brennenden

oder Lieblinge beförderte er nie zu Bisthümern oder andern sehr einträglichen Aemtern. Er hielt es unter seiner Würde, daß die, so ihm angehörten, irgend Etwas der Gnade eines Fremden, ja nicht einmal der Gnade des Königes sollten zu danken haben. Dafür überhäufte er aber sie selbst mit Reichthümern, und zwar in solchem Uebermaße, daß, wenn damals schon die Goldgruben von Potosie entdeckt und im Besitze Adalberts gewesen wären, sie dennoch zu seiner beinahe bis zum Wahnsinn gestiegenen Verschwendungssucht nicht hingereicht haben würden. — Von einem ganzen Heere theils besoldeter Schmeichler umgeben, verlor er endlich allen Wahrheitssinn. Wahrheit ward für ihn lästig, er vermochte sie gar nicht mehr zu hören *). Nur Schmarotzer, Schmeichler, Neuigkeitskrämer, Träumer oder Traumdeuter **), die ihm immer noch zunehmende Größe und Herrlichkeit, Unsterblichkeit des Namens und eine lange Reihe von Jahren verkündeten, bildeten jetzt seine gewöhnliche und liebste Umgebung. Viele Stunden konnte er mit diesem Gesindel an der Tafel zubrin-

---

Kerze unter das Gesicht, nahm hierauf die dargebotene Gabe nicht an, sondern sagte: es gezieme sich nicht, daß ein so ungemein vornehmer, aus so hohem adeligen Geblüte entsprossener Mann, wie er wäre, mit so demüthigen Dienern des Altars, wie sie wären, zum Opfer gehen sollte. — Dieser Traum machte großen Eindruck auf den Erzbischof. Von jetzt an sprach er nie anders als mit der größten Ehrfurcht von seinen Vorfahren, ließ auch alle Jahre den Sterbtag eines Jeden in seiner ganzen Diöcese feierlich begehen.

*) Postremo qui adulari nesciret, aut fortassae nollet, eum sicut amentem et stolidum a januis exclusum vidimus. — — Porro ita mendaces apud nos praevaluerunt, ut vera dicentibus non crederetur, etiam si jurarent.

**) Gnathones, Parasiti, Somniatores, Rumigeruli etc.

gen. Er selbst für seine Person hatte an einer reich besetzten Tafel und delicaten Gerichten kein großes Vergnügen; die Tugend der Mäßigkeit im Essen und Trinken hatte er nie abgelegt. Aber desto größern, für ihn einzigen Genuß gewährten ihm dafür die übertriebensten Lobeserhebungen und Schmeicheleien seiner Tischgenossen, besonders sehr günstige, seinem Stolze, seiner Eitelkeit und Lebenslust schmeichelnde Prophezeihungen. Auf diese Weise wurden solche Menschen nach und nach für ihn ein ganz unerläßliches Bedürfniß. — Adalberts Charakter hatte jetzt alle Haltung verloren. Aeusserst reizbar und bei der geringsten Veranlassung stürmisch aufgeregt, schlug er, wenn in Zorn entflammt, sogar diejenigen oft blutig, die ihn gereizt hatten, selbst wenn es Geistliche waren. Nur eine mit Feinheit angebrachte Schmeichelei konnte ihn wieder besänftigen; denn sobald er die süßen Töne einer solchen Syrenenstimme hörte, ward der wüthende Löwe sogleich wieder in ein sanftes, leicht zu behandelndes Lamm umgewandelt. Von seinen frühern Tugenden war ihm nichts geblieben, als seine Keuschheit und seine Milde, welche letztere sich jedoch jetzt nur dann thätig erwies, wenn sein von Natur aus weiches Herz bei dem unmittelbaren Anblick menschlichen Elendes erschüttert ward. — Sein grenzenloser, alle Fürsten beleidigender Uebermuth ward endlich die Ursache seines Falles, und dieser ein Signal für seine Feinde, die nun, sogleich in alle seine Grafschaften und Länder einfallend, sie schrecklich verwüsteten. Selbst sein Leben und seine Freiheit waren bedrohet, und nur mittelst eines nahe gelegenen Waldes, und blos von zwei Dienern begleitet, entkam er zwar noch glücklich den Händen seiner, auf das äusserste gegen ihn erbitterten Gegner; wandelte aber von jetzt an mehrere Jahre traurig und gebeugt blos unter den Trümmern seiner nun so plötzlich eingestürzten,

wirklichen wie eingebildeten Herrlichkeit. — Nach ungefähr vier Jahren ward er zwar wieder an den Hof zurückgerufen und übernahm auf das neue die oberste Leitung der Geschäfte. Aber das Feuer seiner vormaligen leidenschaftlichen Ruhmliebe war nun größtentheils erloschen, auch die frühere Zuversicht zu sich selbst hatte er in gleichem Maße verloren. In vielem war er daher gemäßigter. Da er aber wahrscheinlich, wenn in sein verflossenes Leben hineinschauend, kaum hie und da einen lichten Punkt fand, auf welchem sein Auge trostvoll hätte ruhen können; so zeigten sich auch jetzt sehr selten mehr Spuren seiner frühern, einst stets sich gleichbleibenden Heiterkeit. Nun fing er auch an zu kränkeln, und da er, von jeher stets von einer Menge von Aerzten umgeben, sich deren mannichfaltigen Verordnungen gänzlich hingab, und demnach ganze Quantitäten von Arzneimitteln folgsam hinunterschluckte, so wurde es natürlicher Weise jeden Tag mit ihm schlechter. Nicht die Aerzte, wohl aber das Gefühl seiner immer mehr hinschwindenden Kräfte verkündeten endlich Adalbert die Nähe seines Todes. Jetzt ließ er Niemand mehr vor sich. Von Niemand nahm er mehr Besuche an, als blos von dem Könige, dem er dadurch auch noch in dem letzten Augenblicke seines Lebens einen ungeheuchelten Beweis seiner Liebe und unverbrüchlichen Treue geben wollte. Aber bei allem dem gab er doch auch jetzt noch auf Wiedergenesung und Fristung des Lebens nicht alle Hoffnung auf; denn diese gründete sich auf mehrere, in den Zeiten seines Glückes ihm gemachten Vorhersagungen, die alle ihm die Zusicherung eines weit höhern, bis auf das äusserste, dem menschlichen Leben gesetzte Ziel sich erstreckenden Alters gemacht hatten *).

---

*) Sie hatten ihm in jenen Tagen prophezeihet: ipsum solum diuque rempublicam gubernaturum, atque ita

So arm, als seine Kirche, starb endlich Adalbert zu Goslar am 14. März des Jahres 1072, und zwar mit dem peinlichen Gefühle, daß er, selbst unter den günstigsten äussern Verhältnissen, mit allen seinen Kräften und herrlichen Naturanlagen, mit allen seinen weitaussehenden Planen und mit allem seinem rastlosen Streben, Mühen und Arbeiten am Ende doch gar nichts erreicht, auch nicht einen einzigen seiner Wünsche in Erfüllung gebracht habe *). Wäre er auf der Bahn, welche die Hand der Vorsehung ihm angewiesen, mit Festigkeit fortgeschritten, hätte er die Reinheit seines Charakters beizubehalten gewußt, mithin nicht der Welt und seiner eigenen Selbstsucht gefröhnt, sondern ausschließlich Gott und dessen heiliger Kirche gedient; so würde unstreitig die Geschichte seinen Namen unter jene der größten und verehrungswürdigsten Männer seines Jahrhunderts gesetzt haben. Aber leider ließ er sich durch Irrlichter, hervorgestiegen aus dem sumpfigen Boden der Eitelkeit und Eigenliebe, von dem rechten Wege ab in wüste, wasserlose Oeden verführen, verlor dadurch den wahren Zweck seines Lebens, und erscheint jetzt in den Augen der Nachwelt wie in den Jahrbüchern der Geschichte blos als ein verunglückter eitler Geck, der nur Großes wollte, und doch nichts Großes auszurichten vermochte.

---

longaevum fieri, ut quinquaginta in Episcopatu excederet annos, postremo per illum aurea quaedam secula orbi ventura.

*) Asserunt aliqui, cum solus jacuisset, paucos interfuisse urbitros, in quorum praesentia de omnibus gestorum suorum offendiculis amaram in novissimo gesserit poenitentiam, *flens et ejulans se dies suos perdidisse.*

III.

Der Erzbischöfe von Köln und Bremen gemeinschaftliche Regierung.

1. Adalbert, wie wir ihn so eben kennen gelernt, war mit der von Hanno erhaltenen Stellung vollkommen zufrieden. Zu einem weit glänzernden Ziel war ihm dadurch der Weg geebnet, und diesen zu verfehlen hatte er viel zu viel Erfahrung, viel zu viel Welt- und Menschenkenntniß. Gegen den jungen Heinrich betrug er sich daher stets freundlich, gütig und zuvorkommend, erfüllte sehr gerne jeden jugendlichen Wunsch desselben, behandelte dessen Fehler mit ungemeiner Nachsicht, ließ ihm volle Freiheit in der Wahl seiner Gespielen, vermehrte den königlichen Hofstaat, umgab denselben mit noch größerer Pracht, und suchte durch die Mannigfaltigkeit abwechselnder Vergnügungen und Zerstreuungen dem gekrönten Knaben immer neue Freuden und Ergötzungen zu verschaffen. Auch bei der Kaiserin Mutter, die indessen wieder an den Hof ihres Sohnes zurückgekommen war, wußte er durch jede Art zuvorkommender Bereitwilligkeit sich ungemein beliebt zu machen. Aber nun trug sich auch noch um dieselbe Zeit ein Ereigniß zu, das Adalbert trefflich zu seinem Vortheil zu benutzen verstand. König Bela von Ungarn war nämlich ganz unvermuthet plötzlich gestorben *). Salomo, Sohn des in dem unglücklichen, im Jahre 1061 unternommenen Feldzuge, erschlagenen Königes Andreas, befand sich an dem deutschen Hofe. Mit der Schwester Heinrichs war er verlobt, und die Kaiserin Agnes, in der Ueberzeugung, daß es die Ehre der Krone ihres Sohnes so erfordere, drang

*) Bela betrat ein Haus, das längst schon Einsturz drohete. Aber kaum war er einige Augenblicke darin, als das ganze Gebäude zusammenbrach und er von den Trümmern desselben erschlagen ward.

darauf, die gerechten Ansprüche ihres künftigen Eidams auf den Thron von Ungarn geltend zu machen. Ein Aufgebot ging nun an die Baiern, sich für das folgende Jahr zu einer Heerfahrt nach Ungarn zu rüsten. Aber des verstorbenen Bela's ältester Sohn Geisa war ein edler trefflicher Jüngling. Der Glanz eines Thrones war für ihn nicht so verführerisch, daß er dafür sein Vaterland auf das neue allem Jammer eines verheerenden blutigen Krieges hätte aussetzen mögen. Zudem hielt er seines Vaters kurze Regierung und unglücklichen Tod für ein Gottesgericht, für eine Strafe wegen des usurpirten Thrones. Diese Ansicht, wie es scheint, theilten auch anfangs Geisa's Brüder. Ungarische Gesandten eilten also nach Deutschland mit der Erklärung, daß Geisa und seine Brüder auf die Krone von Ungarn verzichten, die Ansprüche des Prinzen Salomo anerkennen, ihm huldigen und mit aller Treue ergeben seyn wollten; jedoch unter der Bedingung, daß man ihnen eine, ihrer hohen Geburt entsprechende, aus Krongütern bestehende Dotation zusichern sollte. Mehrere ungarische Großen kamen in Deutschland an und erklärten dasselbe auch im Namen ihrer Nation. Natürlicher Weise wurden diese Vorschläge von der Kaiserin und den Reichsverwesern mit Freude angenommen. Sogleich ward jetzt Salomo's Vermählung mit der Schwester des Königes vollzogen, und nun hielt man es für schicklich, daß der junge Heinrich in eigener Person seinen Schwager nach Ungarn führe. An der Spitze eines aus Adalberts Lehnleuten und den tapfern Baiern bestehenden Heeres zog also jetzt Heinrich in Begleitung Adalberts nach Ungarn. Jubelnd kam die ungarische Nation ihrem neuen Beherrscher entgegen, und die Feierlichkeiten der Krönung wurden durch die Gegenwart des deutschen Königes und dessen Heeres nicht wenig verherrlichet. Als Alles, was hierauf noch zu

ordnen war, friedlich und mit Weisheit geordnet war, kehrte Heinrich im Triumphe mit seinem Heere wieder nach Deutschland zurück.

2. Dieser Feldzug, obgleich nicht mit der mindesten Gefahr verbunden, daher an sich auch eigentlich völlig ruhmlos, verbreitete dennoch in den Augen der Deutschen einen ganz besondern Schimmer über die Person des jungen Königes. In ihm selbst war eine Menge neuer Gedanken und Empfindungen erwacht. Zum erstenmale in seinem Leben hatte er, an der Spitze eines Heeres, vollkommen frei, mit dem ganzen königlichen Pomp umgeben, sich als wahrer König gefühlt, und alle Pracht, die Adalbert an seiner Seite bei dieser Gelegenheit entfaltete, hatte nur dazu gedient, die Würde und Majestät des Königes noch mehr zu heben. Alles glaubte er, dem Erzbischofe danken zu müssen. Kein Fürst, kein Bischof, kein Mensch war ihm noch mit solcher Liebe, so zarter Theilnahme und so treuer Ergebenheit entgegen gekommen, als Adalbert. In ihm erblickte er seinen zweiten Vater, seinen Befreier und den einzigen treuen Freund, in dessen Busen er künftig stets sein ganzes Herz ausschütten könnte. Auch Adalbert war jetzt überzeugt, daß er den jungen Monarchen ganz in seiner Gewalt habe. Mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde stieg demnach auch sein Ansehen. Ohne seinen Rath durfte nichts mehr geschehen. Dem auf seinen bisherigen vorherrschenden Einfluß so eifersüchtigen Hanno konnte dieß nicht entgehen. Zwar suchte ihn Adalbert durch Güter und Geld, welche er ihm von dem König schenken ließ, zu beruhigen; auch schienen beide dem äußern Ansehen nach Freunde zu seyn, standen aber mehr als je in ihrem Herzen sich feindlich gegenüber*). Um eine Partei zu gewinnen,

*) Itaque ficta Episcoporum (sc. Adalberti et Hannonis)

in der er eine Stütze gegen Adalbert finden könnte, benutzte Hanno die letzten Augenblicke seines sinkenden Ansehens, und ließ nun ebenfalls Fürsten und Bischöfen eine Menge Lehen und Güter von dem Könige ertheilen. Dabei vergaß er aber keines Weges sich selbst; denn er erhielt den neunten Theil des ganzen königlichen Schatzes zum Geschenke. Die geistlichen wie weltlichen Herren, die er jetzt auf Kosten des Reichsgutes sich zu Freunden zu machen suchte, nahmen zwar wieder alles, was man ihnen gab, sehr gerne an, bekümmerten sich aber wenig um das, was bei Hofe geschah, sobald nur ihr eigenes Interesse dabei nicht verletzt ward. Kurz, Hanno's Stern erbleichte vor dem glänzendern Gestirne des Erzbischofes von Bremen; und je höher dieser stieg, je tiefer sank jener in Unbedeutenheit herab.

3. Adalbert bekam jetzt alle Gewalt in die Hände. Hanno, wie es scheint, zog sich in seine Diöcese zurück, und ohne Nebenbuhler herrschte der Erzbischof von Bremen an dem Hofe seines königlichen Zöglings. Den zweiten Platz nach ihm hatte in der Gunst des Königes ein gewisser Graf Wernher, ein wilder junger Mann, dem es weder an Verstand noch an Kühnheit und Gewandtheit fehlte, dessen Leben jedoch leider keinen andern, als blos rohen Sinnengenuß zum Zwecke hatte. Aber, obgleich einige Jahre älter, war er von Heinrichs frühester Jugend an dessen Gespiele gewesen, und hatte, freilich auf eine andere Art als Adalbert, ebenfalls das Herz des Königes zu bestricken und zu gewinnen gewußt. Verderblicher, als irgend Etwas, war der Einfluß dieses durchaus grundsätzlo-

---

sodalitas modico duravit tempore, et quamvis lingua utriusque pacem sonare videretur, *cor tamen odio mortali pugnabat invicem.* (*Ad. Brem.* c. 36.)

sen Menschen auf das Gemüth und die Denkart des jungen Monarchen. — Die ganz unerhörte, wahrhaft gottlose Wirthschaft, die diese Beiden nun im Namen des an allem noch völlig unschuldigen Königes trieben, übersteigt alle Begriffe. Da Adalberts eigene Neigung zur Verschwendung, dann die weit größere Pracht, die jetzt an dem Hofe herrschte, so wie der Wechsel ausgesuchter Vergnügungen, mit denen man den König zu ergötzen und vielleicht vorsätzlich von allen ernsten Geschäften abzuhalten suchte, ungeheure Summen erforderten und die gewöhnlichen Einkünfte nicht mehr dazu hinreichten, so suchte man nun bald auf allen, selbst den schändlichsten Wegen, Geld herbeizuschaffen. Jedes Mittel war erlaubt, sobald dadurch nur Geld in die königlichen Kassen floß. Alles ward demnach jetzt käuflich. Bisthümer, Abteien, alle geistlichen Pfründen wie auch alle weltliche höhere und niedere Aemter und Ehrenstellen wurden um schnöde Preise verkauft *). Reich zu seyn war das

---

*) Secundas post eum (post Adalbertum) partes agebat Werenher comes, juvenis tam ingenio quam aetate ferox. Hi duo pro rege imperitabant. Ab his episcopatus, et abbatiae, ab his quicquid ecclesiasticarum, quicquid secularium dignitatum est, emebatur; nec alia cuiquam, licet industrio atque egregio viro, spes adipiscendi honoris ullius erat, quam ut hos prius ingenti profusione pecuniarum suarum redimisset. (*Lamb.* Schafn.). Man sieht, daß Lambert hier alles, was in mehreren Jahren geschah, ohne in das Detail einzugehen, unter einer Totalvorstellung zusammenfaßte. Daraus geht demnach noch nicht deutlich hervor, ob sogar auch der Erzbischof Adalbert in dem Pfuhle des Lasters der Simonie versunken war. Dieses Verbrechens wird er auch nicht von Adam von Bremen angeklagt, obgleich dieser in der Stelle, wo er sagt: Pecuniam autem, quam a suis recepit, sive ab amicis, seu ab iis, qui frequentabant Palatium, vel qui regiae potestati obnoxii fuerant, illam inquam

einzige und höchste Verdienst, und wer kein Geld hatte, war er auch der trefflichste Mann, mit Tugenden und Kenntnissen geschmückt, durfte zu Nichts sich mehr Hoffnung machen. Indessen mußte man jedoch in kurzer Zeit die traurige Erfahrung gewinnen, daß auch durch diese neue Finanzpraxis der ungeheure Bedarf nicht gedeckt ward. Man nahm nun seine Zuflucht zu einem förmlichen Raubsystem, dem man jedoch vorher wenigstens einen Schein von Recht zu geben versuchte. Man fing nämlich an zu behaupten: die Abteien und deren Güter gehörten in die Kathegorie königlicher Domainen und Meiereien, und wie über diese so hätte der König auch über jene nach Belieben zu verfügen. Da die reichen Klöster längst schon für alle weltliche Großen ein Gegenstand des Neides und der Begierlichkeit waren, so ward jener Behauptung auch anfangs wenig oder gar nicht widersprochen. Ohne Scheu und Scham fiel man daher zuerst über die Güter der Abteien und dann über diese selbst her; und damit die Fürsten und Bischöfe der Plünderung der reichsten Abteien und Klöster ruhig zuschauen möchten, ließ man ihnen ebenfalls einen nicht unbedeutenden Antheil an der Beute. Dem Herzog Otto von Baiern ward die Abtei Altaich, dem Rudolph von Schwaben die Abtei Kempten gegeben. Der Erzbischof Siegfried von Mainz, dem

---

pecuniam, licet maxima esset etc. offenbar den schändlichen Aemterverkauf im Auge hatte. Aber demungeachtet wäre es immer noch möglich, daß Adalbert für seine Person einen solchen Handel blos mit Staats- und Hofämtern getrieben, und den noch schändlichern Profit mit Bisthümern und Abteien dem Grafen Wernher und dessen Genossen überlassen hätte. Aber auch in diesem Falle würde der Erzbischof dennoch dadurch, daß er sich nicht mit Nachdruck diesem Greuel widersetzte, sich ebenfalls desselben wenigstens mittelbar schuldig gemacht haben.

man nie genug geben konnte, erhielt die Abtei Seligenstadt. Der Bischof von Speier erhielt sogar zwei Abteien, und eben so wenig gingen auch die Bischöfe von Salzburg, Freisingen, Bamberg, Magdeburg, Halberstadt, Minden ꝛc. leer aus; und endlich, um diesen Räubereien die Krone aufzusetzen, erhielt auch des jungen Königs Liebling, Graf Wernher nämlich, das der Abtei Hersfeld gehörige Dorf Kirchberg. Die armen Mönche von Hersfeld, obgleich von keinem Mächtigen geschützt, gaben dennoch die Hoffnung, das Ihrige wieder zu erlangen, nicht auf; nahmen daher zu anhaltendem, mit strengem Fasten verbundenen Gebet ihre Zuflucht. Als Wernher dieses hörte, spottete er über die Beraubten und rühmte sich öffentlich bei Hofe des Verdienstes, träge und müßige Mönche auf einmal in betende und fastende fromme Leute verwandelt zu haben *). — Am besten besorgte natürlicher Weise der Erzbischof von Bremen sich selbst, und zugleich auch jenen von Köln. Von dem Könige ließ Adalbert sich die beiden reichen Abteien Lorch und Corvei, und dem Erzbischofe von Köln die nicht minder einträglichen Abteien Malmedie und Cornelismünster ertheilen **). Solchen und ähnlichen

---

*) Wir werden in kurzem sehen, daß bei allem dem doch das Gebet der armen Mönche nicht fruchtlos war, aber auch zugleich, daß der übel angebrachte Witz dem Spötter nicht frommte.

**) Da das Plündern und Rauben jetzt an der Tagesordnung war, so wollte auch Graf Hermann, Bruder des Herzogs Ordulph von Sachsen, nicht leer ausgehen. Er hatte den Erzbischof Adalbert, als dessen Lehnsmann, auf dem Zuge nach Ungarn begleitet, dafür foderte er nun durch ein neues Lehen belohnt zu werden. Adalbert wollte ihm Eines geben, jedoch nicht die Grafschaft Lesmona, die der Graf begehrt hatte. Darüber erzürnt, brach Hermann, während jetzt der Erzbischof sich am Hofe des

Erwerb hielt der übrigens streng tugendhafte Hanno mit seiner Frömmigkeit gar nicht unverträglich. Er suche, pflegte er zu sagen, und nehme nichts für sich; sondern blos für seine Kirche, und diese zu bereichern und zu erhöhen sey ein Gott gefälliges Werk. Es mag seyn, daß Hanno wirklich in vollem Ernste so sprach und so dachte; aber in diesem Falle unterlag er offenbar einer sehr groben Selbsttäuschung; denn ganz gewiß, obgleich vielleicht sich selbst unbewußt, erblickte Hanno in der Größe und Herrlichkeit seiner Kirche nur das Bild seiner eigenen Größe und Herrlichkeit; und so lag seinem Streben doch eigentlich blos Selbstsucht zum Grunde. Aechte, lautere Frömmigkeit würde sich nie Mittel erlaubt haben, die der Gerechte nothwendig hätte verschmähen müssen.

Königes aufhielt, feindlich in das Erzstift ein, eroberte die Stadt Bremen, plünderte sie rein aus, zog hierauf verheerend durch das ganze erzbischöfliche Gebiet und zerstörte einige dem Erzbischof gehörige Burgen. Aber Hermann hatte zu seinem Raubzuge nicht einen ihm günstigen Zeitpunkt gewählt. Adalbert war jetzt nicht mehr der einzeln stehende, verlassene Kirchenfürst, dessen Klagen unter der Regentschaft der Kaiserin Agnes bei Hofe verlacht wurden. Er war jetzt Regent des Reiches, Vormünder des Königes, hatte großes Ansehen und alle Gewalt in Händen. Ein Leichtes war es ihm also, den Grafen vor ein Fürstengericht laden und verurtheilen zu lassen. Hermann ward auf unbestimmte Zeit aus dem Reiche verbannt, und mußte dem Erzstift zu dessen Entschädigung fünfzig Dörfer abtreten. Hermanns Verbannung war jedoch von nicht langer Dauer. Nach Verlauf eines Jahres ließ ihn Adalbert schon wieder von dem Könige begnadigen, und zwar in der Hoffnung, aus einem Feinde sich einen Freund zu machen. Aber darin betrog sich abermals der Erzbischof. Die ihm jetzt erzeigte Wohlthat vergaß Hermann sehr schnell, nicht aber die ihm früher zugefügte vermeintliche Beleidigung.

Unter dem Wort Gerechtigkeit begreifen die heiligen Schriften die Summe aller Tugenden. Aber das Wesen der Gerechtigkeit besteht darin, daß man jedem das Seinige läßt, mithin Niemanden, am wenigsten frommen geistlichen Corporationen, ein Eigenthum raubt, das sie rechtmäßig erworben haben.

4. Sehr belehrend ist in dieser Hinsicht die Geschichte des Streites der Stabloer mit dem Erzbischofe Hanno wegen der Abtei Malmedi. Sobald Hanno diese Abtei, so wie wir eben erzählt, vom Könige, oder vielmehr von Adalbert geschenkt erhalten hatte, suchte er auch sogleich sich in Besitz derselben zu setzen. Dieses gab jedoch Theodorich, Abt von Stablo, durchaus nicht zu. Hanno wollte nun Gewalt brauchen. Aber der Abt suchte und fand Schutz bei dem Herzog Friederich von Lotharingen, der, als Schutzvoigt der Abtei, dem Erzbischofe sagen ließ, er werde der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen setzen. Eine kurze Zeit ließ man nun den Abt in Ruhe. Als aber der König in dem Jahre 1064 nach Tribur kam, ward Theodorich an den Hof berufen, und zwar mit der Drohung, daß, wenn er nicht erschiene, alles Reichsgut, das er gegenwärtig besitze, unverzüglich von der königlichen Kammer sollte eingezogen werden. Mit schwerem Herzen gehorchte der Abt und kam nach Tribur. Aber kaum allda angelangt, ward er verhaftet und in das Gefängniß geworfen. Durch Drohungen jeder Art, besonders durch sehr harte Behandlung, indem man ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens in seinem Gefängnisse entzog, suchte man ihn nun zur Uebergabe der Abtei an den Erzbischof von Köln zu bewegen. Aber weder Drohungen noch harte Behandlung vermochten die Standhaftigkeit des Abtes zu erschüttern; und als man ihn endlich nach einigen Wochen wieder frei ließ, eilte er nach Hause, versammelte

seine ganze Gemeinde, und indem er die Mönche an den Eid erinnerte, den sie ihm geschworen, nämlich zu seinen Lebzeiten keinen andern Abt zu wählen, viel weniger sich einen solchen aufdringen zu lassen, ermahnte er sie zur Treue und ausdauernder Standhaftigkeit. Hanno ließ die Sache nun wieder einige Zeit auf sich beruhen. Bald darauf starb Herzog Friederich von Lotharingen, und auch sein Nachfolger Gottfried der Bärtige nahm den Abt in Schutz, vertrat ihn sogar öffentlich vor Gericht, und zwar mit solchem Nachdruck, daß der richterliche Spruch völlig nach dem Wunsche des Abtes ausfiel. Leider ward jedoch dieses Urtheil von dem Herzoge, weil indessen von Hanno bestochen und gewonnen, nicht in Vollzug gesetzt. Da Theodorich auf gesetzlichem Wege nicht zu seinem Recht gelangen konnte, so verwendete er nun den ganzen Kirchenschatz seiner Abtei zu Geschenken theils an den König, theils an dessen Umgebungen, und Heinrich war wirklich einigemal entschlossen, dem Abt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ward aber jedesmal in seinem gefaßten Entschluß von Hanno wieder wankend gemacht. Indessen verlor Theodorich dennoch nicht allen Muth. Er brachte seine Angelegenheit vor den römischen Stuhl. Auch der Pabst trat jetzt als Mittler auf. Aber alle Bitten und Ermahnungen, selbst die ausdrücklichen Befehle des Oberhaupts der Kirche machten auf den hartnäckigen Erzbischof keinen Eindruck. Schon sieben Jahre hatte der Streit gedauert und erfolglos der Abt alle Schätze seiner Kirche verschwendet. In seinem Gram und tiefem Kummer kam Theodorich auf einmal auf einen Gedanken, der, so ausserordentlich und ausschweifend er auch schien, ihn endlich dennoch zum erwünschten Ziele führte.

5. Theodorich hatte in Erfahrung gebracht, Hanno habe eines Tages dem König erklärt, er werde die

Abtei nicht herausgeben, wenn selbst der heilige Remaclus wieder lebend erscheinen sollte*). Diesen letzten Versuch wollte der Abt nun noch machen. — Der König befand sich im Jahre 1071 in Lüttich, wo sehr viele Reichsfürsten, geistliche wie weltliche, zu einem Hoftag versammelt waren. Dahin begab sich nun auch der Abt; aber nicht allein, sondern mit allen seinen Mönchen in feierlicher Prozession, die Reliquie des heiligen Remaclus mit sich führend. Als der Zug in Lüttich ankam, saß der König gerade an der Tafel, mit ihm alle anwesenden Fürsten, denen Heinrich an diesem Tage ein festliches Mahl gab. Nicht wenig war der König und seine sämmtlichen fürstlichen Tischgenossen erstaunt, als jetzt der Abt mit allen seinen Mönchen in den Speisesaal trat und die Reliquie des Heiligen auf die Tafel niedersetzte. Theodorich warf sich dem Könige zu Füßen und bat um augenblickliche, dem so viele Jahre dauernden Handel endlich ein Ende machende Entscheidung; und schon war der junge Monarch, betroffen und gerührt bei dieser so unerwarteten Scene, entschlossen, dem Abt seine Bitte zu gewähren, als Hanno heftig aufsprang und die Hand des Königes mit den Worten faßte: „Wie! kann königliche Majestät jetzt ruhig hier sitzen und geduldig es geschehen lassen, daß eine freche Rotte bäuerischer Mönche sie öffentlich beschimpft?“ — Durch diese kühne, ja wohl freche Rede gereizt, stand auch der König mit sichtbarem Unwillen schnell von der Tafel auf, und zog sich in die innern Gemächer des Palastes zurück. Aber ihm nach sogleich auch der Abt sammt allen Mönchen

*) Durch ein Vermächtniß des heiligen Remaelus, Stifters der Abtei Malmedi, war diese an die Abtei Stablo gekommen. Beide Abteien hatten nun einen und denselben Abt, und dieser war jetzt Theodorich, ein sehr ehrwürdiger und von seinen Untergebenen allgemein geliebter Prälat.

und der Reliquie des Heiligen. Die Wachen und Thürsteher versperrten ihnen jedoch den Zutritt zu dem königlichen Gemach, worauf sie in den Speisesaal zurückkehrten und den Schrein des Heiligen wieder auf der Tafel niedersetzten. Indessen hatte sich eine Menge Volkes aus der Stadt bei dem Palast versammelt. Der König, auf das neue geneigt, dem Abt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ward abermals von Hanno daran verhindert. Man sandte nun einen der ersten Hofbeamten zu dem Abt mit dem Befehle, die Reliquie des Heiligen in die Kirche tragen zu lassen. Dieß gaben jedoch die Mönche nicht zu, und als der abgesandte königliche Kämmerling zudringlicher zu werden anfing, brach plötzlich die Tafel zusammen und verwundete ihn sehr gefährlich an dem Fuß. Die Diener, die er mitgebracht hatte, wollten nun trotz der Widersetzlichkeit der Mönche die Reliquie in die Kirche bringen, aber durch ein neues Wunder vermochten jetzt mehrere Männer nicht den Schrein, in welchem die Gebeine des Heiligen ruheten, so leicht derselbe auch war, nur einen Zoll von der Stelle zu rücken. Dieses neue Zeichen öffnete dem schwer verwundeten Kämmerling die Augen; er flehete um die Fürbitte bei dem heiligen Remaclus zu den Mönchen, und kaum hatten diese ihre Hände zu dem Himmel betend erhoben, als sogleich der Schmerz in dem Fuße des Kämmerlings verschwand, und auch nicht das mindeste Zeichen der Verletzung in demselben mehr zu bemerken war *). Bald verbreitete sich das Gerüch

*) — — Sed ecce, mensa cui superpasitae erant sacrae reliquiae, divina virtute confracta corruit, ministroque Regis, haud obscuri nominis viro, rura pedesque contrivit. Qui paulo post exorata per intercessionem beati Remacli pietate divina ita pristinae restitutus est sospitati, ut ne circatrix quidem in argumentum laesionis abolitae relinqueretur. (*Lamb.* Schaffn. ad an. 1071.)

von diesen Wundern und Zeichen auch ausserhalb des Palastes, und eine ungeheure Volksmenge strömte nicht blos aus der Stadt, sondern aus der ganzen umliegenden Gegend herbei. Selbst der König ward, als er Kunde davon erhielt, nicht wenig erschüttert, aber von Hanno, der ihn versicherte, die Wunder seyen bloße Vorspiegelungen der Mönche, wieder beruhiget. Sorgfältig bewachten nun diese die ganze Nacht hindurch die Reliquie des Heiligen, und neue wunderbare Zeichen und Erscheinungen bestättigten abermals die unmittelbare Gegenwart des heiligen Remaclus *). Am folgenden Tage gelang es dem Erzbischofe, den König nicht wenig gegen die Mönche zu reizen; gegen Leute, die, wie er sagte, sich nicht nur erfrecht hätten, ihn von der Tafel zu vertreiben, sondern jetzt auch den ganzen Palast mit Lärmen und Tumult erfüllten. Auf Befehl des Hanno erschien demnach eine Schaar Bewaffneter und wollte Gewalt brauchen; aber wildes, tobendes Geschrei erhob sich sogleich unter dem Volke. Aus Furcht vor einem furchtbaren Volksaufstande wagte man keinen Gewaltschritt. Als aber das theils flehende, theils drohende Geschrei der zahllosen Volkshaufen nicht aufhörte, im Gegentheil immer lauter und wüthender ward, verlor auch der König endlich alle Geduld. Weniger über die Mönche als über den Erzbischof aufgebracht, bat er diesen, die Abtei wieder zurückzugeben; aber dessen weigerte auch jetzt noch sich Hanno, worauf Heinrich zürnend ihm sagte, daß, wenn er nicht freiwillig seine Einwilligung gäbe, er ihn mit Gewalt dazu zwingen würde. Erst jetzt willigte er

*) Deinceps per totam noctem sequentemque diem, tanta circum sanctum corpus corruscabat miraculorum multitudo, ut corporali quodammodo proclamatione videretur beatus Remaclus jus suum expostulare. (Id. ib.)

endlich ein. Der König ließ nun die Mönche vor sich, entschied förmlich den Streit zu Gunsten des Abtes, überreichte ihm feierlich den Stab des heiligen Remaclus, und gestand öffentlich sich, weil von der wahren Lage der Sache nicht gehörig unterrichtet, bisher geirrt zu haben. Im Triumphe und unter dem lauten Jubel des Volkes kehrten nun die Mönche unter Psalmen- und Hymnengesang mit der Reliquie des Heiligen in feierlicher Prozession wieder in ihr Kloster zurück. — Aehnlicher Scandal erhob sich auch, als Erzbischof Adalbert sich der Abtei Lorsch bemächtigen wollte, wozu er jedoch eben so wenig wie Hanno zu jener von Malmedi gelangte *).

*) Der obigen Erzählung, in Betreff der Abtei Malmedi, liegt vorzüglich die Schrift: *Triumphus Sancti Remacli* zum Grunde. Lambert von Aschaffenburg spricht von dem ganzen Hergange nur in aller Kürze, erwähnt blos der durch die Gegenwart der heiligen Reliquien geschehenen Zeichen und Wunder. Aber der unbekannte Verfasser der so eben genannten Schrift — wahrscheinlich ein Mönch von Stablo — verschmäht es nicht, selbst in das geringfügigste Detail einzugehen, und spricht zugleich von Hanno in einem Tone, der dessen künftige Heiligkeit auch noch nicht von weitem ahnen läßt. Da er jedoch sich als einen sehr heftigen Gegner des Erzbischofes erweißt, so kann auch auf sein über denselben gefälltes Urtheil nicht gerade ein sehr großes Gewicht gelegt werden. Nach dem Zeugniß des ehrlichen Lambert von Aschaffenburg, der, indem er alles Gute, was er von Hanno weiß, getreu berichtet, doch auch dessen Fehler nicht verschweigt, war der Erzbischof ein Fürst von großen Eigenschaften und streng tugendhaftem Wandel. Durch acht Jahrhunderte von ihm getrennt, ist es uns beinahe unmöglich, eine bestimmte, sichere Meinung über ihn auszusprechen. Zwar sprechen seine Thaten, aber nur diese allein sehen wir jetzt, und nicht die Quellen, aus denen sie flossen, nicht die vielleicht sehr tief liegenden Motiven, die ihn dazu bewogen. Sehr möglich wäre

es demnach, daß alle seine Fehler und Mißgriffe blos in einem sogenannten frommen, aber eben daher desto gefährlichern Selbstbetrug ihren Grund hatten. So z. B. riß er vielleicht nicht aus Herrschsucht die Verwaltung an sich, sondern nur, weil seine Freunde ihn glauben gemacht hatten, daß niemand besser als er selbst das Regiment verstünde, mithin auch seine Verwaltung ungemein segenreich für Deutschland und die deutsche Kirche seyn würde. Eben so möchten auch sehr leicht blos imperiöse Zeitumstände ihn gezwungen haben, so viel Reichsgut zu verschleudern, indem seiner Einsicht nach nur durch Befriedigung der Habsucht mächtiger Fürsten Friede, Ruhe und Ordnung in dem Innern des Reiches konnten erhalten werden. Daß Hanno alle seine Anverwandten zu bischöflichen Stühlen beförderte, auch darüber scheint eine Rechtfertigung desselben nicht unmöglich; denn wenn alle seine von ihm zu bischöflichen Würden erhobenen Anverwandten seinem Vetter Cuno, den er auf den erzbischöflichen Stuhl von Trier erhoben, der aber darüber den Märtyrertod hatte erdulden müssen, vollkommen ähnlich waren, so hätte er auch nicht leicht frömmere, des hohen apostolischen Amtes würdigere Männer zu Bischöfen machen können. Wie tadelnswerth uns auch bisweilen sein Betragen erscheinen mag, so müssen wir (Katholiken) uns doch alles absprechenden Urtheils über ihn enthalten; denn sein Name steht in dem römischen Martyrologium. Der Verfasser seiner Lebensbeschreibung, der freilich von Hanno ein Gemälde entwirft, das nur lauter Licht und keinen Schatten enthält, nennt uns jedoch nicht den Pabst, der ihn den Heiligen beigezählt. Man könnte daher wohl vermuthen, daß, da damals der römische Stuhl die Heiligsprechung noch nicht als ein ihm ausschließlich zustehendes Recht an sich gezogen hatte, die deutschen Bischöfe, besonders die Freunde Hanno's, nach dessen Tode ihn sogleich als einen Heiligen proclamirt und den Deutschen als einen Gegenstand ihrer besondern Verehrung möchten vorgestellt haben; besonders da er wirklich die letzten drei Jahre seines Lebens sich größtentheils in dem von ihm gestifteten Kloster Siegburt aufhielt, und dort durch

viele Nachtwachen, strenges Fasten und anhaltendes Gebet die Aufmerksamkeit und Verehrung aller Bewohner der Abtei in hohem Grade auf sich zog. — Von Wundern, wodurch Gott selbst seinem Diener Hanno entweder schon zu dessen Lebzeiten oder auch am Grabe desselben Zeugniß gegeben hätte, lesen wir nichts; was jedoch, dem großen und gelehrten Pabst Benedikt XIV. zu Folge, zur Heiligsprechung ein unerläßliches, durchaus nothwendiges Erforderniß ist.— Wie aber dem nun auch seyn mag, so bleibt es doch gewiß und ausgemacht, daß die Heiligkeit des Hanno von Köln kein Glaubensartikel ist. Ganz füglich kann man also die Frage: ob Hanno's Name mit Recht in dem römischen Martyrologium aufgenommen ward, auf sich beruhen lassen; was uns übrigens jedoch nicht abhalten soll, auch jetzt noch nach acht hundert Jahren das Andenken des Erzbischofes Hanno von Köln als eines mit großen Eigenschaften ausgerüsteten, sehr würdigen und der Kirche zur Zierde dienenden Oberhirten zu verehren.

6. An Jahren wie an Verstand war indessen der junge Monarch immer mehr herangereift. Als Adalbert seine Erziehung, und mit dieser die Verwaltung des Reiches übernahm, stand Heinrich in dem vierzehnten Jahre seines Lebens. Aber alles, was bisher, und zwar beinahe von seinem frühesten Alter an, um ihn her geschehen war, und noch immer geschah, konnte unmöglich einen sehr günstigen Eindruck auf sein jugendliches Herz machen. Das begierliche Streben so vieler Bischöfe nach Gütern dieser Erde, und ihr hastiges, kein Mittel verschmähendes Zugreifen, sobald es nur immer etwas zu erwerben gab, mußte ihm nothwendig eine gewisse Verachtung gegen dieselben einflößen; und was mußte er alsdann von einer Lehre denken, welche die Lehrer selbst durch ihr eigenes Beispiel wieder zu verleugnen schienen? Was bei allen Menschen, die in ihrer Jugend ähnliche

Erfahrungen, wie er, gemacht hätten, geschehen seyn würde, geschah nun auch bei ihm. Jene Geringschätzung, zu welcher ihn so manche Bischöfe durch ihr wenig ehrenwerthes Betragen gezwungen hatten, trug Heinrich, wie wir in Kurzem sehen werden, bald auch auf die ganze Kirche über; ja sogar auf die Religion Jesu selbst, von der, weil ihrem Geiste von seiner frühesten Jugend an völlig entfremdet, er kaum den Saum ihres äussern Gewandes bis jetzt noch hatte kennen gelernt. Woher hätte also Heinrich, bei seinem ungemein lebhaften und feurigen Temperament, besonders als er Herr aller seiner Handlungen war und den Taumelkelch vermeintlicher Allmacht zu kosten anfing, die nöthige Kraft nehmen sollen, seinen Leidenschaften siegreich zu gebieten, seinen wilden Begierden und Wünschen geziemende Schranken zu setzen? Die Natur, wir wiederholen es, hatte Heinrich IV. mit ihren schönsten Gaben geschmückt. Unter einer zweckmäßigen, diese herrlichen Anlagen gehörig entwickelnden, wahrhaft väterlichen Leitung würden dieselben auch unstreitig eine weit edlere und glücklichere Richtung genommen haben, und er selbst seinem großen Vater, Heinrich dem Dritten, vollkommen ähnlich geworden seyn. Bei der völlig verkehrten, alles Gute erstickenden Erziehung, die man ihm gab, und besonders bei der Verdorbenheit und Gesetzlosigkeit der Zeit, in welche dieselbe fiel, so wie bei den vielen traurigen und gehässigen Erfahrungen, die schon seine früheste Jugend gemacht hatte, konnte er beinahe unmöglich Etwas anderes werden, als was er leider wirklich ward. Aber eben deßwegen muß der unglückliche Monarch, auch selbst noch dann, wenn wir ihn in einem Labyrinth von Thorheiten und Ausschweifungen erblicken, doch für uns, wenn anders die Geschichte ihr richterliches Amt mit Gerechtigkeit führen will, weit mehr ein Gegenstand des Mitlei-

dens und schmerzhafter Theilnahme, als des Hasses und des Abscheues seyn. — Daß ein Haufe, gegen Heinrich IV. leidenschaftlich erbitterter Schriftsteller, wie Gerohus und der Sachse Bruno, diesen, auf dem Throne beinahe sein ganzes Leben hindurch so sehr gequälten Monarchen in den Augen der Nachwelt zu einem Scheusale ohne Gleichen zu machen gesucht haben: dieß kommt bei dem nüchternen, ruhigern Geschichtsforscher durchaus nicht in Anschlag.

IV.

Ende der vormundschaftlichen Regierung.

1. Hanno hatte zwar allen Einfluß in der Verwaltung des Reiches verloren, war aber, obgleich blos dem Namen nach, doch immer noch einer der beiden Verweser des Reiches. Adalberts Stellung war demnach, so lange als der König nicht selbst regierte, von mancher Seite gefährdet. Hanno hatte bedeutende Freunde, besonders unter den Bischöfen, Adalbert im Gegentheil desto mehr Gegner, und besonders zwang ihn die Furcht vor den sächsischen Fürsten, seinen unversöhnlichen Feinden, auf Mittel zu denken, daß das Heft der Regierung, dessen er sich bemächtiget, nie wieder, wenigstens nicht sobald wieder seinen Händen könnte entrissen werden. — Vier Bischöfe, Anhänger des Erzbischofes von Köln, hatten so eben eine Pilgerreise nach Palästina zu dem Grabe des Erlösers angetreten, und nun benutzte Adalbert die Abwesenheit derselben, und erklärte zu Worms am Osterfeste des Jahres 1065 den noch nicht völlig fünfzehnjährigen Heinrich für mündig und wehrhaft, und legte demnach sein vormundschaftliches Amt nieder. Aber indem er jetzt, in Gegenwart der Kaiserin und mehrerer Fürsten und Bischöfe, das

Schwert um die Lenden des jungen Monarchen gürtete, befestigte er es nur noch um so mehr an seiner eigenen Seite. — Wie tief der Haß gegen Hanno in seiner Brust gewurzelt hatte, davon gab Heinrich bei dieser feierlichen Gelegenheit sogleich einen sprechenden Beweis. Mit gezücktem Schwerte in der Hand nämlich erklärte er, daß er den ersten Gebrauch davon jetzt unverzüglich gegen seinen ehemaligen Räuber, den Erzbischof von Köln, machen werde; und ganz gewiß würde er, hätten nicht die Bitten seiner Mutter und Adalberts Vorstellungen ihn zurückgehalten, auch wirklich einen solchen unseligen Versuch gemacht haben *).

*) Wahrscheinlich war damals der Erzbischof Hanno von Köln noch in Italien, wohin er, wie von vielen behauptet wird, im verflossenen Jahre 1064 wegen des zwischen den Päbsten Alexander und Honorius noch immer obwaltenden Streites, sich begeben hatte. Diesem widersprachen zwar der italiänische Geschichtschreiber Florentini wie auch der gelehrte Pagi (Crit. Annal. Baron.), und die Gründe, die sie dagegen anführen, sind nicht von kleinem Gewicht; besonders da man in der Geschichte der römischen Kirche nicht die mindeste Spur davon findet, daß der deutsche Bischof in Angelegenheiten der römischen Kirche in dem erwähnten Jahre in Rom gewesen seyn könnte. Auch befand sich, nach dem Zeugniß des Florentini, Pabst Alexander II. den größten Theil dieses Jahres nicht in Rom, sondern in seiner bischöflichen Residenz in Lucca. Indessen wäre es doch immer möglich, daß Hanno zwar in Italien gewesen, aber, nachdem er nach genauer Erkundung der wahren Lage der Angelegenheiten der römischen Kirche sich überzeugt hatte, daß der Streit jetzt noch nicht auf kanonischem Wege entschieden werden könne, im folgenden Jahre unverrichteter Dinge zurückgekehrt sey. Unmöglich konnte Hanno zu Ostern des Jahres 1065 in Deutschland anwesend gewesen seyn. Es wäre ja sonst gar nicht zu begreifen, wie der Erzbischof, als zweiter Reichs-

2. Es gibt Ereigniſſe, die, wenn iſolirt und einzeln betrachtet, ganz unbedeutend und wenig merkwürdig erſcheinen, dennoch, wenn mit andern ähnlicher Art zuſammengeſtellt und in ihrem wahren, obgleich dem flüchtigen Forſcher nur gar zu leicht entgehenden Zuſammenhang betrachtet, eine weit größere, wahrhaft hiſtoriſche Merkwürdigkeit gewinnen. — Zu ſolchen Ereigniſſen gehört nun auch die ſo eben erwähnte, von vier deutſchen Biſchöfen zu gleicher Zeit unternommene Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Die vier Biſchöfe, die ſich zu dieſer Pilgerreiſe vereinten, waren der uns ſchon bekannte Erzbiſchof Siegfried von Mainz, dann der ſchöne, wegen ſeiner ganz ungewöhnlichen körperlichen Wohlgeſtalt überall allgemein bewunderte Biſchof Günther von Bamberg, und endlich die beiden Biſchöfe Otto und Wilhelm

---

verweſer, der feierlichen Wehrmachung des jungen Königs, wenn es ihm auch dieſen Akt zu verhindern unmöglich geweſen wäre, nicht hätte beiwohnen ſollen, beiwohnen müſſen. In welchem Falle auch ganz gewiß der noch nicht einmal zum Jüngling gereifte Heinrich, trotz ſeines jugendlichen Ungeſtümmes, doch nicht ſein Schwert gegen den anweſenden Erzbiſchof würde gezückt haben. Aber die Drohung, den Abweſenden ſogleich mit einer blutigen Fehde zu überziehen: dieß konnte wohl dem jungen König in ſeiner unbeſonnenen Hitze entfahren ſeyn. — Unter den alten Chroniſten, die ohnehin nur gar zu oft unter der Angabe eines und deſſelben Jahres Sachen zuſammenſtellen, die doch zuſammen offenbar in demſelben nicht geſchehen konnten, daher auch nicht geſchehen ſind, herrſcht in Anſehung der Zeitbeſtimmung eine ſo große Verſchiedenheit, daß es jetzt nach acht hundert Jahren durchaus unmöglich wird, die Zeitfolge der Ereigniſſe, mithin auch deren wahren innern Zuſammenhang mit völliger Gewißheit zu ermitteln.— Wir wollen dieſe letztere Bemerkung hier einmal für allemal gemacht haben.

von Regensburg und Utrecht. Daß ein und dasselbe heilige Verlangen, an dem Grabe des Erlösers wie an dessen Wiege zu beten, und zwar gerade zu der nämlichen Zeit, die vier Bischöfe zu diesem frommen Werke soll begeistert haben: dieß ist nicht wohl zu vermuthen; wohl mögen auch zeitliche Zwecke daran einigen Antheil gehabt haben. Auch traten sie nicht im einfachen demüthigen Pilgergewand und nur von wenigen Dienern begleitet die Reise an, sondern mit einem Gefolge von wenigstens sieben tausend Menschen, von denen freilich sehr viele, besonders die Vornehmern, sobald das fromme Vorhaben der Bischöfe durch die dazu gemachten Vorbereitungen war ruchbar geworden, sich von selbst zur Begleitung angeboten hatten. An ungeheuern, alle Bequemlichkeiten des Lebens während der Reise darbietenden Vorräthen fehlte es ebenfalls nicht; eben so wenig auch an prachtvollen Geräthschaften, an Gold und Silber, wovon jedoch das Meiste theils an dem Grabe des großen Gekreuzigten, theils an der Krippe zu Bethlehem Ephrata als Opfergabe sollte niedergelegt werden. So zogen sie nun fürstlich einher, durch ihre Pracht ungemeines Aufsehen erregend, und höchst unvorsichtig ihre mitgeführten Reichthümer überall der Bewunderung der Menge zur Schau stellend. Schon die ungewöhnliche körperliche Schönheit des Bischofes Günther von Bamberg, dem es jedoch auch nicht an wahrer, innerer Seelenschöne fehlte, ward so wohl ihm selbst als auch seinen drei Gefährten auf der Reise nicht selten ganz ungemein zur Last. Wo sie hinkamen, liefen die Menschen haufenweise zusammen, blos um den wunderschönen deutschen Bischof zu sehen. Das Volk besetzte nicht nur alle Zugänge zu der Herberge, sondern die Neugierigsten drangen sogar in dieselbe hinein. Natürlicher Weise ging dieß nicht ohne Tumult und großen Lärmen ab. Um

Ruhe zu haben, mußten nun gewöhnlich die drei andern Bischöfe jenen von Bamberg bitten, hinaus auf die Straße zu gehen, sich dem Volke zu zeigen und von demselben bewundern zu lassen. Sobald dies geschehen war, gingen auch gleich darauf die Leute, da jetzt ihr Vorwitz befriediget war, wieder auseinander, und in der Herberge ward es wenigstens so lange ruhig, bis das Gerücht von der noch nie gesehenen Schönheit des Bischofes wieder einen neuen rohen Haufen Schaulustiger herbeiführte *).

3. Glücklich landeten die vier pilgernden Kirchenhäupter auf Asiens Küste. Aber weit gefahrvoller begann jetzt ihre Pilgerschaft zu werden. Sie zogen durch Cilicien; und überall ging auch im Orient das Gerücht von den großen Schätzen, die sie mit sich führten, ihnen voran. Kaum hatten sie also das Gebiet der Sarazenen betreten, als ein zahlreicher Schwarm herumstreifender Araber ihnen entgegen kam, und sie sogleich feindlich anfiel. Die Pilger, ohne Waffen und zum Kampfe gar nicht vorbereitet, verloren bei diesem ersten Zusamentreffen mehrere der Ihrigen, die theils erschlagen wurden, theils schwer verwundet mußten zurückgelassen werden **),

---

*) Tum ille (Guntherus) statura et formae elegantia ac totius corporis integritate ita caeteris eminens mortalibus, ut in illo Hierosolymitano itinere, ex urbibus et agris spectandi ejus studio profluerent, et bene secum actum crederet, qui eum videre contigisset. Unde quum positis eis in diversorio, plerumque turba intemperans propter eum nimis molesta foret, compulsus est aliquoties a caeteris episcopis, ut in publicum procederet, et obsidientem foras multitudinem, suo spectaculo a caeterorum vexatione avocaret. (*Lamb.* Schafn. ad an. 1064.)

**) Unter diesen befand sich auch der Bischof Wilhelm von

während die Christen, unter Steinwürfen, worin ihre ganze Vertheidigung bestand, sich immer weiter zurückzogen, und endlich einen Hof erreichten, der zwar nur ein niedriges, ziemlich verfallenes Gemäuer zur Umzäumung hatte in dessen Mitte aber ein zweistöckiges, steinernes, zur Vertheidigung gegen leicht bewaffnete Räuber sehr gut geeignetes Gebäude stand *). Dieses nahmen nun einstweilen die Bischöfe und die sie begleitenden Geistlichen ein. Die Laien stellten sich an die Umzäumung, um wo möglich wenigstens den ersten Andrang der Feinde abzuhalten. Wirklich näherte sich auch wenige Augenblicke darauf eine nicht allzu starke feindliche Abtheilung, die sogleich mit einem ganzen Hagel von Pfeilen die innerhalb des Gemäuers stehenden Christen begrüßte. Aber diese, wie von Oben inspirirt, machten plötzlich einen wüthenden Ausfall, entrissen den Räubern Schilde und Schwerter und, nun gehörig bewaffnet, erschlugen sie viele derselben und jagten die übrigen in die Flucht. Der Anführer der Araber, erstaunt über die Tapferkeit der Christen, beschloß durch Hunger sie zur Uebergabe zu zwingen. Er ließ demnach den Hof umringen, jedoch auch, um den Christen keinen Augenblick der Ruhe zu gewähren, die Angriffe unaufhörlich wiederholen. Die Schar der Araber bestand wenigstens aus zwölf tausend Mann. Diese konnten

---

Utrecht. Ihm ward ein Arm zerbrochen und rein ausgeplündert, und ganz nackt mußte er einige Stunden auf der Erde liegen.

*) Die Christen glaubten, das bei dem Hofe gelegene Dorf sey das ehemalige Capernauum gewesen, waren jedoch ihrer Sache nicht gewiß. Gegenwärtig hat man auch nicht die mindeste Spur mehr, wo das in der Lebensgeschichte Jesu einst so merkwürdige Städtchen gestanden seyn könnte.

also sehr füglich sich von Zeit zu Zeit ablösen, während die Christen, ohne nur einen Augenblick ruhen, oder die mindeste Nahrung zu sich nehmen zu können, in immerwährendem Kampfe begriffen waren. Schon zwei Tage und zwei Nächte hatte der Kampf gedauert, als endlich die Christen, durch Hunger und übermäßige Anstrengung völlig erschöpft, und ohne Hoffnung eines herannahenden Entsatzes, sich entschlossen, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten. Ein Abgeordneter sammt dem Dollmetscher wurde also in das Lager der Feinde gesandt. Sobald der Anführer der Araber den Zweck ihrer Sendung vernommen hatte, begab er sich unverzüglich mit sechzehn der Vornehmsten aus der Horde zu den Christen. Am Eingang in den Hof ließ er seinen Sohn mit einer starken Wache; er selbst stieg mit seinen sechzehn Gefährten in das zweite Stockwerk des steinernen Gebäudes, wo sich der Erzbischof Siegfried von Mainz und der Bischof Günther von Bamberg befanden. Letzterer nahm im Namen der übrigen Bischöfe das Wort. Er sagte dem Araber: sie wären bereit, alles, was sie mitgebracht, ihm zu überlassen, jedoch uuter der Bedingung, daß man ihnen freien Abzug gestatte. Aber der arabische Häuptling war ein wilder, erbarmungsloser Räuber. Trotzig erwiederte er dem Bischofe, daß nicht sie die Besiegten, sondern er der Sieger das Recht hätte, Bedingnisse vorzuschreiben. Was sie hätten, fügte er hinzu, wäre ohnehin schon sein, und dazu habe er nun auch noch Lust, ihr Fleisch zu essen und ihr Blut zu trinken. Indem er dieses sagte, nahm er von dem Kopf ein Tuch, wickelte es zusammen und schlang es dem Bischofe um den Hals. Unbegreiflicher Weise gerieth darüber der sonst so demüthige, gute und sanftmüthige Günther, der vielleicht in seinem ganzen Leben noch nie über irgend eine, selbst die gröbste Beleidigung auch nur einen

Ton der Klage hatte hören lassen, in den heftigsten Zorn, und gab dem frechen Araber mit der Faust einen so derben Schlag in das Gesicht, daß derselbe zu Boden stürzte. Ueber ihn und seine sechzehn Begleiter fielen nun sogleich die Christen her, bemächtigten sich ihrer und banden ihnen die Hände auf den Rücken. Die am Thore stehende Wache ward nun ebenfalls angegriffen, ein Theil derselben erschlagen, der andere in die Flucht gejagt. Aber auch die ganze Horde der Araber sammelte sich jetzt, und stürmte unter einem Hagel von Pfeilen gegen die Christen heran; und schwerlich würde es diesen gelungen seyn, einen so furchtbaren, mit vereinten Kräften unternommenen Angriff zurückzuschlagen. In diesem Augenblick drohender Gefahr ließen die Bischöfe die Gefangenen vorführen. Hinter ihnen standen Christen mit gezücktem Schwert, und nun ward den Arabern durch den Dollmetscher verkündet, daß, wenn sie nicht sogleich vom Kampfe abließen, sämmtliche Häupter ihres Stammes auf der Stelle würden erwürget werden. Die Gefangenen selbst fleheten zu den Ihrigen, den Kampf nicht länger fortzusetzen, und da nun auch der Sohn des Anführers sich alle Mühe gab, das Leben seines Vaters zu retten; so ward ein förmlicher Waffenstillstand abgeschlossen, während dessen die Unterhandlungen wieder angeknüpft werden sollten. Auf diese Art war zwar für die Christen die größte, jedoch noch nicht alle Gefahr vorüber. Aber nun kam gerade in demselben Augenblick ihnen auch noch Hülfe von einer andern Seite, von der sie dieselbe am wenigsten erwartet hätten. Bei dem ersten Zusammentreffen mit den Arabern waren nämlich mehrere Christen entflohen, und hatten, obgleich rein ausgeplündert, dennoch die ungefähr ein paar Meilen von da gelegene Stadt Ramola glücklich erreicht. Hier gingen sie sogleich zu dem, den Oberbefehl in

der Provinz führenden türkischen Emir, berichteten, was vorgefallen war, und versprachen ihm eine bedeutende Summe, wenn er den Bischöfen und deren zahlreichem Gefolge zu Hülfe eilen wollte. Der Emir, der ohnehin mit den herumstreifenden räuberischen Horden in unaufhörlicher Fehde lag, zeigte sich dazu sehr bereitwillig, traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen, zog Truppen zusammen und setzte sich damit in Marsch. Sobald dieß die in Ramola befindlichen Christen sahen, säumten sie auch nicht länger, ihren Brüdern durch einen Boten diese erfreuliche Nachricht kund zu geben. Dieser Bote war jetzt angekommen; und über alle Erwartung war die Wirkung seiner Ankunft; denn sobald der Inhalt seiner Botschaft den Arabern durch den Dollmetscher war bekannt gemacht worden, war auch ein jeder blos auf seine eigene Sicherheit bedacht; ohne Zeit zu verlieren, begaben sie sich alle auf die Flucht, und in wenigen Minuten war die ganze so zahlreiche Horde aus den Augen der Christen verschwunden. Bald darauf kam der Emir mit seinen Schaaren an. Auch diesem mißtrauten anfänglich die Christen, wurden jedoch bald eines Bessern überzeugt. Das ihm versprochene Geld ließ zwar der Türke sich gleich auszahlen, auch die gefangenen Araber sich ausliefern, erwieß sich aber übrigens den Christen sehr freundlich, geleitete sie bis nach Ramola, und als sie hier von ihren ausgestandenen Mühseligkeiten sich einige Tage erholt hatten, gab er ihnen eine starke Bedeckung mit, unter der sie glücklich und ohne weiter beunruhiget zu werden, in der heiligen Stadt ankamen. — Weit gefahrloser war ihre Rückreise. Kein einziger widriger Zufall begegnete ihnen mehr auf dem ganzen Rückwege; nur daß sie den Tod des Bischofes Günther, der in Ungarn starb, zu betrauern hatten. Günthers Leiche ward nach Bamberg gebracht, und auch dort begraben, in der Stadt seiner Jugend,

wo er erzogen worden war, und von seiner frühesten Kindheit an gelebt hatte *).

4. Dem Namen nach herrschte jetzt der junge König Heinrich selbst. Aber Adalbert blieb die Seele von allem, was geschah. In der Verwaltung ward daher nichts besser, im Gegentheil die Wirthschaft, die der Erzbischof und Graf Wernher trieben, immer noch ärger und unverantwortlicher, während auch die Sitten des jungen Königes sich mit jedem Tage verschlimmerten. Die Quelle aller Unordnungen, wie einer Menge von Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten war die am Hofe stets herrschende Finanznoth, eine nothwendige Folge von Adalberts grenzenloser Prachtliebe und Verschwendungssucht. Schon das unerhörte Plündern der Klöster und Abteien hatte ihm den Haß des Volkes zugezogen. Aber noch verhaßter und sogar verächtlicher machte er sich durch die Art, wie er sich in den Besitz der beiden, ihm von dem König zugesagten Abteien von Lorsch und Corvei zu setzen suchte. Als

---

*) Lambert von Aschaffenburg gibt dem Bischof Günther von Bamberg folgendes ungemein ehrenvolles Zeugniß: Vir praeter morum gloriam et animae divitias, corporis quoque bonis apprime ornatus. Natus erat ex Primis palatii, privatis possessionibus praeter Episcopatum affluentissimus; lingua promptus ac consilio; literis eruditus tam divinis quam humanis; tum statura et formae elegantia ac totius corporis integritate caeteris eminens mortalibus. — — — — Tantum hunc transitoriae felicitatis splendorem vitae innocentia et morum temperantia clariorem in eo cumulatioremque faciebant. Nam tantam in se utriusque hominis gloriam, quem omnes mirabantur, solum ipse ita propter Deum contemnebat, ut infimae quoque conditionis hominibus popularem se, communemque praeberet, et a servis suis plerumque maximas verborum contumelias inultus acciperet.

er sich beide schon hatte schenken lassen, führte er den jungen Monarchen bei Gelegenheit einer Reise von Worms nach Mainz über Lorsch, unterhielt sich hier dem Scheine nach äußerst freundlich mit dem Abt, versprach ihm sogar, in allen seinen wie seines Klosters Angelegenheiten ihn bei dem König zu unterstützen. Aber kaum war er wieder abgereist, als er einen jener Schmarotzer, die er seine Vertrauten nannte — es soll ein Jude gewesen seyn — nach Lorsch schickte, mit dem Auftrage, alles genau zu erspähen, besonders wie der Abt die Abtei verwalte, welchen Wandel die Klostergeistlichen führen, ob Uneinigkeit unter ihnen herrsche, und ob sie zufrieden oder unzufrieden mit ihrem Abte wären. Der Vertraute scheint ein nicht ganz unrechter Mann gewesen zu seyn. Er meldete seinem Herrn nur Gutes, so daß sein Bericht dem Adalbert gar keinen Stoff gab, auch nur mit einem Schein von Gerechtigkeit etwas gegen den Abt zu unternehmen. Dem ungeachtet ward dieser bald darauf von dem König nach Basel berufen. Aber Adalberts Geheimniß ward indessen, man weiß nicht wie, wahrscheinlich durch seine eigene Prahlerei verrathen; denn als der Abt, dem Rufe des Königs zu Folge, nach Basel kam, und mit sehr ansehnlichem Gefolge in die Stadt zog, sagte ein am Thor stehender Ritter: dies alles hat der König dem Erzbischofe Adalbert geschenkt, und wird nun bald nach Bremen wandern müssen. Auf diese Art ward der Anschlag vor der Zeit ruchbar, mithin auch dem Abt bekannt, und dieser hatte nun Zeit, so viel als möglich Vorkehrungen dagegen zu treffen, allenfalls auch sich um den Schutz irgend eines mächtigen Vertreters umzusehen. In Basel geschah also diesmal nichts. Als aber der Abt wieder in seine Abtei zurückgekehrt war, suchte Adalbert ihm eine andere Schlinge zu legen. Der König nämlich mußte für einen seiner Ritter von dem Abt ein sehr ansehn-

liches Lehen der Abtei verlangen. Adalbert hoffte, der Abt werde sich dieser Foderung weigern, und dadurch sich einige Blöße geben. Aber der Abt gehorchte, ertheilt das Lehen und erhielt dafür das heuchlerische Versprechen, nie weiter mehr beläftiget zu werden.

5. Drückendes Geldbedürfniß gestattete jedoch dem Adalbert nicht, den Abt lange in Ruhe zu lassen. Die Noth trieb ihn an, sich sobald als möglich der reichen Beute zu bemächtigen. Förmlich ließ er sich demnach von dem König jetzt nicht nur mit den beiden Abteien Lorsch und Corvei belehnen, sondern auch noch mit dem königlichen Hofe Duisburg, ferner mit einem prächtigen, sich weit hinstreckenden Forst zwischen dem Rhein, der Düssel und Ruhr, und endlich auch noch mit der Abtei Goslar und dem Dorfe Sinzich. Nun ward der Abt von Lorsch wieder an den Hof nach Goslar berufen, und da er wegen Krankheit sich entschuldigte, erhielt er einen scharfen Verweis, wobei man es an Drohungen nicht fehlen ließ, und zugleich den wiederholten Befehl, an einem gewissen, ihm gesetzten Tag in Goslar zu erscheinen. Diesem Befehl wollte der Abt gehorchen. Obgleich noch krank und schwach, bestieg er dennoch ein Pferd, stürzte aber mit demselben nicht fern von der Abtei, und ward sehr beschädiget in das Kloster zurückgebracht. Bei den Lehns- und Dienstleuten des Klosters war der Abt ungemein beliebt. Diese, über des Hofes ungerechtes Verfahren im höchsten Grade aufgebracht, beschlossen, ihren Lehnsherrn in seiner gegenwärtigen Noth nicht zu verlassen, nöthigen Falls der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, und daher unverzüglich auf dem nahe bei der Abtei liegenden Berg Burghelden eine feste Burg zu errichten. Vom Entschluß ging es sogleich zur That. Aber eben so bald gelangte auch die Kunde

davon nach Goslar. Adalbert wollte jetzt Ernst zeigen. Ein königlicher Bote ward unverzüglich an den Abt mit dem Befehl abgefertiget, dem Erzbischof allsogleich die Abtei zu übergeben, sich der Verwaltung derselben nicht ferner zu unterziehen, und das Zeichen seiner Würde, nämlich den Stab, dem Ueberbringer des königlichen Schreibens zu überliefern. Auch die Mönchen erhielten ein Schreiben, in welchem ihnen geboten ward, ihrem bisherigen Abt keinen Gehorsam mehr zu leisten. Aber der Abt hatte getreue Freunde am Hofe. Noch vor Ankunft des Botens war er also schon von dem Zwecke der Sendung desselben, so wie von dem Inhalt des königlichen Schreibens unterrichtet. Dem Oeconom des Klosters befahl er daher, den königlichen Abgeordneten auf das beste zu empfangen, ihm alles, was er nur immer wünschen könnte, mit der größten Freundlichkeit zu reichen, jedoch ihm zugleich zu sagen, daß er ihm erst am folgenden Tage Gehör geben könne. Aber so bald es Nacht geworden war, bestieg der Abt ein Pferd, eilte, nur von wenigen Dienern begleitet, nach Mainz, und begab sich dort in das damals so berühmte St. Albanuskloster. Jetzt konnte der königliche Bote sein mitgebrachtes Schreiben dem Abt nicht mehr einhändigen, mithin ihn auch nicht mit dem darin enthaltenen Befehl bekannt machen, und eben so wenig ihm auch seinen Hirtenstab abfodern. Völlig unverrichteter Dinge mußte der Abgeordnete des Königes wieder nach Goslar zurückkehren. — Kaum hatten die Ritter und Dienstleute die Entfernung des Abtes erfahren, als sie, empört über die schreiende Ungerechtigkeit, mit der man gegen ihren Lehnsherrn verfahre, ihn auf der Stelle wieder zurückzurufen beschlossen. Besonders trat jetzt der reiche Graf von Calv als Vertheidiger des unterdrückten Abtes auf, versicherte ihn seines kräftigen Schutzes, und ließ ihn unter sicherm Geleite wieder von Mainz nach der Abtei

zurückführen. — Der Graf war ein in jener Gegend sehr mächtiger Herr, noch mächtiger durch bedeutende Familien- und andere Verbindungen. Gegen diesen Gewalt zu brauchen, wollte Adalbert nicht wagen. Der Graf würde Widerstand geleistet haben, mithin eine blutige Fehde entstanden seyn, von der gar leicht weit verzweigte Empörungen, nicht gegen den König, sondern blos gegen den Erzbischof und dessen Verwaltung die Folgen hätten seyn können. Dies entging dem Adalbert nicht; und so sah er sich jetzt gezwungen, die Ausführung seines habsüchtigen Plans auf eine günstigere Zeit, die jedoch nie erschien, einstweilen auszusetzen.

6. Nicht besser ging es dem Erzbischof auch bei der Besitznahme von Corvei. Diese Abtei hatte er sich ebenfalls, wie wir wissen, von dem Könige schenken lassen. Aber in der Besorgniß, bei dem dortigen Abt dieselbe Widersetzlichkeit zu finden, wie bei jenem von Lorsch, nahm er zu einem, jedoch blos auf Lug und Trug erbauten Kunstgriff seine Zuflucht. Er suchte jetzt nämlich zu bewirken, daß der Abt selbst auf Corvei verzichte, und das Kloster freiwillig verlasse, worauf er alsdann ganz ruhig sich der erledigten Abtei hätte bemächtigen können. Zu diesem Zwecke ließ er überall die falsche Nachricht verbreiten: der Bischof von Pola in Istrien sey gestorben, und hierauf sogleich diesen vorgeblich erledigten bischöflichen Stuhl von dem Könige dem Abt von Corvei ertheilen. Dieser, höchlich erfreut über einen solchen Beweis königlicher Gnade, machte unverzüglich alle Anstalten, seine bisherige Abtei zu verlassen, und sich in sein Bisthum zu begeben. Aber während er noch mit den Vorbereitungen zu dieser Reise, so wie mit mancherlei Anordnungen, die er noch in der Abtei, bevor er sie auf immer verlasse, zu machen hatte, beschäftiget war,

kamen mehrere angesehene Männer aus Istrien in Deutschland an, staunten über das allgemein verbreitete Gerücht von des Bischofes Tod, und versicherten Allen die es hören wollten, der Bischof von Polasey nicht nur nicht gestorben, sondern befinde sich so wohl, und habe sich einer so festen Gesundheit zu erfreuen, daß höchst wahrscheinlicher Weise sein bischöflicher Stuhl noch in vielen Jahren nicht werde erlediget werden. Der Betrug des Erzbischofes lag also jetzt klar vor den Augen von ganz Deutschland; und Adalbert, ohnehin schon mit dem Haß Vieler belastet, ward nun auch noch ein Gegenstand des Gespöttes und allgemeinen Gelächters.

7. Auch der schändliche Handel mit Aemtern und Ehrenstellen, besonders mit den höchsten geistlichen Würden ward beinahe noch frecher und sündhafter als früher getrieben. Das Laster der Simonie hatte seine Schande verloren und war zu einer Art von Staatspraxis übergegangen. Kaum hatte der Bischof Günther von Bamberg in Ungarn die Augen geschlossen, als auch Hermann, Vicedom von Mainz, der auf derselben Pilgerreise seinen Erzbischof begleitet hatte, sogleich an seine Angehörigen einen Boten mit dem Auftrage schickte, ihm das erledigte Bisthum um jeden Preis zu verschaffen. Dies geschah, und sobald jene, die diesen schandvollen Auftrag übernommen, eine ganz ungeheuere Summe Geldes *) an den Hof gezahlt hatten, ward Hermann von dem König zum Bischofe von Bamberg ernannt. — Wie es mit der Sicherheit im Innern des Reiches und der Verwaltung der Gerechtigkeit aussah, mag folgendes, um dieselbe Zeit sich zugetragenes, schauervolles Ereigniß uns einen, obgleich nur schwachen Begriff geben.

*) Profuso in cöemptionem (episcopatus) argenti et auri *inaestimabili pondere* (*Lamb.* Schaffn. ad an. 1065.)

8. Erzbischof Eberhard, längst schon ein Greis, war endlich gestorben *). Erzbischof Hanno von Köln wünschte seinen Neffen Cuno (Conrad), bisher Probst in der Kirche von Köln, auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl zu erheben, und da der Hof seine Einwilligung dazu gab, ertheilte Hanno seinem Neffen, nach vorgeschriebener Weise, die bischöfliche Weihe, und sandte ihn einige Zeit darauf nach Trier. Aber der Clerus wie das Volk von Trier empfand es sehr schmerzhaft, daß man ohne ihre Mitwirkung ihnen einen Bischof geben wollte. Ein Theil reizte immer noch mehr den Andern, und ihr Zorn über die Verletzung des ihnen zustehenden Wahlrechts steigerte sich endlich bis zur Wuth. Sie beschlossen, den Aufgedrungenen nicht nur nicht aufzunehmen, sondern auch in Bestrafung seines Uebermuthes ein, für alle Zeiten warnendes Beispiel aufzustellen. Der neue Erzbischof ahnte nicht von weitem den Empfang, der seiner in Trier erwartete. In Begleitung des Bischofes von Speier und eines sehr ansehnlichen Gefolges machte er sich auf den Weg. In der Nähe von Trier angekommen, übernachtete er in dem nahe dabei gelegenen Dorf Biedburg, um am folgenden Tag seinen feierlichen Einzug in die Stadt zu halten. Der Kirche von Trier Schutzvogt war damals Graf Dieterich, ein höchst unbesonnener wilder junger Mann. Als der Morgen zu grauen anfing, zog dieser mit gewaffneter Mannschaft nach dem Dorf, wo Conrad übernachtet hatte, überfiel dessen Gefolge, erschlug alle, die Widerstand leisten wollten,

---

*) Er starb am Charsamstage des Jahres 1066. Er hatte an diesem Tage noch öffentlich zu dem Volke gesprochen. Als er aber nach beendigtem Gottesdienst in die Sacristei zurückgekehrt war, neigte er plötzlich sein Haupt an die Brust seines Archidiacons und verschied in der Mitte seiner ihn umgebenden Geistlichkeit.

jagte die übrigen in die Flucht und nahm den Erzbischof gefangen. Der Bischof von Speier war gleich im ersten Augenblick des Ueberfalls geflohen und hatte sich in einer Kirche hinter dem Altar verborgen. Daselbst ward er jedoch bald entdeckt, hervorgezogen, seines bischöflichen Schmuckes beraubt, unter den gröbsten körperlichen Mißhandlungen aus der Kirche gestoßen, und endlich barfuß auf ein schlechtes Pferd gesetzt, mit der höhnischen Weisung, nur eiligst dahin, woher er gekommen, wieder zurückzukehren. Der Erzbischof selbst ward, nachdem Dieterich sich alles dessen, was derselbe mitgebracht, als guter Beute bemächtiget hatte, gleich einem Verbrecher gebunden in die Stadt gebracht, dort unter dem Hohn und Spott des Pöbels herumgeführt und dann von dem Grafen Vieren seiner Dienstleute mit dem Befehl übergeben, ihn in einen nahen Wald zu führen und dort hinzurichten. Die vier Buben, in deren Händen jetzt das Schicksal des unglücklichen Erzbischofes lag, sannen darauf, ihr Schlachtopfer eines recht grausamen Todes sterben zu lassen. Sie schleppten den Gebundenen tief in das Innere des Waldes und stürzten ihn, um ihn zu zerschmettern, von einem hohen Felsen herab. Aber zu ihrem größten Erstaunen blieb der Erzbischof unbeschädiget; und als sie dasselbe Bubenstück noch zwei- oder dreimal wiederholt hatten, und demungeachtet der fromme Dulder noch immer am Leben war, stießen sie ihm ihre Schwerter durch den Leib und ließen die Leiche unbeerdiget in dem Walde liegen (am 1. Junius 1066). Diese unerhörte, greuelvolle That blieb völlig ungeahndet. Das Volk und die Geistlichkeit von Trier wählten ganz ruhig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, sich einen andern Bischof; und erst als einige Zeit nachher Graf Dieterich, von Gewissensbissen gefoltert, um die begangene Mordthat zu sühnen,

eine Pilgerreise nach dem heiligen Land angetreten hatte, ward dem Scheine nach Gericht über ihn gehalten, und er, der sich schon selbst verbannt hatte, auch gerichtlich auf unbestimmte Zeit verbannt. Wäre er von seiner Wallfahrt gesund zurückgekommen, würde er wahrscheinlich eben so schnell wieder begnadiget worden seyn. *) — Cunos noch blutender Leichnam ward von einigen Bauern in dem Walde gefunden, von dem Landvolke sogleich als die Leiche eines heiligen Märtyrers verehrt, und in dem Kloster Tholay begraben. Nach dem Zeugniß Lamberts von Aschaffenburg sollen an Cuno's Grabe mehrere Jahre hindurch viele Zeichen und wunderbare Heilungen geschehen seyn. **)

9. Aber durch nichts erbitterte Adalbert die deutschen Fürsten so sehr gegen sich, als durch sein Streben, ihnen den König abgeneigt zu machen, diesem die übertriebendsten Begriffen von seiner unumschränkten königlichen Allgewalt beizubringen, und damit er von Niemand sobald enttäuscht werden könnte, jeder

---

*) Keiner von den damaligen Chronisten spricht von irgend einer zeitlichen Bestrafung dieser schrecklichen Mordthat. Aber nach dem Berichte Bertholds von Constanz, der ebenfalls Cuno's Ermordung, nur mit einigen andern Nebenumständen, erzählt, entgingen die Mörder keinesweges der strafenden Hand der göttlichen Gerechtigkeit. Alle nahmen ein, nur mehr oder weniger schauervolles Ende. So z. B. wurden zwei derselben völlig rasend, zerfleischten mit eigenen Händen ihren Leib und starben in der Raserei. Auch Graf Dieterich kam von seiner Reise nach Jerusalem nicht wieder zurück. Er litt Schiffbruch unter Weges und fand sein Grab in den Fluthen des mittelländischen Meeres.

**) Man findet des heiligen Cuno Name auch in mehreren Martyrologien. In dem Erzstifte Trier ward er jedoch nie als ein Diöcesan-Heiliger verehrt.

gegenseitigen Annäherung des Königs und der Fürsten stets Hindernisse entgegen zu setzen, und alle Verbindung zwischen dem jungen Monarchen und seinen Ständen völlig abzuschneiden. *) Aus diesem Grunde hielt er sich auch schon seit einigen Jahren beinahe unausgesetzt in Goslar auf. Es schien, als wollte er diese Stadt zum bleibenden Standlager des Königes machen. Zwar war er dadurch den eigenen Staaten seines Erzstiftes näher gerückt, welches freilich in mancher Hinsicht für ihn sehr bequem seyn mußte. Indessen war jedoch unstreitig sein Hauptzweck dabei, die sächsischen Fürsten, seine Feinde, desto schärfer beobachten zu können, und durch die unmittelbare Nähe des Königes sie, wie er wähnte, desto leichter in einer gewissen Unterwürfigkeit zu erhalten. Aber gerade durch dieses Betragen, durch diese durchaus falsche Politik gaben sich Adalberts Flachheit und völlige Unfähigkeit, Deutschland zu regieren, in ihrer ganzen Blöße und Nacktheit kund. Offenbar hatte der Erzbischof von den innern staatsrechtlichen Verhältnissen Deutschlands entweder gar keine, oder nur höchst verworrene, verkehrte Begriffe. Das deutsche Reich, oder wenn man will, die ganze deutsche Nation bestand damals nur aus zwei Elementen, nämlich dem monarchischen und aristokratischen Elemente, mithin aus dem König und dem hohen Adel. Im

---

*) So z. B. ward in dem Jahre 1066 zu Goslar das Weihnachtsfest, das doch, wie die übrigen hohen Festen, nach uraltem Herkommen stets mit der größten königlichen Pracht gefeiert ward, und bei welcher Gelegenheit jedesmal eine Menge Fürsten dem König ihre Aufwartung machten, ganz in der Stille, ohne alle fürstliche Pracht und Herrlichkeit begangen. Lambert von Aschaffenburg scheint jedoch dieses mehr einem, abermals eingetretenen Geldmangel zuschreiben zu wollen.

politischen Sinne bildete der hohe Clerus, weil ebenfalls mit Lehen und vielem Reichsgut begabt, keinen eigenen Stand. Er gehörte durchaus der Aristokratie an, und hatte vollkommen mit derselben das nämliche Interesse.*) Was den großen und zahlreichen Haufen der gemeinen Vasallen betraf, so kam dieser gar nicht in Betracht. Er gehörte zum Volke, das in den Augen der Herren vom Schwert, wie Luden sie zu nennen pflegt, nur einen blosen Sachwerth hatte. Hätte nun Adalbert sich mit dem Geiste der Geschichte auch nur seines eigenen Jahrhunderts etwas vertraut gemacht, so würde er gewiß bald die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die, unter den Königen aus dem sächsischen Hause so wie unter den zwei ersten des fränkischen Stammes so hoch gestiegene königliche Macht blos auf der Personalgröße dieser Monarchen und deren durchaus religiösen und kirchlichen Charakter**) beruhet hatte. Aber diese Grundlage fehlte

---

*) Daher werden wir auch finden, daß bei allen Verbindungen, sogar Verschwörungen gegen den Thron nie Bischöfe und Aebte fehlten. Ausnahmen, wie z. B. der fromme und einsichtsvolle Liemar, Adalberts Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Bremen, dem selbst Pabst Gregor VII., obgleich er ihn, wegen seiner Anhänglichkeit an den König, mit dem Banne belegt hatte, dennoch ein sehr ehrenvolles Zeugniß gab, eine machte, solche Ausnahmen waren ziemlich selten.

**) Dieß wird keiner weiteren Erklärung bedürfen, sobald man sich nur dessen erinnern will, was wir schon früher, und zwar bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, über den eigenthümlichen, in unsern Zeiten so ganz irrig aufgefaßten religiösen Charakter des Mittelalters bemerkten, so wie über der damaligen Völker durchaus kirchliche, daher ächt christliche Gesinnung und Gesittung, die auch die Grundlage des ganzen Staats- und Völkerrechts des gesammten christlichen Abendlandes jener Zeit ausmachten; so daß ein Mo-

jetzt, und sie zu ersetzen vermochte weder Adalberts kindische, blos mit Tändeleien sich beschäftigende Eitel-

narch, wer er auch seyn mochte, dennoch, sobald er sich außerhalb der Kirche befand, mithin seinen wahren Schwerpunkt verloren hatte, auch zu regieren aufhörte *). Wie künstlich er seine Staatsmaschine erbaut zu haben glauben mochte, standen doch sogleich alle sie in Bewegung setzenden Räder stille; alle Federn hatten ihre Spannkraft verloren. Er selbst ward eine völlig fremde, mit dem damals noch harmonisch fortschreitenden Geist der Zeit **) und der Völker in schreiendem, zurückschreckendem Widerspruche stehende unerklärbare Erscheinung; konnte demnach auch nicht mehr das gekrönte Oberhaupt irgend eines

*) In den Pensionstand wurden solche Regenten freilich nicht gesetzt; obgleich auch dieses Einigen, und namentlich unserm Heinrich IV. beinahe in dem wahren Sinne des Wortes widerfahren wäre. Im Gegentheil werden wir Königen und Fürsten begegnen, denen es, obgleich aus der Kirche gestoßen, dennoch gelang, viele Jahre, ja wohl ihr ganzes Leben hindurch sich herumzubalgen, jedoch stets blos da, wo ihre Waffen, gewöhnlich nur auf kurze Zeit, die Oberhand hatten, erzwungenen Gehorsam fanden, der aber bei jedem Wechsel des Kriegsglückes ihnen sogleich wieder entzogen ward. Daß indessen solche unglückliche Fürsten, zu denen auch Kaiser Heinrich IV., nachdem er von dem Pabste Gregor VII. mit dem Banne war belegt worden, zu zählen ist, über die Menschheit, denen doch die Regierung jedes Monarchen eine Quelle des Segens seyn sollte, nichts als Krieg, Jammer und grenzenloses Elend herbeiführten, das versteht sich von selbst; daher wir uns auch die Frage erlauben: ob man ein solches unstätes, wildes und blutiges Herumrumoren — ein genauer bezeichnendes Wort will in dem Augenblicke sich uns nicht darbieten — wohl noch ein Regieren nennen könne?

**) Unter Geist der Zeit verstehen wir jedoch nicht — wie Göthe, obgleich nur scherzend, doch sehr richtig sagt — den Geist der Herren, die immer lauter und lauter sprechen, endlich schreien, Niemand als sich und ihrer Parthei das Wort erlauben und sich der Zeit als deren Repräsentanten gewaltsam aufdringen. Möge ihre Anzahl auch noch so groß seyn und sich täglich mehren, so ist doch ihr Geist nichts weniger als der Geist der Zeit, sondern unglücklicher Weise ein Geist ganz anderer Art.

keit, noch auch die Jugend eines jetzt erst nach und nach zum Jüngling reifenden Königes. Nothwendig mußte also der Erzbischof sich um eine andere, nicht minder feste Stütze umsehen, die er auch, hätte es ihm nicht gar zu sehr an Umsicht und Ueberblick gefehlt, um so leichter gefunden haben würde, da sie ihm ganz nahe lag, und gleichsam von selbst sich ihm darbot. Wäre nämlich Adalbert, statt in seinen permanenten Standlagern sich in phantastische Träume einzuwiegen, bald von einer unumschränkten Alleinherrschaft in Deutschland, bald von einem nordischen Patriarchat, von einer künftigen Erhöhung auf den römischen Stuhl, oder gar von jener Unsterblichkeit, die durch seine sinnlose Verschwendung seinem Namen einst werden sollte: kurz, wäre Adalbert, statt in eitler Selbstbespiegelung seine Zeit zu verträumen,

---

christlichen Volkes seyn. — Aber eben so haben wir im Gegentheil gesehen, daß stets die Unternehmungen jener Monarchen, die wahrhaft im Geiste der Vorsehung, und daher in vollkommenem Einklang mit der Kirche und derem höchsten Oberhaupt, dem Pabste, zu wirken strebten, größtentheils mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden; ja daß sogar ihre Institutionen — was besonders bei Betrachtung der Geschichte Carls des Großen uns ganz auffallend entgegen tritt — eine weit längere Dauer, eine gewisse zeitliche Ewigkeit hatten, gewissermaßen haben mußten, weil den Schöpfungen solcher Monarchen auch die, nur der Kirche des Sohnes Gottes ganz eigenthümliche conservative Kraft sich mitgetheilt hatte. Von sehr vielen, ja den meisten Einrichtungen Carls des Großen hat das Wesentliche, das heißt, die Grundidee davon, sich einer Fortdauer von beinahe tausend Jahren zu erfreuen gehabt. Erst nach dem Wiener Congreß in den Jahren 1814 und 15 stürzten endlich auch die letzten Pfeiler der uralten, selbst in ihren Ruinen noch ernste Worte zu uns sprechenden Kaiserburg in Ingelheim ein.

mit dem jungen König in sämmtlichen Provinzen Deutschlands unaufhörlich herumgereist *), hätte er die Eigenthümlichkeiten einer jeden Provinz, den Charakter ihrer Einwohner und deren Verhältniß zu ihren Fürsten schärfer ins Auge gefaßt, so würde ihm auch der damals schon so auffallend immer höher steigende Flor so vieler großen deutschen Städte, und der ganz eigenthümliche, dem rohen Vasallenthum völlig entgegengesetzte städtische Geist gewiß nicht entgangen seyn. Alle Elemente der nachherigen, freilich weit spätern Bedeutsamkeit der Städte waren schon vorhanden, und um sie zu ordnen und zusammen zu fügen, bedurfte es nur einer kräftigen, von Weisheit und Einsicht geleiteten Hand, und es wäre um so leichter gewesen, da bei den fleißigen und arbeitsamen Städtebewohnern, vielleicht damals in ganz Deutschland nur allein, noch Biederkeit, Treue und ächt christliche Gesinnung und Gesittung zu finden waren. Diesem städtischen Geiste, der ohnehin schon so ziemlich zum Bewußtseyn seiner Kraft erwacht war, mußte Adalbert sich enge anschließen, und that er dieß, wußte er denselben immer noch mehr zu nähren und zu beleben, und ließ er hierauf — was nicht gar hundert Jahre nachher der Abbé Sugger, einer der größten Staatsmänner, deren sich Frankreich je noch zu rühmen hatte, unter weit schwierigern Umständen so glücklich vollbrachte — sich auch zu der zahlreichen Klasse der Unfreien, Hörigen, Leibeigenen und Knechte herab, zerbrach er deren schmähliche Fesseln, gab er ihnen Freiheit und Volksrechte, dann hörte Heinrich auch auf, blos der prekäre König

---

*) Im Sommer bereiste er zwar gewöhnlich mit dem jungen Monarchen ein paar Provinzen. Aber diese Reisen waren mehr Lust- und Vergnügungs-, als Geschäfts- und Belehrungsreisen.

roher, widerspenstiger, durchaus von keinem Gemeingeist beseelter Vasallen zu seyn. Er war dann der glückliche Beherrscher eines großen und kräftigen deutschen Volkes; und der Sieg der Monarchie über eine vielköpfige, nur auf Schein und roher Gewalt beruhenden Aristokratie war dann auf immer und für alle folgende Zeiten vollkommen entschieden. — Aber zu solchen Conceptionen wußte des Erzbischofes ganz gemeine, alltägliche Hauspolitik sich nicht zu erheben; — und so fuhr er, der ungleich mehr das Talent eines fein abgeschliffenen, ungemein gefälligen Hofmanns, als das eines tief blickenden Ministers hatte, immer noch fort, den jungen König über steile Felsen und Abgründe zu führen, in die nothwendig Er zuerst, und dann auch sein königlicher Zögling stürzen mußte. Unausbleibliche Folge, wenn ein Blinder einen andern Blinden führt.

10. Auch die Fürsten des südlichen Deutschlands hatte Adalbert durch seinen Uebermuth, seine Prahlerei und bissigen Ausfälle auf sie nicht wenig gegen sich gereizt. Von den sächsischen Fürsten war er ohnehin längst schon von Herzen gehaßt; und dieser Haß stieg nun um so höher, da ein allgemeiner Verdacht auf ihm lastete, als schmiede er jetzt ganz im Stillen schwere Fesseln für die Sachsen. Dieser Verdacht war zwar an sich ungegründet; denn so Etwas ganz geräuschlos vorzubereiten, die Mittel dazu im Stillen zu sammeln, und diese mit dem zu erwartenden Widerstand zu vergleichen und richtig zu berechnen: dieß war offenbar für Adalberts Kopf eine viel zu schwere Aufgabe. Indessen war doch der blose Verdacht schon hinreichend, in allen Gemüthern eine gewisse, immer gefährlicher werdende Gährung zu erzeugen. Da Adalbert Mißgriffe auf Mißgriffe häufte, und seine Charakterschwäche längst schon für

Niemand ein Geheimniß mehr seyn konnte, so war er seit einiger Zeit sehr tief in der öffentlichen Meinung gesunken; selbst der königliche Name hatte die, ihn gewöhnlich umgebende unsichtbare Macht verloren. Man fing sogar jetzt in Sachsen an, die zum Unterhalt des königlichen Hofes zu leistenden Lieferungen zu verweigern; und da das, was von einigen Aebten in der Gegend halb gezwungen noch geliefert ward, bei weitem nicht hinreichend war; so befand sich Adalbert, besonders bei seiner ihn überall hin begleitenden Geldverlegenheit, in nicht geringer Noth *). Aber gerade dadurch hofften die Sachsen ihn und den König aus ihrem Lande zu entfernen; und da dies nicht geschah; so sagten sie ganz laut und ohne Scheu: man müsse den Erzbischof, auf welche Art es geschehen könne, auf immer vom Hof und den Geschäften entfernen; habe man, setzten sie hinzu, der Kaiserin Agnes die Regentschaft, die ihr doch durch einen feierlichen Reichstagsbeschluß war übertragen worden, ohne große Schwierigkeiten wieder entrissen, so werde man mit einem Bischofe noch viel leichter fertig werden. Die Unzufriedenen hielten nun öftere Zusammenkünfte, Boten eilten hin und her. Bald machten auch die südlichen Fürsten mit den sächsischen gemeinschaftliche Sache. Alle verbanden sich zu einem und demselben Zwecke, und an der Spitze des Bundes standen abermals die Erzbischöfe von Köln und Mainz **).

---

*) Verschiedene Chroniker bemerken es als eine ganz besondere, der königlichen Würde zugefügte Schmach, daß man Alles, wessen der Hof benöthiget war, mit Geld habe kaufen müssen.

**) Diesmal scheint es doch, daß dem Betragen der beiden Bischöfe wahrhaft edle Motive zum Grunde lagen. Es war ja die höchste Zeit, Adalberts toller, grundsatzloser und verschwenderischer Verwaltung einmal ein

11. Von allen diesen Umtrieben wußte und ahnete Adalbert nicht das Mindeste. Aber desto unerwarteter ward er auf einmal aus seinem Traume aufgeschreckt, als ganz unvermuthet ein Schreiben der Fürsten bei Hofe ankam, in welchem sie dem Könige mit ganz dürren Worten erklärten: „sämmtliche Fürsten des Reiches hätten beschlossen, sich in Tribur zu einem allgemeinen Reichstag zu versammeln; der König möchte daher ebenfalls an dem dazu bestimmten Tage sich dort einfinden.“ — Reichstäge zu halten und die Fürsten auf einen gewissen Tag und nach einem bestimmten Ort zu einer gemeinsamen Berathung zu berufen, ward bisher stets als ein dem Könige ausschließlich zustehendes Recht betrachtet; und da jetzt die Fürsten sich erfrecht hatten, dieses Recht ganz allein, und völlig unabhängig von dem Könige, zu üben, so war dieß offenbar schon der erste Schritt zu einer Empörung, dem gar leicht ein noch gefährlicher zweiter und dritter Schritt folgen konnte. Der König und sein ganzer Hof waren in der größten Bestürzung. Für alle, besonders für des jungen Monarchen leichtfertige Umgebung, worunter Graf Wernher sich ganz vorzüglich auszeichnete, war das fürstliche Schreiben ein Donnerschlag aus heiterm unumwölkten Himmel. Selbst dem Erzbischofe, der sich bisher in einem, obgleich von allen Seiten Einsturz drohenden Gebäude so wohl, so ruhig und bequem gefühlt hatte, gingen jetzt die Augen auf, leider viel zu spät; denn jetzt war er eben so arm an Rath wie an Hülfe. Aber so unverschämt und trotzend

---

Ende zu machen. Indessen wäre immer möglich — und was wir auch nicht geradezu bestreiten wollen — daß an dem Patriotismus des Erzbischofes von Köln auch dessen alte Eifersucht und alter Groll gegen Adalbert einigen Antheil könnte gehabt haben.

auch die Erklärung der Fürsten war, und so demüthigend es für den König seyn mußte, sich ihrem, in Form eines Gebotes ihm kund gemachten Wunsche zu fügen, so waren dennoch Adalbert und der König gezwungen, sich dazu zu entschließen. Heinrich brach also mit seinem Adalbert von Goslar auf und zog nach dem Rhein. Unglücklicher Weise trug sich jetzt schon in Ingelheim ein Ereigniß zu, welches man für nichts weniger als eine sehr gute Vorbedeutung halten konnte. Des Königes Leute nämlich wurden bei den Einwohnern einquartirt, betrugen sich aber so frech und anmaßend, eigneten sich alles, was ihnen gefiel, gewaltsam zu, mißhandelten die, welche einigen Widerstand leisten wollten, und trieben es so arg, daß endlich die Sturmglocke gezogen ward. Mit Waffen, wie der Zufall sie einem jeden in die Hand gab, lief nun alles zusammen, Alt und Jung, Männer wie Weiber, und eine schreckliche blutige Balgerei nahm nun ihren Anfang. Bald eilte auch der kühne und ungestümme Graf Wernher den Seinigen zur Hülfe herbei, erhielt aber sogleich in dem Getümmel, von einem Knechte oder einer ganz gemeinen Dirne, mit einer Keule einen so fürchterlichen Schlag auf den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden sank und halb todt zum Könige zurückgetragen ward. Er lebte nur noch ein paar Stunden, und hatte kaum so viel Zeit, auf die ernsten Vorstellungen einiger herbeieilenden Geistlichen, die ihm die heiligen Sterbsakramente reichen sollten, das mit Unrecht an sich gebrachte Dorf Kirchberg den Mönchen von Hersfeld wieder zurückzugeben *). Mit vieler Mühe ward endlich der Tu-

*) Lambert von Aschaffenburg sagt, daß es viel gekostet habe, ihn dazu zu bewegen. Admonitus, ut pro peccatis suis Deo, in extremo jam spiritu constitutus, satisfaceret: seque *Herveldensium monachorum*, precibus interemptum recognoscens, villam Kirch-

mult gestillt. Als man aber die Kämpfenden von einander getrennt hatte, fand es sich, daß sowohl von den Leuten des Königes wie von den Einwohnern einige waren erschlagen, noch mehrere verwundet worden. Schnell verbreitete sich das Gerücht von diesem blutigen Auftritte, und besonders von dessen Veranlassung, weit und breit in der ganzen Gegend, und war natürlicher Weise gar nicht geeignet, die Menschen zur Freude über die Ankunft ihres Königes zu stimmen.

12. Die Art, wie die Fürsten den König in Tribur empfingen, verkündete ihm und seinem Adal-

---

berg, quam injuste invaserat, redderet, *nullo modo acquievit*, donec Episcopi (praesentes) consensu facto minitarentur, se ei sacram communionem morienti non daturos, nisi prius tanti peccati pondere se exonerasset. Sic tandem pudore magis quam religione victus reddidit, *statimque* vita excessit. — Seine Seele konnte und sollte nicht eher von ihrem Leibe scheiden, als bis er das ungerechte Gut den Beraubten wieder zurückgegeben hätte; jedoch leider nicht seines eigenen Heils wegen — denn seine Wiedererstattung beruhete ja nicht auf Liebe zu Gott und zur Gerechtigkeit, nur ganz allein auf eiteln, menschlichen selbstsüchtigen Gründen — sondern weil Gott das Flehen der frommen Klostergeistlichen erhört hatte, und ihnen daher nun auch die Früchte ihres anhaltenden Gebetes zu Theil werden sollten. — Wäre es einer allgemeinen Welt- und Völkergeschichte erlaubt, auch in das Detail der Ereignisse einzelner Individuen einzugehen, so würde man über unmittelbare, augenscheinliche Gebetserhörungen, welche zwar die Weisheit unserer Tage, und sogar aus philosophischen Gründen, welche jedoch nichts weniger als auch vernünftige Gründe sind, zu bestreiten und in Zweifel zu ziehen sucht, zahllose Beweise aufzustellen im Stande seyn. Beinahe das Leben eines jeden Einzelen würde Beiträge dazu liefern können.

bert wenig Erfreuliches. Der bestimmte Tag war endlich erschienen; und mit einer Freimüthigkeit, welche nur das untrügliche Gefühl eigener Superiorität zu geben vermochte, erklärten die Fürsten dem Könige: „er müsse nun wählen, entweder dem Reiche und der Krone zu entsagen, oder den Erzbischof von Bremen, der ihn verführe, verderbe und das Reich verwirre, alsogleich von seiner Seite und allem Einfluß auf die Staatsgeschäfte für immer entfernen.“ — Schreckliche Wahl! Das Erste war unmöglich, und das Andere mußte tief und blutig das Herz eines jungen Monarchen verwunden, der in Adalbert seinen einzigen, ihm wahrhaft ergebenen Freund erblickte, und daher, weil er noch nicht wissen konnte, auf welche gefährliche Abwege und in welche finstere Labyrinthe er ihn geführt, auch von ganzer Seele ihn liebte. — Heinrich versprach, am folgenden Tage den Fürsten auf ihren Antrag zu antworten. — Jetzt gab Adalbert dem Könige den Rath, in der kommenden Nacht ganz in der Stille Tribur zu verlassen, und entweder nach Goslar zurückzukehren, oder an einen andern, noch festern Ort sich zu begeben, wo er so lange sich in vollkommener Sicherheit aufhalten könnte, bis der Sturm ausgetobt und die jetzt so sehr gährenden Gemüther sich wieder einigermaßen beruhiget hätten. Unstreitig war dieser Rath schlecht, aber leider gab es keinen bessern. Dem zu Folge wurden nun gleich mit Anbruch der Nacht einstweilen der Schatz und die königlichen Insignien fortgebracht. Aber, weil von geheimen Spähern umgeben, ward gerade dadurch der gange Anschlag entdeckt. Unverzüglich griffen die Fürsten zu den Waffen. Der königliche Palast ward von dreifach gereihten Schaaren umringt, alle Ausgänge desselben wurden stark besetzt und genau bewacht, und Heinrich, den man den König seiner Vasallen nannte, war nun die ganze Nacht hindurch deren Gefangener.

Aber noch furchtbarer war das Ungewitter, das gleich am folgenden Morgen über den Erzbischof herein brach. Ihm ganz allein ward der treulose und verrätherische Versuch, wie die Fürsten ihres Königes Vorsatz, Tribur in der Stille zu verlassen, jetzt nannten, zugeschrieben. Wüthend stürmten sie alle auf ihn los. Selbst das Leben Adalberts war bedrohet, und kaum vermochte noch mit den größten Anstrengungen der junge König, oder vielmehr der geheime Zauber, der noch immer den königlichen Namen umgab, den Erzbischof gegen Mord oder die gröbsten persönlichen Mißhandlungen zu schützen. Aber nun durfte er auch keinen Augenblick mehr zögern. Gleich einem zwar begnadigten, jedoch völlig verworfenen Verbrecher, mußte er mit allen seinen Anhängern Tribur schleunigst verlassen, und schwerlich würde er ungekränkt und nicht mit noch größerer Schmach bedeckt, seinen erzbischöflichen Sitz erreicht haben, hätte nicht Heinrich ihm zu seiner Sicherheit ein sehr ansehnliches königliches Geleit mitgegeben. — So endete sich diesmal die Regierung eines Mannes, der, nachdem sein Charakter längst schon alle Haltung verloren, nun ganz grundsätzlos, gleichsam ohne Steuer, Ruder und Senkblei, das Staatsschiff, das seiner Führung war anvertraut worden, blos von den Winden seiner Eitelkeit und stolzen Laune mehrere Jahre auf den Wellen eines stürmischen, an Klippen so reichen Meeres hatte herumtreiben lassen.

V.

Folgen der Entfernung Adalberts vom Hofe.

1. Daß der Sturz Adalberts für dessen Erzstift die traurigsten Folgen haben mußte, dieß war zu erwarten; denn es lag ja ganz in des Erzbischofes schon seit vielen Jahren gegen die sächsischen Fürsten

genommenen Stellung. Daß aber dieses unselige Verhältniß auch auf die junge, nichts weniger als tief gewurzelte slavische Kirche einen höchst verderblichen Einfluß haben werde; dieß war um so weniger vorauszusehen, als es mit den Ereignissen im Reiche nur in sehr fernem, schwachem Verbande stand. — Adalberts Fall, größtentheils das Werk der sächsischen Fürsten, war für dieselben ein wahrer Triumph. Aber nun eilten sie auch, sich der Früchte ihres Sieges sogleich zu versichern. Der Herzog Ordulph von Sachsen, dessen Bruder, Graf Hermann, Magnus, Ordulphs Sohn, Udo von Stade, der Graf der Nordermark ꝛc. fielen von mehreren Seiten feindlich in das Erzstift ein. Ihr Losungswort war: Tod und Vernichtung dem verhaßten Priester. Alle Burgen und Schlösser des Erzbischofes wurden geplündert und zerstört. Er selbst, von seinen eigenen Lehnsleuten, wie es scheint, verlassen, ward in Bremen belagert. Da er einsah, daß die Stadt, weil schlecht besetzt und noch schlechter vertheidiget, sich nicht lange würde halten können, ihm auch des Magnus, seines erbittertsten Feindes, schreckliche Drohungen, im Falle er ihn in seine Gewalt bekommen sollte, nicht unbekannt waren *), so entfloh er aus der Stadt, ging in die Gegend von Goslar, und lebte hier über sechs Monate verborgen und unbekannt auf einem einsam gelegenen Meierhofe. — Indessen fuhren die verbündeten Fürsten fort, in dem Erzstift nach Willkühr zu hausen. Sollte die Kirche von Bremen nicht völlig zu Grunde gehen, so mußte Adalbert sich jetzt endlich mit den sächsischen Fürsten vergleichen, das heißt, er mußte einem jeden geben, was er verlangte. Mag-

*) Magnus ante omnes saeviebat, ... et Archiepiscopum aut *membris truncare*, aut funditus *interficere* quaerebat. (*Ad. Brem.* l. IV. c. 9.)

nus erhielt demnach tausend Höfe des Erzstiftes als Lehen; ungefähr eben so viel der Herzog Ordulph von Sachsen, und nicht viel weniger auch die übrigen Herren, so daß dem Erzbischofe von allen seinen bisherigen Besitzungen nicht einmal ein volles Drittheil übrig blieb. Adalbert befand sich jetzt in großer Noth. Während Adalberts mehrjährigem Aufenthalt am Hofe hatten seine Verwalter so schändlich gewirthschaftet, so schamlos ihren Herrn bestohlen, daß dieser, als er gleich einem Flüchtling wieder in Bremen angekommen war, in den Kassen auch nicht einen Heller fand. Um nun jetzt, wie man zu sagen pflegt, seiner erzbischöflichen Würde gemäß leben zu können, wurden die wenigen, dem Erzstift noch gebliebenen Unterthanen mit ganz unerschwinglichen Steuern und Abgaben gedrückt; und es übersteigt allen Begriff, welcher schändlichen, zum Theile selbst grausamen Mittel sich Beamten und Verwalter bedienten, um nur Geld von den armen Leuten zu erpressen. Freilich geschah dieß Letztere ohne Wissen des Erzbischofes; aber daß so Etwas ohne sein Wissen geschehen konnte, wälzt auf ihn schon Schuld und Schmach genug. Für die Fürsten waren nun das Erzstift, der Erzbischof und dessen Geistlichkeit ein Gegenstand des Hohnes und des Gelächters, und während diese darben mußten, und sogar den Armen das gewöhnliche Almosen nicht mehr gereicht werden konnte, lebten jene im Ueberfluß und verzehrten in Uebermuth und schwelgender Sicherheit die Güter, die der Kirche Gottes und deren Dienern von Rechtswegen gehörten. Aber diese Demüthigung und völlige Herabwürdigung der Kirche von Bremen wirkte auch unglücklicher Weise sehr weit in die nördlichen slavischen Länder hinein, und grenzenloses Elend für die gegenwärtigen wie folgenden Generationen war ebenfalls noch eine Folge davon.

2. Um die Verbreitung und tiefere Begründung des Christenthums unter den slavischen Völkern hatte Adalbert seit seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen sich unstreitig ganz ausgezeichnete Verdienste erworben. Die vornehmsten Hindernisse, die diesem Gott so wohlgefälligen Werke sich bisher entgegen setzten, waren unstreitig der Geiz des Herzogs Bernhard von Sachsen, und das harte Joch, unter welches die Sachsen überhaupt die slavischen Völker, deren Muth und Tapferkeit sie fürchteten, herab zu drücken strebten. Diesem Uebel suchte nun Adalbert, sobald er Erzbischof geworden war, so viel er konnte, abhelfend entgegen zu kommen. Da er ohnehin alle Schritte der sächsischen Fürsten scharf beobachtete, zudem auch bei dem Kaiser Heinrich III. in hoher Gunst stand, und endlich auch der Sinn des alten Herzogs Bernhard mit dessen fortschreitendem Alter um vieles milder geworden war, so fing auch in den slavischen Ländern das Christenthum wieder an, immer schöner und hoffnungsvoller aufzublühen. In seine, einem Bischofe des Nordens so sehr geziemenden Bestrebungen ward Adalbert von Niemand, selbst von keinem Missionär so kräftig unterstützt, als von dem edeln, tapfern Godeschalk. Dieser, Sohn eines obotritischen Fürsten, mithin selbst der slavischen Nation angehörig, war, wie man sich erinnern wird, in früher Jugend von seinem Vater als Geisel dem Herzog von Sachsen übergeben und in einem sächsischen Kloster in dem Christenthum erzogen worden. Einige Jahre nachher, und als Godeschalk schon das Knabenalter weit überschritten hatte, ward sein Vater von einem Christen ermordet, und zwar von einem Sachsen. Als er die traurige Kunde davon erhielt, benahm der Schmerz ihm alle Besinnung; Tod und Verderben schwur er allen Christen, entsprang aus dem Kloster, ward wieder ein Heide, und an der Spitze

einer zahlreichen Schar gleichgesinnter Götzendiener fing er nun an, furchtbar gegen die Christen zu wüthen, erschlug viele derselben und zerstörte und verbrannte über-all ihre Kirchen. Sein Unternehmen hatte anfänglich vielen Erfolg. Dadurch kühn gemacht, ging er über die Elbe, ward aber jetzt geschlagen und abermals ein Gefangener des Herzogs von Sachsen. Bernhard, dem die großen Anlagen des Jünglings, dessen feuriger Geist und edles Herz nicht entgingen, zudem auch wohl wußte, daß blos kindliche Liebe ihn zur Verzweiflung gebracht, und diese ihm hierauf die Waffen in die Hände gegeben hatte, hielt seinen jungen Gefangenen in ehrenvoller, nichts weniger als sehr strenger Haft, erwieß ihm überhaupt viele Güte, gab ihm daher nach zwei Jahren seine Freiheit wieder, jedoch zugleich auch den Rath, in die Dienste eines fremden großen Monarchen zu gehen, unter dessen Fahnen er bald das wieder gewinnen könnte, was er in seinem eigenen Vaterland verloren hätte. Godeschalk, der indessen wieder Christ geworden war, befolgte des Herzogs wohlmeinenden Rath, ging nach Dänemark und fand an dem Hofe Cnuts des Großen ungemein willkommene Aufnahme. Durch seine Unerschrockenheit, kriegerische Einsicht und Gewandtheit gewann er in kurzer Zeit die Achtung des Königes, stieg hierauf immer höher in der Gunst desselben, und erhielt endlich zum Lohne seiner Treue eine dänische Prinzessin aus dem königlichen Hause zur Gemahlin. Nach Cnuts des Großen und seiner Söhne Tod blieb Godeschalk noch einige Zeit bei dem König Sueno Estridson, Schwestersohn Cnuts des Großen. Aber bald zog jetzt Vaterlandsliebe ihn wieder zu dem heimathlichen Boden zurück. Er verließ also Dänemark und kam ungefähr in dem Jahre 1041 mit vielen Schätzen, Geschenke der Könige von Dänemark, unter seinen Landesleuten an. Diese empfingen ihn mit

dem größten Jubel, und nun kostete es ihm wenig Mühe, diejenigen, die nach der Ermordung seines Vaters die fürstliche Würde erhalten hatten, wieder zu vertreiben und sich des väterlichen Erbes zu bemächtigen *).

3. Aber Godeschalk ward nun auch Eroberer. Bei den, unter den slavischen Völkern stets herrschenden Uneinigkeiten, an denen auch die Abotriten stets Theil nahmen, gelang es ihm, gleich im Anfang seiner Regierung, die Wagrier, Polaben und einen Theil der Wilzen zu bezwingen und seiner Herrschaft zu unterwerfen, und durch seine Tapferkeit, verbunden mit Weisheit und Milde, stieg nun in kurzer Zeit sein Ansehen in allen Ländern zwischen der Elbe und dem baltischen Meere zu einer solchen Höhe, daß beinahe alle slavischen Volksstämme sich freiwillig seiner Oberhoheit unterwarfen und jährlichen Tribut ihm entrichteten. Aber nicht blos mit dem Schwerte in der Faust, auch mit dem Kreuze in der Hand zeigte sich jetzt Godeschalk den slavischen Völkern. Von den göttlichen Wahrheiten des Evangeliums lebendig durchdrungen, hatte Godeschalk seinen frühern Abfall schon oft schmerzhaft und bitter beweint, und um seine damals gegen die Christen begangenen Frevel zu sühnen, ward er nun der eifrigste und thätigste Beförderer des

---

*) Godeschalks Vater hieß Udo. Nach seiner Ermordung wählten die Abotriten den Radomir zu ihrem Fürsten. Dieser war zwar noch vor der Rückkehr Godeschalks in einem Treffen gegen die Dänen erschlagen worden, hatte aber acht Söhne hinterlassen, die jedoch jetzt sämmtlich Udo's Sohne, dem seine Verbindung mit einer dänischen Prinzessin in den Augen seiner Landesleute einen noch weit größern Glanz gab, weichen und das Fürstenthum ihm überlassen mußten.

Christenthums. Durch den Glanz seiner Siege und Waffenthaten geblendet, strömten nun bald zahllose Menschen aus allen slavischen Ländern bis zur Peene hin herbei, ließen sich taufen, und bekannten sich wenigstens mit dem Munde zu dem Christenthum, sehr oft jedoch, ohne dabei ihren ehemaligen Götzen in ihrem Herzen völlig zu entsagen. Der Erzbischof Adalbert von Bremen, mit dem Godeschalk stets im vollkommensten Einverständniß lebte und wirkte, schickte ihm so viele Priester und Volkslehrer, als er nur immer bedurfte: und die, welche der Erzbischof sandte, waren größtentheils ganz ausgezeichnete, ihrem heiligen Berufe vollkommen entsprechende Männer. Fürst Godeschalk hielt es nun nicht unter seiner Würde, die in seinem Lande herumziehenden Missionäre auf ihren Zügen zu begleiten; und hatten diese an einem Orte dem Volke geprediget, so bestieg hierauf auch gewöhnlich der Fürst die Kanzel, um in dem ganz gemeinen slavischen Volksdialekt den Zuhörern, und zwar mit noch größerer Wärme, Innigkeit und Faßlichkeit die Lehren zu erklären, die jene so eben ihnen vorgetragen hatten. Ueberall wurden nun Kirchen erbauet und Klöster gegründet, zugleich auch noch einige Bisthümer errichtet. Für das Aufkommen und den Flor der Letzteren war Adalbert um so mehr besorgt, da dadurch das Ansehen seiner eigenen Kirche, als Metropol der neu errichteten Bisthümer, noch höher stieg, auch die Grenzen seines erzbischöflichen Wirkungskreises um vieles erweitert wurden. Im Vertrauen auf die Freundschaft des frommen Fürsten Godeschalk, der den Erzbischof von Bremen wie seinen Vater ehrte, verfuhr Adalbert in Anordnung aller kirchlichen Angelegenheiten in den slavischen Ländern mit unumschränkter Willkür. So z. B. besetzte er die beiden neu errichteten bischöflichen Stühle zu Mecklenburg und Ratzeburg ganz aus eigner Machtvollkommenheit,

ohne den deutschen Kaiser darum zu befragen. Da jedoch seine Wahl blos auf wahrhaft apostolische Männer gefallen war; denn Einer von den, von ihm ernannten Bischöfen errang nachher sogar die Glorie der Martyrerkrone, so war er auch der Genehmigung des römischen Stuhles schon zum voraus versichert. — Durch den Flammeneifer des gottseligen Godeschalks und die, obgleich mehr auf die äußeren Formen, auf Glanz und Pracht des Christenthums gerichteten Bemühungen des Erzbischofes, schien nun wirklich die christliche Lehre und der Glaube an Jesu in jenen Ländern so tiefe Wurzeln zu schlagen, daß man einen abermaligen Abfall der Völker von demselben gar nicht mehr befürchten zu müssen glauben konnte.

4. Aber Godeschalk, blos mit göttlichen Dingen beschäftiget, nur den Himmel im Auge und die Erde darüber völlig vergessend, versäumte leider, was doch so nothwendig gewesen wäre, seinen eigenen Thron gehörig zu befestigen, seiner eigenen Herrschaft eine breitere und festere Grundlage zu geben, wodurch offenbar auch erst das Christenthum eine tiefere und festere Begründung würde erhalten haben. Wie leicht wäre es für ihn nicht gewesen, besonders nach dem Tode des alten Herzogs Bernhard, dessen Sohn und Nachfolger Ordulph an Geist, Kraft und kriegerischem Talente so tief unter seinem Vater stand, und endlich bei der im deutschen Reiche herrschenden Verwirrung, wo unter der Regierung eines Kindes sich um dessen Erziehung und Vormundschaft geistliche wie weltliche Fürsten unaufhörlich zankten und verfolgten, und wo bei den vielen, blos mit ihrem eigenen Interesse beschäftigten Partheien und Faktionen, jede Spur von dem ehemaligen deutschen Gemeingeiste gänzlich verschwunden zu seyn schien: wie leicht, sagen wir, würde es Godeschalk unter diesen, ihm so günstigen Zeitver-

hältnissen, und bei Deutschlands völliger Theilnahmlosigkeit an fremden Angelegenheiten, nicht gewesen seyn, sämmtliche slavischen Volksstämme zwischen der Elbe und dem Meere, weit noch über die Oder hinaus, bis an die Grenze der sarmatischen Preußen, unter seinem Scepter zu vereinigen, und so ein neues, sehr mächtiges, nicht mehr von Deutschland abhängiges, sondern selbst demselben trotzendes, slavisches Reich zu gründen. — Aber solche Plane lagen nicht mehr in dem Sinne des frommen, nur für die Verbreitung und Verherrlichung des Namens Jesu eifernden Fürsten. Nur dem Himmel, nicht der Welt gehörte Godeschalk mehr an, und seine ganze innere wie äußere Staatspolitik bestand nun blos darin, die ihm untergebenen Völker auch Dem, der sie ihm anvertraut, wieder zuzuführen. Alles, was sich nicht gerade darauf bezog, schien ihm so völlig unbedeutend, daß er sogar sehr wichtigen, gewissermaßen ihn selbst wenigstens mittelbar betreffenden Ereignissen, welche sich zu derselben Zeit unter den liutizischen Slaven zutrugen, nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Unter dem gemeinschaftlichen Namen Liutizen begriff man damals mehrere, für sich und unter ihren eigenen Fürsten bestehende slavische Völkerschaften. Die bedeutendsten davon waren: die Tollenser, Redarier, Kissinger und Circipaner. Selten herrschte daher auch Friede und Einigkeit unter den liutizischen Stämmen; und alte Eifersucht auf die Circipaner hatte so eben den Redariern und Tollensern wieder die Waffen gegen jene in die Hände gegeben. Aber die Circipaner waren unstreitig einer der tapfersten, stolzesten und daher auch unternehmendsten slavischen Volksstämme. In einem blutigen Treffen wurden also die Tollenser und Redarier völlig geschlagen, und obgleich nun auch die Kissinger sich mit ihnen verbanden, wurden dennoch die vereinten Streitkräfte dieser drei Völker

in drei nacheinander geschlagenen, blutigen Schlachten von den Circipanern besiegt. Unstreitig war dieses für Godeschalk ein höchst günstiger Augenblick, auch die größtentheils noch heidnischen, durch ihre innere Kriege erschöpften und geschwächten Liutizen ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen. Ja es schien sogar in seinem hohen Berufe zu liegen; denn er würde ja diesen Völkern nicht nur alle Segnungen seiner weisen Gesetzgebung und eines dauerhaften Friedens geschenkt, sondern auch eine noch weit herrlichere Gabe, nämlich die Leuchte des Evangeliums zu ihnen gebracht haben. Aber Godeschalk blieb bei allen diesen Ereignissen ganz ruhig; und als endlich die Ueberwundenen ihn um seinen Beistand anflehe-ten, ließ er sogar zu, daß sie die Sachsen ebenfalls zu Hülfe riefen. Nichts war den sächsischen Fürsten erwünschter, als sich wieder, jedoch blos zu ihrem eigenen Vortheil, in die inneren Angelegenheiten sla-vischer Völker mischen zu können Ein ansehnliches sächsisches Heer ging daher jetzt unverzüglich über die Elbe, und rückte in die Länder der Liutizen ein. War es schon ein großer Mißgriff von Seite Go-deschalks, daß seine Unthätigkeit und langes Zögern die Sachsen herbeigerufen hatten; so beging er jetzt einen noch größern Fehler, indem er die Leitung des ganzen Unternehmens größtentheils den sächsi-schen Fürsten überließ, und für seine Person nur äußerst geringen, beinahe gar keinen Antheil daran nahm. Die Liutizen, geschreckt durch die Gegen-wart eines zahlreichen fremden Heeres, und zudem noch bedrohet von drei feindlichen Völkern ihres eige-nen Stammes, baten um Frieden. Dieser ward ihnen sogleich gewährt, und zwar unter keiner an-dern Bedingung, als daß sie sich verpflichten mußten, alsogleich fünfundzwanzigtausend Pfund Silbers zu bezahlen. Sobald die sächsischen Fürsten das Geld

hatten, zogen sie, unbekümmert um alles Uebrige, wieder nach Hause. Zum Besten des Christenthums und der Sicherheit der unter den Liutizen lebenden Christen ward nicht die mindeste Verfügung getroffen, im Gegentheile, dem geschlossenen Vertrage zu Folge, gewissermaßen sogar das Heidenthum erhalten und geschützt *).

5. Obgleich Adalbert während der Jahre, da er sich am Hofe befand, den slavischen Kirchen bei weitem nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit, wie früher, schenkte; so war doch sein Ansehen und seine Macht, besonders seitdem er die ganze königliche Gewalt usurpirt hatte, hinreichend, den Christen jenseits der Elbe Sicherheit zu verschaffen und die Heiden in einer gewissen Furcht, und daher auch in Ruhe zu erhalten. Als aber die Kunde von seinem Sturz, und dem feindlichen, alles verheerenden Einfall der sächsischen Fürsten in das Erzstift auch nach jenen Ländern gelangt war, glaubten nun ebenfalls Slaven und Wenden, der für sie günstige Zeitpunkt sey da, die deutschen Fesseln, wo nicht auf immer, doch auf lange Zeit zu zerbrechen. Unglücklicher Weise be-

*) Adam von Bremen erzählt, daß, wie er selbst gehört, der dänische König Sueno, dem die Bekehrung nicht nur seiner eigenen, sondern auch der benachbarten Völker wahrhaft am Herzen lag, öfters gesagt habe: Populus Slavorum jam dudum procul dubio facile converti posse ad Christianitatem, *nisi Saxonum obstitisset araritia*: quibus, inquit, mens pronior est ad pensiones vectigalium, quam ad conversionem gentilium. — Nec attendunt miseri, fügt Adam noch hinzu, quantum suae cupiditatis luant periculum, qui Christianitatem in Slavonia primo per avaritiam turbaverunt, deinde per crudelitatem subjectos ad rebellandum cöegerunt, et nunc salutem eorum, qui credere vellent, *pecuniam solam exigendo* contemnunt. (l. III. c. 25.)

trachteten längst schon diese Völker, und nicht ganz mit Unrecht, die Einführung des Christenthums unter ihnen blos als ein Mittel, dessen die Sachsen sich bedienten, um sie völlig zu knechten; das Joch, das sie ihnen auferlegten, immer noch härter und drückender zu machen. Eine schreckliche, sich schnell bis an die Oder verbreitende Empörung gegen alles Christenthum brach demnach jetzt plötzlich aus. An der Spitze derselben stand des frommen Godeschalks eigener Schwager Pluffo. Alles, was christlich, oder auch nur deutsch, ja selbst blos deutsch gesinnt war, ward dem Verderben geweihet. An Schonung und Menschlichkeit war nicht mehr zu denken. Der blutigste Frevel, der abscheulichste Greuel, die unerhörteste Grausamkeit wurden gerechtfertiget, sobald sie nur an einem Christen oder Deutschen ausgeübt wurden. Fürst Godeschalk ward in seiner Residenz unvermuthet überfallen und, verlassen von den Seinigen, die jetzt ebenfalls die Maske abwarfen und zu dem Heidenthum zurückkehrten, schonungslos mit vielen Dolchstichen ermordet. Bei Hinrichtung der Priester erschöpfte sich gleichsam die an neuen Martern erfinderische Mordlust der Heiden, um jenen den Tod so qualvoll als möglich zu machen. Zu Lenzen wurden mehrere auf den Altären der Götzen geschlachtet, die Brust und der Leib ihnen aufgeschnitten, die Eingeweide herausgerissen und heidnischen Gottheiten geopfert. Dergleichen greuelvolle Opfer hatten auch in Rethra statt. An vielen Orten wurden, besonders Mönche, wie auch Laien, sobald sie sich laut zu dem Namen Jesu bekannten, von dem rasenden, nach Christenblut dürstenden Pöbel zu Tode gesteiniget. Dieses Loos ward auch einem, ganz vorzüglich durch Frömmigkeit ausgezeichnetem Mönche, Namens Answar. Als dieser mit noch mehreren andern zum Tode geführt ward, bat er die Heiden, ihn doch bis zu-

letzt aufzusparen, damit, durch seine Ermahnungen gestärkt, keiner von seinen Leidensgenossen von Christo abfalle. Zum Erstaunen Aller ward diese Bitte genehmiget; und so schloß nun der gottselige Answar die Reihe von mehr als vierzig heiliger Blutzeugen. — Des ermordeten Godeschalks Gemahlin, eine Königstochter, ward zu Mecklenburg sammt ihren Dienerinnen öffentlich gepeitscht und dann nackt zur Stadt hinausgestoßen. — Den frommen Bischof Johannes schützte selbst sein ehrwürdiges Greisenalter nicht vor den gröbsten Mißhandlungen. Zu Mecklenburg, seinem bischöflichen Sitze, schonte man zwar Seiner, jedoch blos um weit und breit umher dem Volke zu einem ergötzenden Schauspiel zu dienen. Unter Spott, Hohn und Schmach jeglicher Art ward er von Stadt zu Stadt herumgeführt. Sein Anblick erregte Mitleiden, und er wäre dem Tode entgangen, hätte er Christum verleugnen wollen. Als er aber diesen schändlichen Antrag mit Verachtung zurückwieß, wurden ihm zu Rethra zuerst beide Arme, dann die beiden Füße und endlich der Kopf abgehauen. Die Leiche ward unbeerdiget auf die Heerstraße geworfen, der Kopf aber als ein Zeichen des, von dem Götzen Radegast über den Gott der Christen errungenen Sieges, auf eine Lanze gesteckt und als eine Trophä den Heiden zur Schau gestellt. — Aber das, durch das viele schon vergossene Blut bis zur Wuth berauschte Heidenvolk wälzte sich jetzt auch, gleich einem wilden reissenden Strom, über ganz Nordalbingien. Hamburg und die dabei gelegene Burg wurden von Grund aus zerstört, in dem Stormarsischen alle Einwohner theils erschlagen, theils als Sclaven gefangen fortgeführt und die ganze Gegend in eine Einöde verwandelt. Sogar die damals sehr bevölkerte, und durch ihren Handel reiche Stadt Schleswig ward durch Ueberfall erobert und dem Erdboden gleich

gemacht. Natürlicher Weise griffen jetzt auch die Sachsen, denen es weit mehr um die Unterjochung, als um die Bekehrung der Slaven und Wenden zu thun war, zu den Waffen. Aber alle Anstrengungen des Herzogs Ordulph waren fruchtlos. So lange er noch lebte, nämlich zwölf Jahre, kämpfte er gegen dieselben, war aber in allen seinen Feldzügen unglücklich *). Auch eine nachher von König Heinrich IV. unternommene Heerfahrt hatte eben so wenig Erfolg. Kurz, die Wenden und Slaven waren nun, besonders bei den bald darauf im Reiche selbst entstandenen innern Kriegen und Unruhen, auf viele Jahre der drückenden deutschen Oberherrschaft ledig.

VI.

Vermählung Heinrichs IV. — Unruhen in Sachsen — Thüringer Zehentstreit und Ehescheidungsgesuch des Königes.

1. Nach der Entfernung Adalberts ergriff Erzbischof Hanno wieder die Zügel der Regierung, zum Theil in Verbindung mit denselben Fürsten, die schon vor fünf Jahren bei dem Königsraub in Kaiserswerth seine Gehülfen zu seyn sich nicht geschämt hatten. Um die Bischöfe, um deren Wohlwollen Hanno zu buhlen schien, nicht gegen sich zu reizen, ward wieder festgesetzt, daß jeder Bischof, in dessen Diöcese der König sich befände, dazu mitwirken sollte. Der Wahrheit nach stand jedoch der Erzbischof allein an der Spitze der Geschäfte. Wirklich kam nun wieder mehr Ordnung und Gerechtigkeit in den Gang der Ver-

*) Dux noster Ordulfus in vanum saepe contra Slavos dimicans, per duodecim annos, quibus patri supervixit, nullam unquam potuit habere victoriam, totiesque victus a paganis, a suis etiam derisus est. (*Ad. Brem.* l. IV. c. 13.)

waltung. Zwar fuhren die geistlichen Herren fort, meistens auf Kosten der Abteien sich und ihre Kirchen zu bereichern; aber weit besser ward mit dem Reichsgut gewirthschaftet, und größtentheils, wenn auch nicht völlig, unterblieb jetzt die frühere Vergeudung desselben.*) Wenige Monate darauf, als Hanno die oberste Leitung der Geschäfte wieder übernommen, hatte er das Glück, das schon seit mehreren Jahren die römische Kirche entzweiende und so sehr trübende Schisma zu beendigen. Er ging nämlich in dem gleich darauf folgenden Jahre Ein Tausend und sieben und sechzig nach Italien, gewann durch sein würdevolles Betragen die Achtung der lombardischen Bischöfe, und bewirkte die Zusammenberufung des Conciliums von Mantua, worauf, dessen Beschlüssen zu Folge, die ganze Christenheit Alexander den Zweiten als den einzigen rechtmäßigen Pabst begrüßte.

2. Des Königs tief gewurzelte Abneigung gegen den Erzbischof Hanno ist uns schon bekannt, und daß er gegen die andern ihm gewaltsam aufgedrungenen Räthe weder Neigung noch Zutrauen haben konnte, versteht sich von selbst. Heinrich fühlte das Unangenehme und zwangvolle seiner Lage, aber er vermochte noch nicht seine Fesseln zu zerbrechen. Er ließ also die Herren machen, was sie wollten. Er, der König, verschwindet also jetzt auf einige Zeit beinahe ganz aus der Geschichte; und nur in jenen Urkunden erscheint er bisweilen noch, durch welche die Fürsten sich den Besitz der Güter und Lehen, die sie sich

*) Ueber die Wirthschaft, welche früher mit den Krongütern und dem Reichsvermögen getrieben ward, findet sich in Herrn Professors Stenzel zweitem Bande seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, eine sehr belehrende, weil auf Urkunden beruhende Nachweise.

während der Vormundschaft hatten schenken lassen, urkundlich bestätigen ließen. Größtentheils waren es jedoch blos geistliche Fürsten, denen ihre Klugheit diese Vorsicht empfahl. Weniger glaubten die weltlichen Fürsten einer solchen Bestätigung zu bedürfen. Sie trotzten auf ihre eigene Macht, die, wie sie glaubten, auch das Errungene zu behaupten im Stande seyn würde. — Indessen überließ Heinrich sich gänzlich seinen Vergnügungen, wovon Spiel und Jagd noch die unschuldigsten waren. Stark hervortretende Züge in dem Charakter des jungen Monarchen waren eine ungemeine Reizbarkeit, daher auch eine immer neue Nahrung fodernde Genußsucht, und obgleich noch nicht vollkommen achtzehnjährig, hatte er jedoch schon jetzt die Reinheit und Unschuld eines Jünglings verloren. Hanno suchte zwar ihn auf bessere Wege zu führen. Aber die Ermahnungen des strengen, stets ernsten und ohnehin ihm verhaßten Bischofes machten wenig Eindruck auf ein Herz, das vielleicht der Stimme eines liebevollen, ihm mit Treue ergebenen Führers sich würde geöffnet haben. Um den jungen König also vor noch größern Ausschweifungen zu bewahren, ermahnte ihn Hanno, sich mit der, ihm schon in der Wiege von seinem Vater verlobten Tochter des Markgrafen Otto von Susa zu vermählen. Aber schon weil dieser Rath von dem Erzbischofe kam, zeigte Heinrich wenig Lust, demselben zu folgen. Hanno setzte sich nun mit noch mehreren andern Fürsten in Verbindung, und als diese jetzt ebenfalls mit ihren Bitten und Vorstellungen unaufhörlich in ihn drangen, gab er endlich auch hierin, wie in so vielen andern Angelegenheiten, nach.

3. Heinrichs Vermählung mit des Markgrafen von Susa Tochter ward demnach in dem Jahre 1068 gleich nach Pfingsten in Gegenwart einer Menge

geistlicher und weltlicher Fürsten zu Tribur mit den größten Feierlichkeiten vollzogen. Bertha war eine eben so schöne, als tugendhafte, wahrhaft fromme Jungfrau, eine Zierde ihres Geschlechtes, und hätte jetzt schon für ihren Gemahl ein ihn sicher leitender Engel werden können. Da aber Heinrich nicht selbst sie gewählt hatte, im Gegentheil die, obgleich so liebenswürdige Fürstentochter ihm von Fürsten, und zwar gerade von jenen, die ihm am gehässigsten waren, gleichsam mit Gewalt war aufgedrungen worden, so wandte sich sein Herz nur noch mehr von ihr ab. Ohne die Ehe zu vollziehen, verließ er seine Gemahlin unmittelbar gleich nach vollbrachter kirchlicher Ceremonie. Heinrichs fester Entschluß war jetzt, Otto's Tochter blos den Namen einer Königin zu lassen, aber nie mit ihr wie mit einer Gemahlin zu leben, daher auch so viel als möglich ihre Gegenwart und ihren Anblick zu vermeiden. Aber leider tritt nun auch für Heinrich die schändlichste Periode seines Lebens ein. Da er der ehelichen Freuden in den keuschen Umarmungen einer treuen Gattin auf immer entbehren zu müssen glaubte, überließ er sich nun zügellos allen Ausschweifungen einer immer mehr und mehr von unreinen Bildern erhitzten Phantasie, schwelgte sorgenlos an den Busen feiner Buhldirnen, unterhielt sogar mehrere derselben zu gleicher Zeit an seinem Hofe, während noch überdieß jede schöne Frau oder Tochter des Landes, deren Reize die Begierlichkeit des gekrönten jungen Wüstlings entzündet hatten, vor den Nachstellungen desselben nicht sicher war. — Zum Glücke hatte dieser, für Heinrich und die königliche Würde so schmach- und schandvolle Zeitraum doch nur die kurze Dauer von ein paar Jahren.

4. Indessen brachen auch in Sachsen bald wieder neue Unruhen aus. Adalberts Entfernung vom

Hofe, und die Freiheit die Kirche von Bremen zu plündern und den größten Theil ihres Gebietes an sich zu reissen, hatten die sächsischen Fürsten nur auf kurze Zeit beschwichtiget. Da ihnen dieses Werk so vollkommen gelungen, war auch ihr Uebermuth um so höher gestiegen. Wohl wissend, daß es dem König nicht unbekannt seyn konnte, wie sie ihn schon, als er noch ein Knabe war, nicht nur hatten entthronen, sondern sogar ermorden wollen, und daß der Haß, den sie dem Erzbischof Adalbert geschworen, blos eine Folge von dessen Anhänglichkeit an das königliche Haus gewesen, glaubten sie nun auch von der Ungnade des mit Recht gegen sie aufgebrachten, ungestümmen Monarchen selbst das Aergste befürchten zu müssen. Zudem waren auch die vielen in ihrem Lande auf den Abhängen des Harzgebirges erbauten und ihren Uebermuth zügelnden Burgen ihnen ein, sie immer schmerzhafter verwundender Dorn in den Augen. Die meisten der sächsischen Fürsten sannen also schon wieder auf neue Empörung. Für den König war jedoch die Unzufriedenheit der Sachsen und deren feindliche Gesinnung kein Geheimniß. Da er sich auch jetzt meistens wieder in Goslar, mithin in der Nähe seines Freundes Adalberts, aufhielt, so versammelte er, wahrscheinlich auf dessen Rath, eine sehr zahlreiche Schar versuchter Krieger um sich her, und als nun wirklich die Sachsen einige aufrührerische Bewegungen zu machen anfingen, fiel der rüstige, keine Gefahren des Krieges scheuende junge Monarch über die Aufrührer her, und dämpfte eben so schnell wieder den ohnehin nichts weniger als gehörig vorbereiteten Aufruhr. Aber mit noch weit größerer Strenge wachte nun Heinrich über der Erhaltung des Landfriedens in Sachsen, strafte vielleicht selbst allzu hart die Uebertreter desselben, und gab bei jeder Gelegenheit den sächsischen Fürsten solche

sprechende, daher sie immer noch mehr aufreizende Beweise seines Mißtrauens, seiner Abgeneigtheit, ja sogar seiner Verachtung, daß schon gegen Ende des Jahres 1069 sich abermals unter ihnen eine noch weit gefährlichere Verschwörung entspann. Diese kam jedoch nicht zum Ausbruch; denn es gelang dem Könige, auf einer am Weihnachtsfeste dieses Jahres (1068) gehaltenen Versammlung der sächsischen Fürsten eine vollkommene Aussöhnung zu bewirken und den Landfrieden auf das neue beschwören zu lassen *).

5. Aber bald sollten nun auch die Thüringer in das unruhige Treiben der übrigen Sachsen verwickelt werden. — Dem König, der jetzt immer mehr und mehr selbst zu regieren anfing, war das Verhältniß zu seiner Gemahlin mit jedem Tage lästiger geworden. Der ihn so sehr drückenden Bürde, die er nicht länger mehr tragen zu können glaubte, wünschte er jetzt durch eine förmliche Ehescheidung sich auf immer zu entledigen. Er zählte dabei ganz vorzüglich auf die Unterstützung und den kräftigen Beistand des Erzbischofes Siegfried von Mainz. Zwar sah er wohl voraus, daß Siegfried sein An-

*) Umständlichere und bestimmtere Nachrichten über diese Unruhen und den innern Zusammenhang der dadurch veranlaßten Bewegungen fehlen uns. Berthold von Constanz sagt zum Jahre 1068 blos: Saxonia civili laborat discordia; und dann gleich darauf: Pax et reconciliatio in populo in Natali Domini apud Goslarae regali edicto sub sacramento sunt confirmatae. Offenbar waren die Sachsen unter sich selbst uneins; suchten ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte zu entscheiden, und da der König dieses nicht duldete, vielleicht auch hie und da ein zu strenges oder zu willkürliches Einschreiten sich erlaubte, so mag er gar leicht dadurch die sächsischen Großen gegen sich gereizt und mancherlei Complotte veranlaßt haben.

sinnen anfänglich zurückweisen würde; aber Heinrich glaubte Mittel in Händen zu haben, wodurch er die Strenge des Erzbischofes sehr bald mildern, ihn immer geschmeidiger machen und endlich ganz für seinen Zweck würde gewinnen können. Dieses Mittel, das bei des Erzbischofes bekannter Anhänglichkeit an zeitliche Güter die gehoffte Wirkung nicht verfehlen konnte, bestand in dem Versprechen des Königes, die Thüringer mit Waffengewalt zu Entrichtung des Zehents an das Erzstift Mainz zu zwingen. Thüringen gehörte zu dem erzbischöflichen Sprengel von Mainz. Aber schon seit undenklichen Zeiten, Einige behaupten sogar, seit dem heiligen Bonifacius, genossen die Thüringer einer bis jetzt noch nie angefochtenen Zehentfreiheit. Erzbischof Luitpold, Siegfrieds Vorfahrer, war der erste, der unter der Regentschaft der Kaiserin Agnes, mithin zu einer Zeit, wo jeder, was ihm beliebte, an sich riß, auch auf den Zehent in Thüringen Anspruch machte. Er behauptete, schon Kaiser Heinrich III. habe die Rechtmäßigkeit dieser Foderung anerkannt. Ein Erzbischof von Mainz war ein zu mächtiger, zu einflußreicher geistlicher Herr, als daß man seine Behauptung hätte in Zweifel ziehen mögen. Sein vorgebliches Recht ward demnach auch von dem König, das heißt, von der Regentschaft als vollkommen gegründet befunden. Da aber der König selbst in Thüringen viele Güter besaß, von denen er jetzt ebenfalls den Zehnten hätte entrichten müssen, man dieses jedoch vermeiden wollte, so ward mit dem Erzbischof ein Abfinden getroffen, dem zu Folge ihm der König hundert und zwanzig Höfe mit allem Zubehör an Land und Leuten abtrat. Diese Nachgiebigkeit der Regierung machte jedoch auf die Thüringer keinen Eindruck; weit weniger willfährig, als ihr König, erklärten sie, die schon vor so vielen

Jahrhunderten erworbene Zehentfreiheit mit den Waffen in der Hand, und selbst bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen.

6. Indessen geschah es, daß bald darauf der Markgraf Wilhelm von Meissen mit Tode abging und dessen Bruder Otto die Mark erhielt. Aber nun hatten die Markgrafen von Meissen auch in Thüringen mehrere Güter, welche Lehen der Kirche von Mainz waren; und der Erzbischof Siegfried, der dem vor kurzem verstorbenen Luitpold auf dem erzbischöflichen Stuhle gefolgt war, verweigerte jetzt dem neuen Markgrafen die Belehnung mit denselben, wenn er sich nicht auch verpflichte, nicht nur von diesen in Thüringen gelegenen Gütern den Zehnten zu entrichten, sondern auch dahin zu wirken, daß derselbe ebenfalls von allen übrigen Thüringern entrichtet würde. Otto, ein friedeliebender Herr, ging den Vertrag ein, machte sich aber eben dadurch so allgemein verhaßt, daß, als er ein paar Jahre darauf starb, sein Tod nicht nur nicht betrauert, sondern im Gegentheil als ein für das ganze Land höchst erfreuliches Ereigniß mit lautem Jubel gefeiert ward. Die Markgrafschaft erhielt nun der, dem Leser schon bekannte Graf Eckbert von Braunschweig, ein Vetter des Königes *). Dieser starb jedoch noch in demselben Jahre, und da sein Sohn und Nachfolger noch ein Kind war, so ward die Vormundschaft, und mit dieser auch der Heerbann über Thüringen dem Markgrafen Dedo von der Niederlausitz

*) Derselbe Graf Eckbert, der bei der Entführung des jungen Königes von der Insel Kaiserswerth ein sehr thätiger Gehülfe des Erzbischofes Hanno gewesen war, jedoch Heinrichs Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet hatte.

übertragen. Unter diesen Umständen konnte nun unmöglich der Erzbischof etwas ihm Ersprießliches zu Stande bringen; und seine, ihm schon so nahe gerückte Aussicht auf den Thüringer Zehnten verschwand nun plötzlich wieder auf lange, vielleicht sehr weit entfernte Zeit. — Diesen eben so verwickelten als weit aussehenden Handel wußte nun Heinrich sehr klug zu benutzen, um den Erzbischof völlig in sein Interesse zu ziehen. Er entdeckte also demselben sein geheimes Anliegen. Siegfried suchte anfänglich sich dieser Sache ganz ferne zu halten. Er fand den Schritt, den Heinrich thun wollte, neu, unerhört, selbst der königlichen Würde nicht geziemend. Als aber Heinrich versprach, des Erzbischofes Ansprüche auf den Thüringer Zehnten auf das neue urkundlich zu bestätigen und dann die Thüringer, nöthigenfalls selbst durch Waffengewalt, zu Entrichtung desselben zu zwingen, verschwanden auf einmal bei Siegfried wieder alle Bedenklichkeiten. Er versprach dem Könige seinen Beistand; und nun besprachen sich beide blos noch über die Gründe, welche Heinrich seinem Ehescheidungsgesuch in Wahrheit und mit Recht unterlegen könnte.

7. Unverzüglich berief jetzt Heinrich alle Fürsten des Reichs auf Pfingsten zu einer gemeinsamen Berathung über öffentliche Angelegenheiten nach Worms. Wegen mancherlei theils wirklichen, theils nur vorgeblichen Hindernissen folgten zwar nicht alle dem königlichen Rufe, indessen erschien doch der größte Theil, besonders der weltlichen Fürsten, zu der bestimmten Zeit in Worms. Auch die Königin Bertha mußte sich dahin begeben. Vor dieser zahlreichen Versammlung erklärte nun Heinrich: seine Ehe mit der Tochter des Markgrafen von Susa sey für beide Theile im höchsten Grade unglücklich. Zwar habe

er seiner Gemahlin nicht die mindesten Vorwürfe zu machen. Gut und sanft sey ihr Herz, rein und tadellos ihr Wandel. Aber eine nicht zu überwindende Abneigung trenne ihn von ihr; und nie würde zwischen ihnen beiden ein ehelicher Verkehr statt haben. Er ersuche also die Fürsten, ihn von den Fesseln, die man ihm gegen seinen Willen und beinahe gewaltsam angelegt, wieder zu lösen und eben dadurch beiden Theilen es möglich zu machen, in einer andern ehelichen Verbindung Zufriedenheit und häusliches Glück zu finden. Er entlasse, fügte Heinrich hinzu, seine Gemahlin gerade so, wie er sie empfangen habe, als eine reine, von ihm nie berührte Jungfrau. Das Letztere bestätigte auch die Königin, sich ebenfalls erbietend, ihre Aussage durch einen Eid zu bekräftigen. — Diese Erklärung des Königes setzte alle Anwesende in das größte Erstaunen, auf manche machte es einen äußerst widerlichen Eindruck, besonders auf die Anverwandten der Königin, und vorzüglich auf Rudolph von Schwaben, der in zweiter Ehe mit einer Schwester Bertha's vermählt war. Zwar trat jetzt der Erzbischof von Mainz auf und unterstützte aus allen Kräften das Gesuch des Königes; und man muß gestehen, daß, wenn des Königes obige Erklärung durchaus in Wahrheit gegründet war, auch der Erzbischof jetzt keine, den Geboten Gottes und der Kirche zuwiderlaufende Sache vertrat. Indessen konnte es doch auf dieser Versammlung zu keiner Entscheidung kommen. Auf den Vorschlag des Erzbischofes ward man endlich blos darüber einig, diese Angelegenheit, die ohnehin ganz kirchlicher Natur wäre, einer, in der ersten Woche nach Michaelis in Mainz zu haltenden Synode zur Entscheidung zu überlassen. Diesem Beschluß zu Folge ward die Königin sogleich vom Hofe entfernt, und nach dem Kloster Lorsch gebracht, wo sie, getrennt von ihrem Gemahl, den ihr

künftiges Schicksal entscheidenden Ausspruch des Conciliums in Geduld und Ergebenheit erwarten sollte. — Aber der Erzbischof von Mainz war jetzt doch so klug, den ganzen Vorgang nach Rom zu berichten, und den Pabst zu bitten, zu dem bevorstehenden Concilium einen seiner Legaten nach Mainz zu schicken.

8. In der Zwischenzeit von Pfingsten bis auf Michaelis rief eine Empörung des Markgrafen Dedo von der Niederlausitz, der, wie wir wissen, jetzt auch die Markgrafschaft Meissen verwaltete, den König wieder nach Thüringen. — Dedo, obgleich an Jahren schon etwas weit vorgerückt, hatte sich mit des verstorbenen Markgrafen Otto hinterlassenen Wittwe Adelhaide vermählt. Dedo war ein sanfter, milder, dabei sehr vernünftiger Herr, aber desto herrischer, stolzer und ungestümmer seine neue Gemahlin. Markgraf Otto, ihr erster Gemahl, hatte von verschiedenen geistlichen Fürsten, besonders von dem Erzstift Mainz, sehr bedeutende Güter als Lehen besessen, die nach seinem Tode aber wieder an die verschiedenen Lehensherren zurückgefallen waren. Adelhaide behauptete nun, und zwar als ein gar nicht zu bestreitendes Recht, daß auch ihr neuer Gemahl mit allen diesen Gütern müßte belehnt werden; und als diese Belehnung von den Lehensherren verweigert ward, setzte sie sich in den Kopf, daß niemand als der König an dieser Verweigerung schuld sey. Unaufhörlich reizte sie jetzt ihren Gemahl gegen den Monarchen, suchte auf alle Weise ihn anzutreiben, sich mit den Waffen in der Hand in den Besitz jener Lehen zu setzen. Wenn in einem weiblichen Kopfe sich irgend eine Idee einmal festgesetzt hat, so gewinnt diese bald eine solche Herrschaft, daß alle anderen Rücksichten tief in den Hintergrund zurücktreten, und keine, auch nicht die vernünftigste Vorstellung mehr Gehör findet. Mit

jener Beharrlichkeit, die nur dem andern Geschlecht, das ohnehin meistens blos seinen dunkeln, daher desto ungestümmern Gefühlen, und nur höchst selten den Eingebungen eines nüchternen, alles ruhig prüfenden Verstandes folgt *), ganz vorzüglich eigen ist, suchte nun auch Adelhaide ihr fixe Idee zu verwirklichen. Für den gutmüthigen Markgrafen Dedo war dessen Pallast nun ein wahres Fegfeuer, und alle, selbst die unglücklichsten Folgen einer Empörung gegen den König reiflich erwägend, fand er dennoch, daß diese erträglicher seyn würden, als das jetzt auf seinen alternden Schultern liegende schwere Hauskreuz. — Dedo griff also zu den Waffen. Auf die Unterstützung wenigstens einiger sächsischen Fürsten konnte er mit Bestimmtheit rechnen; eben so zuversichtlich hoffte er auch auf den Beistand der Thüringer, denen man wohl gesagt haben mag, daß Heinrich, weil dem Erzbischofe von Mainz sehr ergeben, nun auch dessen Ansprüche auf den Zehent unverzüglich geltend zu machen suchen werde. Indessen konnten des Markgrafen Rüstungen nicht so geheim gehalten werden, daß nicht auch der König sehr bald Kunde davon hätte erhalten sollen. Bei der ersten Nachricht von den Bewegungen des Dedo zog Heinrich eiligst ein sehr ansehnliches Heer zusammen. Niemand zeigte sich thätiger dabei, als der Erzbischof von Mainz. Wohl einsehend, daß es für den König, wenn derselbe einmal mit einem siegreichen Heere in dem Herzen Thüringens stünde, ein Leichtes seyn würde, ihn auch in den längst schon ersehnten Besitz der Zehentgerechtigkeit in dem Lande zu setzen, bot

---

*) Daß es jedoch Ausnahmen, und zu jeder Zeit stets manche edle Frauen gab, mithin auch immer geben wird, die zarten Weibersinn und feines Gefühl mit männlichem Geiste und Scharfblick vereinten: davon haben wir in dem Laufe dieser Geschichte uns schon öfters zu überzeugen Anlaß gefunden.

Siegfried alle seine Dienstmannen auf, und zahlreiche mainzische Schaaren stießen schnell auf einander zu dem Heere des Königes. Aber gerade dieß öffnete den Thüringern die Augen. Auch sie rüsteten sich jetzt zum Kriege, und da es den Rechten und Freiheiten der Nation galt, hatten sie ebenfalls in kurzer Zeit ein nicht wenig bedeutendes Heer unter ihren Fahnen. Als aber Heinrich an der Spitze seines Heeres sich Thüringens Grenzen näherte, ward er sehr angenehm durch die Ankunft thüringischer Gesandten überrascht. In dem Tone der größten Ehrerbietung gaben diese dem König die Versicherung, daß die Thüringer an der Empörung des Markgrafen Dedo nicht den mindesten Antheil genommen, weder durch Rath noch That ihn bisher unterstützt hätten. Im Gegentheil seyen sie bereit, sich mit dem königlichen Heere zu vereinigen, um die Aufrührer gemeinschaftlich zu bekämpfen. Nur bäten sie die kaiserliche Majestät, ihnen ihre, von ihren Vorältern auf sie vererbte Zehentfreiheit unverletzt zu erhalten. Würde aber der Erzbischof seine, weder nach kirchlichen noch weltlichen Rechten ihm geziemende Foderung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollen, so hätten sie sich alle unter einem Eide mit einander vereint, ihre Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, des Erzbischofes Leute als Räuber zu behandeln, und als solche auch zu bestrafen. — Diese Rede machte auf den König den erwünschten Eindruck. Er bezeugte sich gegen die Gesandten sehr gnädig, sie versichernd, daß, wenn die Thüringer in ihrer Treue zu ihm beharrten, er auch sie und ihre Rechte schützen würde. — Schnell ward nun Heinrich mit dem Markgrafen fertig. Dieser stand jetzt allein. Von den Thüringern ward er nicht unterstützt, und auch der gehoffte Beistand von einigen sächsischen Fürsten blieb aus. Zwei seiner festesten Burgen,

nämlich Scheidungen und Beichlingen, fielen in wenigen Tagen nach einander dem König in die Hände. Die Erstere ward mit Sturm erobert, die Andere öffnete ihre Thore, bevor sie noch belagert ward. Dedo kam jetzt zur Besinnung. Ohne einen Krieg, der ihn und sein ganzes Haus hätte zu Grunde richten müssen, länger fortzusetzen, ergab er sich dem König auf Gnade oder Ungnade. — Um ihn für den Frevel seiner Empörung zu bestrafen, hielt ihn Heinrich nicht nur einige Zeit gefangen, sondern er mußte auch einen nicht unbedeutenden Theil seiner Besitzungen dem Könige abtreten; worauf Heinrich ihm seine Freiheit und mit dieser auch seine Würde wieder zurückgab. Bald darauf traf den alten, ohnehin schon tief gebeugten Markgrafen ein neuer, nicht minder schmerzhafter Unfall. Sein Sohn erster Ehe nämlich, ein ungemein hoffnungsvoller, edler und tapferer Jüngling, ward ermordert. Hingerissen von Zorn theils über seines Vaters zweite Ehe, theils auch über den Verlust, den dessen unbesonnene Empörung über sein Haus herbeiziehen mußte, war er, um wenigstens für sich die Gnade des Königes zu gewinnen, dessen Fahnen gefolgt; und da er nun auch nach geschlossenem Frieden noch immer feindselige Gesinnung gegen seine Stiefmutter äußerte, so ging jetzt im ganzen Lande die Rede, der edle Jüngling sey unter dem Dolch eines, von der Markgräfin gedungenen Mörders gefallen. — Der Erzbischof von Mainz lag nun dem König an, ihn in den Besitz der Zehentgerechtigkeit in Thüringen zu setzen. Aber Heinrich war nicht gesonnen, sein Versprechen eher zu erfüllen, als bis auch der Erzbischof das seinige erfüllt und ihn zu dem Ziele geführt haben würde, wegen dessen Erreichung er jenes Versprechen gemacht hatte. Um jedoch den einflußreichen Kirchenfürsten nicht gegen sich zu reizen, erklärte Heinrich den Thüringern.

daß sie den Zehnten an den Erzbischof entrichten sollten, aber dieses so leicht und obenhin, daß jene wohl merkten: es sey dem Könige nicht recht Ernst dabei; und als auf dem Rückmarsch des Heeres sich von demselben mehrere mainzische Ritter mit ihren Leuten zu weit entfernten und in der Gegend zu plündern anfingen, fielen die Thüringer in dichten Haufen über sie her, schlugen sie in die Flucht, nahmen ihnen die gemachte Beute wieder ab, und knüpften ohne weiters alle jene auf, welche das Unglück hatten, ihnen in die Hände zu fallen.

9. Der zur Synode festgesetzte Tag nahete jetzt heran. Sobald also Heinrich sein Heer zurückgeführt hatte, eilte er ebenfalls nach Mainz. Aber schon auf dem Wege erhielt er die unerwartete, höchst unangenehme Nachricht von der Ankunft eines päbstlichen Legaten, beauftragt, gegen des Königes eheliche Scheidung von seiner Gemahlin im Namen des apostolischen Stuhles feierlichst zu protestiren, zugleich auch dem Erzbischofe von Mainz, wegen dessen in dem Fürstenrath von Worms geäußerten Grundsätzen und Ansichten einen scharfen Verweis zu ertheilen. In seinem Unmuth wollte Heinrich gar nicht nach Mainz gehen. Unstreitig ein höchst unbesonnener Entschluß, der, wäre er ausgeführt worden, wahrscheinlich für den König eine noch größere Demüthigung wurde zur Folge gehabt haben. Als jedoch die erste Aufwallung vorüber war, folgte er dem Rath seiner Getreuen, ging zwar nicht nach Mainz, aber doch nach der nahe gelegenen Stadt Frankfurt, wohin auf seinen Ruf auch die Fürsten und der sehr fromme und einsichtsvolle, aber in seinen Grundsätzen ungemein strenge Cardinal Petrus Damiani als päbstlicher Bevollmächtigte ihm folgten. — In einer sehr langen, in Gegenwart sämmtlicher

Fürsten gehaltenen Rede ermahnte jetzt, im Namen des römischen Stuhles, der Cardinal-Legat den König, von einem Vorhaben abzustehen, das die Kirche im höchsten Grade betrüben, der ganzen Christenheit zum Aergerniß dienen und seine eigene Würde nicht minder beflecken und erniedrigen würde. — Nur durch Tugenden, und nicht durch Laster müsse ein Monarch seinen, ihm untergebenen Völkern vorleuchten. — Sollte der König diesen Ermahnungen sein Ohr verschließen, so sähe sich die Kirche gezwungen, ihre strafende Gewalt eintreten zu lassen, auch würde die Hand des Pabstes die Kaiserkrone nie auf das Haupt des Königes setzen *). — Die lange, in sehr harten Ausdrücken abgefaßte Rede

*) Eigentlich konnte auf dieser Synode es unmöglich die Rede seyn, ob eine Ehe — gleichviel eines Königs oder eines Bettlers — könne geschieden werden oder nicht. Die Unauflösbarkeit der Ehe ist juris divini, ist Gottes Gebot, wovon weder der Pabst, und noch viel weniger weltliche Fürsten auch nur ein Jota aufheben können. Worauf es hier ganz allein ankam, war die Beantwortung der Vorfrage, ob nämlich die zwischen Heinrich und Bertha bestehende Verbindung wirklich eine Ehe sey, oder nicht. Es mußte demnach reiflich geprüft werden, ob die von dem Könige und der Königin gegebene Erklärung, die schon daher ein großes Gewicht erhalten, daß die anerkannt tugendhafte, unschuldige und fromme Bertha ihre Aussage mit einem Eide zu bekräftigen sich erboten hatte, gegründet sey. — Die Leser werden sich noch des merkwürdigen, in einem unserer vorigen Bände ihnen, nach seinem ganzen Inhalt mitgetheilten Schreibens des großen Pabstes Nicolaus I. an die neu bekehrten Bulgaren erinnern. In diesem Breve sagt dieser weise und erleuchtete Pabst ausdrücklich, daß das Wesen des Sacraments der Ehe ganz allein in dem beiderseitigen Verein, in der beiderseitigen Einwilligung bestehe. Dieselbe Erklärung gaben noch mehrere andere heilige Kirchenväter. Die priesterliche

des Legaten machte ungemeinen Eindruck auf die anwesenden Fürsten. Einstimmig drangen sie alle

---

Einsegnung wäre demnach blos eine sehr schöne, den Christen geziemende, deren Verein noch mehr heiligende kirchliche Disciplin. Nun aber war Heinrich schon in der Wiege, da er noch gar keinen Willen hatte, von seinem Vater mit Bertha verlobt worden. Zweitens ward er durch die unaufhörlichen, dringenden und mit verdeckten Drohungen verbundenen Vorstellungen mehrerer Fürsten, die er damals als kaum achtzehnjähriger Jüngling gleichsam fürchten mußte, gegen seinen Willen zur Vermählung mit der ihm in der Wiege verlobten Braut gezwungen worden, und drittens verließ er die ihm Angetraute sogleich nach erhaltenem priesterlichen Segen, und zwar ohne die Ehe zu vollziehen. Hätte er diese vollzogen, so hätte er dadurch auch seine Einwilligung kund gegeben, sich wirklich mit der ihm Angetrauten innigst vereint und die Ehe wäre vollkommen und daher unauflösbar gewesen. Aber von allem diesem ist nichts geschehen, und wenn heute zu Tage solche vorgebliche, Heinrichs Ehe vollkommen ähnliche Ehen aufgelößt werden können, weil mehrmals schon aufgelößt worden, so konnten sie unstreitig auch damals aufgelößt werden. Das Evangelium ist ein Gesetzbuch, wie für alle Völker, so auch für alle Zeiten. Seine heilige Richtschnur kann weder verkürzt noch verlängert werden. — Offenbar müssen daher den Worten des päbstlichen Legaten eine ganz andere Deutung gegeben werden, die jedoch blos aus dem christlich moralischen Zustande der damaligen christlichen Völker hervorgeht. Die Heiligkeit der Ehe war nämlich damals bei weitem noch nicht in ihrer ganzen Tiefe so richtig aufgefaßt, als sie es hätte seyn sollen; am allerwenigsten unter den Byzantinern, wo, wie man sich erinnern wird, Romanus Argyrus von dem schon auf seinem Sterbebette liegenden Kaiser Constantinus IX. gezwungen ward, sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin sogleich zu scheiden und mit des sterbenden Despoten Tochter Zoë sich zu vermählen. Ueberhaupt waren, wie wir schon einigemal bemerkt,

mit Vorstellungen und Bitten in den König: Er möchte doch ja nicht die Majestät seines Namens trotz des schon vor so vielen Jahrhunderten eingeführten Christenthums, in dem griechischen Reiche noch eine Menge dunkler heidnischer Begriffe, Ansichten und Formen im Umlaufe. Auch bei der abendländischen Christenheit fanden sich, obgleich nicht in solchem Maße wie bei den Griechen, noch mancherlei halb heidnische Vorurtheile und Gebräuche*). Besonders fehlte es den Großen an einer richtigen und tief gefühlten Auffassung der Heiligkeit der Ehe, dieses wichtigsten und heiligsten Verhältnisses des menschlichen Lebens. So z. B. hatte noch, ungefähr zwei Jahre vor der oben erwähnten Mainzer Synode, der Markgraf Eckbert von Meissen schon alle Vorbereitungen getroffen, seiner rechtmäßigen Gemahlin, die ihm sogar schon einen Sohn geboren hatte, einen Scheidebrief zu schicken und sich mit des verstorbenen Markgrafen Otto's hinterlassenen Wittwe zu vermählen **). Um also den Großen und Mächtigen dieser Erde nach und nach immer richtigere Begriffe von der Natur und Heiligkeit dieses Sakraments und der daraus entspringenden Unauflösbarkeit der Ehe beizubringen, mußte der römische Stuhl nothwendig in jenen Zeiten eine weit größere Strenge eintreten lassen. Sehr weise umging also der Pabst völlig jene obige Vorfrage, betrachtete demnach Heinrichs Verbindung mit Bertha als eine wahre, wirkliche Ehe, und verbot daher unter strengen kirchlichen wie zeitlichen Strafen eine Auflösung derselben. Hätte Roms Weisheit anders gesprochen: welche traurigen Folgen hätte es nicht nach sich ziehen müssen? Ohne die wichtigen

*) Beweise liefern die Bußbücher aus dem zehnten und eilften Jahrhundert.

**) Cui (sc. uxori suae) tamen ipse (Ecbert) paucis diebus, antequam vita excederat, repudium scribere cogitaverat, et contra leges et statuta canonum, viduam Ottonis Marchionis matrimonio sibi jungere; quod haec forma elegantior et efferatis moribus suis opportunior videretur. Sed mors opportune interveniens, nefarios conatus ejus intercepit. (*Lamb.* Schaffn. ad 1068.)

durch eine, einem christlichen Könige so wenig geziemende Handlung beflecken, nicht durch die Schmach, mit der er dadurch die Königin, seine Gemahlin bedecken würde, auch deren mächtige Anverwandten schwer beleidigen, sie zur Rache reizen und Empörungen, Unruhen und innere Kriege in Deutschland wie in Italien veranlassen. — Das letztere, nämlich der angedrohete Verlust der Kaiserkrone und die Furcht vor Empörungen und Abfall beugten, mehr als alles Uebrige, den harten Sinn des Königes. „Wohlan," sprach er zu den Fürsten, „wenn dieß euer unabänderlicher Entschluß ist, so werde ich eine Bürde, so drückend sie für mich seyn mag, die ich jedoch nicht abzuwerfen vermag, auch wie es sich geziemt, zu tragen wissen." — Heinrichs fester Entschluß war jetzt, mit seiner Gemahlin zwar königlichen Titel und königliche Würde, aber nie sein

---

Gründe, welche Heinrichs Ehescheidung rechtfertigen konnten, zu prüfen, ja wohl ohne sie richtig auffassen und verstehen zu können, würde jeder Fürst, jeder Große, ja selbst jeder durch Ansehen und Reichthum hervorragende Mann sich stets auf das, den Völkern vorleuchtende, ihnen gewöhnlich zur Regel dienende Beispiel eines Königes berufen haben, so oft sie entweder aus grober Sinnlichkeit, wie der verstorbene Markgraf Eckbert, oder um ehrgeizige Zwecke zu erreichen, ihre rechtmäßigen Gattinnen verstoßen und hierauf mit einer andern sich hätten vermählen wollen. — Die Entscheidung des Pabstes entsprach also vollkommen der sich nie verleugnenden Weisheit des römischen Stuhles. Sie hatte ihren Grund in den Bedürfnissen einer an Frevel dieser Art gewöhnten Zeit. Für König Heinrich war sie zwar hart, wenn man will, sogar scheinbar ungerecht. Aber das höchste Oberhaupt der Kirche mußte das Heil der gesammten Christenheit im Auge haben, mithin mit einer Strenge verfahren, die in spätern Jahrhunderten nicht mehr nöthig war, daher auch nicht mehr statt hatte.

Bette zu theilen *). Er gab demnach Befehl, die Königin aus dem Kloster Lorsch wieder an seinen Hof zurück zu bringen. Ihre Ankunft wollte er aber nicht erwarten, und indem er sich jetzt auch von jenen Umgebungen, die ihm nach Adalberts Entfernung waren aufgedrungen worden, und denen er es jedoch seit einiger Zeit bisweilen hatte fühlen lassen, daß er auch einen Willen habe, völlig losriß, eilte er, blos von vierzig edeln Rittern begleitet, nach Goslar. — Langsam und traurig, jedoch mit der ganzen Pracht einer Königin umgeben, folgte die edle Bertha ihrem Gemahl nach Goslar. Als sie sich den Thoren der Stadt näherte, konnte Heinrich kaum durch die ihn vereint bestürmenden Bitten und Vorstellungen seines Hofes bewogen werden, ihr, weil der äußere Anstand es so erfordere, entgegen zu gehen. Aber bei dem Anblick der schönen, so schuldlosen und doch so tief gekränkten Fürstentochter erwachte plötzlich eine edlere Regung in Heinrichs Seele. Ihn hatte die Natur, wie wir schon einigemal bemerkt, so wohl von Seiten des Verstandes wie des Herzens nichts weniger als stiefmütterlich behandelt. Weder seine verkehrte, bodenlos schlechte Erziehung, noch die widerlichen, alles Zutrauen zu den Menschen ihm raubenden Verhältnisse, in die er schon, bevor er noch zum Jüngling gereift war, verstrickt ward, noch auch der Sturm der Leidenschaften, von dem er sich einige Zeit hatte fortreissen lassen, waren vermögend gewesen, jene trefflichen Naturanlagen zu ersticken, deren Entwickelung sie blos zu hemmen und zu erschweren vermochten. Auch für die sanften Tugenden des geselligen Lebens blieb sein Herz stets empfänglich; dieß beweißt seine Treue in

---

*) Statuit deinceps, communicato cum ea solum regni nomine, sic eam habered quasi non haberet.

der Freundschaft, seine Dankbarkeit für geleistete Dienste, seine feste Anhänglichkeit an jene, die er geprüft und seines Zutrauens würdig gefunden hatte, und endlich die Großmuth, mit der er nicht nur empfangene Beleidigungen verzieh, sondern sogar sie völlig vergaß; daher auch, wie wir in der Folge sehen werden, mehrere seiner anfänglich erbittertsten Feinde nachher zu ihm zurückkehrten und mit unverbrüchlicher Treue zu ihm hielten. — Von jetzt an veredelten demnach sich auch mit jedem Tage Heinrichs eheliche Verhältnisse. Bertha's Schönheit und Unschuld, ihre Geduld und kindliche Ergebenheit, und doch die männliche Stärke, mit der sie bisher so viele unverdiente Schmach und so große und schwere Kränkungen, ohne auch nur einen Laut der Klage hören zu lassen, ertragen hatte, besiegten endlich vollkommen das Herz ihres Gemahls, und schon in dem folgenden Jahre (1071) gebar sie ihm einen Sohn. Von diesem Augenblicke an waren Heinrich und Bertha unzertrennlich. Beinahe auf allen Reisen des Königes erblicken wir stets die Königin an seiner Seite. Auch in allen Regierungsangelegenheiten, besonders bei Gnadenverleihungen, hatte sie einen bedeutenden Einfluß. Alle Freuden und Leiden ihres Gemahles theilte sie mit demselben; und in trostlosen Augenblicken fand Heinrich oft nur bei ihr allein Trost. Nie verließ sie ihn mehr, und selbst in den verhängnißvollsten Perioden des Lebens ihres Gemahls, wie z. B. bei jener furchtbaren, so gefahrvollen Winterreise über die mit Schnee bedeckten Alpen, war sie seine treue Gefährtin, und theilte alle Demüthigungen, die ihres Gemahls übermächtige Gegner über denselben verhängten. — Bertha, Kaiser Heinrichs des Vierten Gemahlin, gehört unstreitig zu den schönsten, edelsten und erhabensten weiblichen Naturen, welche, zur Ehre des zarten Geschlechts wie der ganzen Menschheit,

die Geschichte der Vergessenheit zu entreissen und der Nachwelt aufzubewahren hat. Daß Heinrich die liebenswürdigen Tugenden und seltenen Verdienste seiner Gemahlin zu würdigen und zu schätzen wußte, beweißt die tiefe Trauer, die er bei ihrem Tode fühlte, so wie die hohe Verehrung, die er sein ganzes übriges Leben hindurch dem Andenken Berthas schenkte. — Außer dem im Jahre 1071 gebornen Prinzen hatte sie den König auch noch zum Vater von fünf andern Kindern, nämlich von zwei Söhnen und drei Töchtern gemacht *).

---

*) Für die von leidenschaftlichem Hasse gegen Heinrich IV. hingerissenen Sachsen sind dieses Königes ehelichen Verhältnisse ein vorzüglich beliebter Gegenstand, über den sie die schändlichsten Verläumdungen, die boshaftesten und zugleich absurdesten Lügen zu verbreiten, und in dieser edeln, obgleich nicht sehr christlichen Arbeit sich gleichsam einander selbst zu übertreffen suchen. Aller Unrath, den nur immer eine, von lauter Lasterbildern erfüllte Phantasie in den tiefsten Abgründen menschlicher Verdorbenheit aufwühlen konnte, gießen sie stromweis auf das Privatleben eines Monarchen aus, der — seine früheren bejammernswerthen jugendlichen Thorheiten wie auch mehrere spätere Mißgriffe und Verirrungen abgerechnet — nicht unsern Haß und Abscheu, sondern vielmehr unsere wärmste Theilnahme an seinem Unglück verdient, und der unter dem häufigen Wechsel seines Schicksals oft wahrhaft liebenswürdig, und eben so oft auch wieder wahrhaft groß, edel, kühn und unternehmend erscheint *). Offenbar geht das Bestreben der sächsischen Chroniker, eines Bruno, Annalista Saxo ꝛc. dahin, Heinrich IV. in jeder Beziehung, als Mensch, Christ und König, zu einem der verabscheuungswürdigsten Tyrannen, der häßlichsten Ungeheuer, wie es kaum eines unter Roms

---

*) Verum ille homo (Henricus) imperio natus et nutritus, ut tantos natales, tantos prosapiae fasces ac titulos decebat. *in omnibus regium semper adversis animum gerebat*, mori quam vinci malebat. (*Lamb.* Schaffn. ap. Pistor. 411.)

alten, halb wahnsinnigen, heidnischen Cäsaren gegeben, ihren Zeitgenossen wie der Nachwelt darzustellen. Aber die Leidenschaft, wie man mit Recht sagt, ist blind; und auch wahrhaft blind und verblendet schmähen, lästern und verläumden nun Bruno und Consorten, ohne recht zu Athem zu kommen, in die Welt hinein, bemerken aber eben daher auch nicht, daß die meisten Thatsachen, die sie vorbringen, weil zu absurd und voll innern Widerspruchs, sich in den Augen jedes auch nur halb Vernünftigen schon von selbst widerlegen. — Unter mehreren schandbaren, für den König höchst schmachvollen Anekdoten, welche Bruno in seiner Geschichte des sächsischen Krieges zusammenträgt, wollen wir unsern Lesern nur folgendes, durch seinen Unsinn sich ganz vorzüglich auszeichnendes Geschichtchen unsern Lesern mittheilen. Als nämlich Heinrich, erzählt Bruno, sein Ehescheidungsgesuch nicht hatte durchsetzen können, sann er auf andere Wege, seinen Zweck zu erreichen. Das sicherste Mittel schien ihm ein Ehebruch von Seite seiner Gemahlin zu seyn; denn würde er sie eines solchen Frevels beschuldigen und überführen können, so müßte, wie er glaubte, auch eine Ehescheidung die nothwendige Folge davon seyn. Einem aus seiner Umgebung gab er demnach den Auftrag, der Königin Liebe zu heucheln, auf alle Weise sich um ihre Gunst zu bewerben, immer dringender zu werden und endlich eine nächtliche Zusammenkunft mit ihr in ihrem Schlafgemach sich zu erbitten. Nach langer Weigerung gab die Königin, dem Scheine nach, ihre Einwilligung. Hoch erfreut, daß das Bubenstück gelungen sey, eilte der Verführer mit der frohen Nachricht sogleich zum König. Aber um sich seines Sieges vollkommen zu versichern, beschloß jetzt Heinrich, selbst einen Zeugen dabei abzugeben. Er vermummte sich, so gut er konnte, und erschien um die bestimmte Stunde mit dem vorgeblichen Buhlen vor dem Schlafgemach der Königin. Auf das verabredete Zeichen ward die Thüre geöffnet. Der König trat zuerst ein, aber schnell ward nun die Thüre wieder zugeworfen, und mit ihren zahlreichen, schon in Bereitschaft stehenden und mit mancherlei Instrumenten versehenen Dienerinnen fing

die Königin sogleich an, ganz erbarmungslos auf den Vermummten drein zu schlagen. Aus Furcht, wo nicht todt, doch gewiß zum Krüppel geschlagen zu werden, gab der König sich endlich zu erkennen. Aber man stellte sich, als wenn man seinen Worten nicht glaube, und fuhr mit dem Prügeln so lange fort, bis Heinrich ganz mit Wunden bedeckt war. In diesem jämmerlichen Zustand ward er zur Thüre hinausgeworfen, und mußte, bis er von den schmerzhaften Folgen der erhaltenen Schläge geheilt war, einen ganzen Monat zu Bette liegen. — Etwas noch Abgeschmackteres, Dümmeres und Sinnloseres zu erfinden, würde eine, selbst von dem dümmsten Lügner nicht zu lösende Aufgabe seyn. Erstens findet sich in dem liebenswürdigen Charakter der tugendhaften, so sanften, stille duldenden Bertha auch nicht ein einziger Zug, der uns berechtigen könnte, die edle Fürstin fähig zu glauben, sich zu einer so ganz gemeinen, rohen, höchst pöbelhaften Scene herabzulassen. Zweitens müßte Heinrich, dem es gewiß nicht an Verstand fehlte, der einfältigste Mensch von der Welt gewesen seyn, wenn er nur einen Augenblick hätte glauben können, daß selbst ein ehebrecherisches Weib den Frevel in Gegenwart eines Zeugen vollbringen würde, besonders eines vermummten Zeugen, dessen Vermummung allein schon bei ihr mancherlei Gedanken, Zweifel und Besorgnisse erregen mußte. Endlich war es gewiß Heinrich nicht unbekannt, daß selbst ein Ehebruch für die Kirche noch kein hinreichender Grund einer völligen Eheauflösung ist. Länger als ein Jahr vor der Synode von Mainz hatte sich Heinrich schon mit Ehescheidungsgedanken beschäftiget, auch, wie wir wissen, über diesen Gegenstand mit dem Erzbischof Siegfried von Mainz sich unterhalten; und sicherlich wird es Siegfried damals an nöthiger Belehrung nicht haben fehlen lassen. — Diesem Geschichtchen folgt nun bald darauf ein anderes, und zwar noch weit unflätheriges, das wir aber, weil dessen Erzählung selbst wenig keusche Ohren beleidigen würde, daher auch hier gar nicht berühren mögen *). — Aber Heinrich muß, dem

*) Wer an so Etwas Freude hat, findet diese schmutzige Anekdote in Herrn C. A. Menzel's Geschichte der Deutschen,

Bruno zu Folge, nicht nur der verworfenste Wollüstling, den es je gegeben, sondern auch ein Tyrann gewesen seyn, der es in jeder Art von Grausamkeit zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß die Nerone und Caligulas nur wahre Stümper gegen ihn sind. Er hatte z. B. — man erschrecke doch ja nicht allzusehr! — auf der Harzburg in einem Gemache eine sehr künstlich verfertigte Maschine aufgestellt, die jeden Eintretenden sogleich mit Schwertern umfaßte und in Stücken zerschnitt (schade, daß Bruno uns nicht auch sagt, in wie viele große und kleine Stücke die Maschine die Leute zerlegte). Endlich ermordete Heinrich die Leute nicht blos im Jähzorn, sondern bisweilen sogar aus Scherz und zu seiner Belustigung. Allen diesen handgreiflichen Lügen setzt endlich der Annalista Saxo die Krone auf. Dieser hat nämlich die wichtige Entdeckung gemacht, daß Heinrich mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen und in seinem Palaste ein aus Aegypten ihm gesandtes, ungefähr Finger großes Götzenbild aufbewahrt habe, das ihm auf alle seine Fragen antwortete, von dem er jedoch die Beantwortung jeder Frage durch einen Mord oder Ehebruch habe erkaufen müssen. — Wer kann oder mag wohl solchen, viel zu tief unter jeder Kritik stehenden Berichter. auch nur ein Quentchen von Glauben oder Zutrauen schenken? — — Ungefähr eben so, und nicht viel wahrer verhält es sich auch mit den groben Vorwürfen, die man, in Beziehung auf das Laster der Simonie, Heinrich dem Vierten macht. Auch darüber sprechen mehrere Zeugnisse des Lamberts von Aschaffenburg, des Siegeberts von Gembloues und noch anderer ganz zum Vortheile des Königes. Ersterer erzählt sogar, daß, als einst bei Besetzung einer erledigten Abtei, eine Menge Geistlichen sich herbeidrängten, und ganze Berge von Gold anboten, daher auch dem Monarchen bestens empfoh-

---

und zwar im 3. Bande, S. 768. — Aber darin irret sich offenbar der geistvolle Verfasser, daß er behauptet, auch Lambert gedenke dieser schändlichen Geschichte. Es wäre erwünscht gewesen, wenn Er auch den Ort, wo sie stehen soll, angegeben hätte, denn sein Citat: „apud pistor p. 147." ist durchaus unrichtig.

len wurden, dennoch Heinrich, wie durch höhere Inspiration (dieß sind Lamberts eigene Worte) den ihn umgebenden Nebel durchschauete, das Netz zerriß und einem sehr frommen bescheidenen Mönch, der es sich gar nicht erwartet hatte, die Abtei ertheilte. Bald darauf führt Lambert noch ein anderes, dem Könige nicht minder Ehre machendes Beispiel ähnlicher Art an. Auch bei Besetzung bischöflicher Stühle, wie z. B. bei der Erhebung des allgemein geachteten Liemars auf den Stuhl von Bremen, bewieß Heinrich nicht selten, daß blos Tugend und anerkanntes Verdienst seine Wahl geleitet hatten. Daß übrigens von den bestochenen Umgebungen des Königes bisweilen Bisthümer und Abteien verkauft wurden, daran ist nicht wohl zu zweifeln; aber in solchen Fällen trifft den König keine andere Rüge, als blos solche Schändlichkeiten, wenn er sie anders erfahren, nicht strenge bestraft zu haben. Der größte Vorwurf wegen Simonie fällt unstreitig auf die damals so sehr in Geiz und Habsucht versunkene Geistlichkeit selbst. Hören wir, was der ehrliche, Wahrheit liebende Lambert von Aschaffenburg gelegentlich darüber sagt: Postera die cum ad eligendum Fuldensem Abbatem Rex cum Principibus assedisset, grandis erat inter Abbates et Monachos, qui ex diversis locis frequenter confluxerant, concertatio. Tanquam solenniter indicto agone pro virili portione currentes alius aureos montes, alius ingentia beneficia ex agro Fuldensi, alius solito impensiora in rempublicam servitia promittebant. Nec prorsus in promittendo modum aut modestiam ullam servabant. Et o mores o tempora. Abbates et monachi ita ambitionis spiritu praecipiter rapiebantur, ut eos a cupiditate sua non pudor nominis Christiani non habitus arctioris propositi deterrerent. — — Horum impudentiam Rex vehementissime ut dignum erat detestatus, cum hinc inde importune obtundentium precibus urgeretur, repente *divino* ut creditur *spiritu actus*, monachum quemdam Herveldensem Ruzelinum nomine, qui pro causa monasterii jussu Abbatis sui ad curtem venerat, in medium evocat et nil minus suspicanti baculum pastorale offerens primus ipse Abbatem eligit, dein caeteros tam

monachos quam milites, ut in electionem ejus consentiant, obnixae efflagitat. Ita ut cunctis qui aderant, laetissima acclamatione suffragium ferentibus, abbatiam suscipere jubetur. (*Lamb.* Schaffn. ap. Pist. 397.) — Gegen keinen Monarchen in der Welt hat je noch in der Geschichte die Verläumdung, von leidenschaftlichem Haß und grenzenloser Bosheit erzeugt, einen solchen furchtbaren Aufschwung genommen, als gegen Heinrich IV. — Gerohus, Probst des Klosters Reichersberg im Salzburgischen, zwar kein Sachse, der aber, weil er dem römischen Stuhle, was ihm auch wirklich zur Ehre gereicht, mit Leib und Seele ergeben war, eben daher auch nur desto heftiger gegen Heinrich wüthen zu müssen glaubte, beschuldiget ihn sogar, daß er, gleich dem verrückten byzantinischen Kaiser Michael III., die heilige Nacht durch schändliche Nachäffung der heiligsten Mysterien entweihet habe. Diese Anklage beruhet auf keinem Beweise, auf keinem öffentlichen Aktenstück, auf keinem Zeugniß irgend eines andern Geschichtschreibers. Und zu welcher Zeit hätte Heinrich solche Greuel sollen begangen haben? Gewiß nicht, als der Erzbischof Adalbert sein erster und einziger Minister war, und Heinrich sich ganz dessen Leitung überließ. Noch viel weniger, als nach Adalberts Sturz der Erzbischof Hanno wieder an die Spitze der Geschäfte, und daher beinahe nie von der Seite des jungen Königes kam; und am allerwenigsten, als nach Hanno's abermaliger Entfernung Adalbert wieder an den Hof gerufen ward, und bald darauf der, für den König so gefahrvolle Conflikt mit den Sachsen begann. Während dieses langen, unter öfterem Wechsel fortgesetzten Kampfes zählte Heinrich vorzüglich auf die Treue und Unterstützung der Bayern und Schwaben; und wie hätte er jetzt durch ein so ganz zweckloses, unerhörtes Bubenstück die Gemüther der Bayern (denn in einer Kirche zu Regensburg soll dieser Greuel verübt worden seyn) so wie aller übrigen Völker des südlichen Deutschlandes auf immer von sich entfernen und den Sachsen, seinen Feinden, gerade die ärgsten und schärfsten Waffen gegen sich in Hände geben können? Die ganze Anklage trägt sichtbar den Stempel der Lüge an ihrer Stirn. — Es ist

leider der verderbten menschlichen Natur eigen, das Böse und Schlechte stets leichter zu glauben, als das Gute und Treffliche. Selbst wer der edelsten Handlung ein recht schlechtes Motiv zu unterlegen und dadurch der That selbst allen Werth zu rauben weiß, findet gewöhnlich lauten und allgemeinen Beifall. Darin liegt nun auch der Erklärungsgrund, warum Alle, die über oder von Heinrich von jeher bis auf unsere Zeiten geschrieben, stets Bruno's und seiner Consorten Schriften als die vorzüglichsten und sichersten Quellen betrachteten, mit sichtbarer Vorliebe daraus schöpften, daher Heinrichs des Vierten Namen gleichsam in die Wette zu brandmarken suchten, und den unglücklichen Monarchen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder auf das neue an den Schandpfahl der öffentlichen Meinung der Völker stellten. Desto erfreulicher war es aber auch, daß in den allerneuesten Zeiten Männer auftraten, deren scharfer Blick auch in die Ferne reichte, die durch den vereinten Chor lästernder Schriftsteller sich nicht betäuben ließen, die Sachen ihren Augen näher rückten und, weil es ihnen weder an Schärfe des Urtheils noch an Wahrheitsliebe fehlte, dem so sehr verkannten, so allgemein gelästerten Heinrich dem Vierten wieder Gerechtigkeit widerfahren ließen, in Manchem ihn sogar vollkommen rechtfertigten, ohne jedoch die groben Verirrungen zu übersehen, in die er in seinen frühern Jugendjahren gerieth, oder auch die Fehler, Mißgriffe und allzugroße Härte, deren er sich gegen die Sachsen schuldig gemacht, nicht mit aller Strenge, die sie verdienten, zu rügen. — Ganz vorzüglich empfehlen wir in dieser Beziehung unsern Lesern des Herrn Professors Stenzel Kritik zu Brunonis de bello Saxonico historia. — Es ist nicht schon hinreichend, blos die bekanntesten Quellenschriften zu kennen und sie zu lesen, auch mit der Lage und dem Geiste ihrer Verfasser muß man vertraut seyn, ebenfalls auch jene Quellen, aus denen sie selbst geschöpft, kennen und sie zu würdigen wissen, und dabei im Stande seyn, den mannichfaltigen, von so vielen Seiten und aus so vielen Quellen zusammen geflossenen Stoff mit historischem Scharfsinn gehörig zu sichten, das Wahre von dem blos Wahrscheinlichen,

und dieses wieder von dem offenbar Falschen zu sondern. — Ohne ein beinahe Alles umfassendes, daher lange anhaltendes Quellenstudium, ohne kritische Forschung, ohne ein lebendiges Interesse für die drei wichtigsten Probleme der Menschheit, nämlich für Religion, Kirche und Wissenschaft, und endlich ohne warmes Gefühl für alles Große, Schöne und Erhabene werden historische Versuche, welcher Aufwand von Talent, besonders in oft bezaubernder Darstellung, auch damit verbunden seyn mag, niemals gelingen. — Welcher vieler und wichtiger Berichtigungen bedarf nicht noch die Geschichte und wird solcher auch stets und zu allen Zeiten bedürfen, so lange Menschen sie schreiben, und diese nie von Vorurtheilen und Leidenschaften frei seyn werden!

VII.

Heinrichs steigende Macht — Empörung des Herzogs Otto von Bayern — Beendigung des Zehentstreites in Thüringen.

1. Durch einen Gewaltschritt von den ihm aufgedrungenen Räthen befreit, deren Rath ihm eben so gehässig war, wie deren Personen, berief Heinrich, gleich nach seiner Rückkehr nach Goslar, seinen alten treuen Diener, den Erzbischof Adalbert von Bremen wieder an den Hof. In seiner Neigung zu Adalbert hatte der König nie gewankt, eine dreijährige Entfernung ihn vielmehr seinem Herzen noch näher gebracht. In seinem grenzenlosen Vertrauen auf die Einsicht, wie auf die Treue des Erzbischofes übergab er dessen Händen nun auch wieder alle Zügel der Regierung. Seine ehemaligen, unumschränkt-monarchischen Grundsätze hatte Adalbert nicht geändert, auch war der Zweck, den er zu erreichen suchte, nämlich Demüthigung des Billungschen Hauses, noch immer derselbe. Aber das Unglück hatte den Erzbischof klü-

ger gemacht, zum Theil auch seinen Muth gebrochen. Weit weniger kühn und entschieden trat er jetzt den übrigen Fürsten Deutschlands entgegen. Statt, wie ehemals, sich stolz und übermüthig gegen sie zu betragen, suchte er vielmehr ihre Freundschaft zu gewinnen, vorzüglich den Erzbischof Hanno von Köln sich verbindlich zu machen. Seine Absicht dabei war, die Fürsten des südlichen Deutschlands von den sächsischen zu trennen, und diese dann, wenn völlig verlassen und isolirt, desto leichter unterdrücken zu können. Natürlicher Weise reizte Adalberts Erhebung auch sogleich wieder den Neid der übrigen Großen, und an geheimen, eine abermalige Regierungsveränderung bezweckenden Umtrieben fehlte es demnach auch jetzt wieder nicht. Am thätigsten erwieß sich dabei der Erzbischof Siegfried. Dieser zürnte aus doppelten Gründen dem Könige. Erstens weil er von demselben in der thüringischen Zehentsache getäuscht worden zu seyn glaubte; und zweitens, weil er wegen der warmen Theilnahme, die er auf der wormser Fürstenversammlung an des Königes Ehescheidungssache genommen, sehr tief in der Meinung des römischen Stuhles gesunken war, und dennoch die dafür erwartete Belohnung nicht erhalten hatte.

2. Dieses geheime Treiben der Fürsten war jedoch weder dem Könige noch dem Erzbischofe unbekannt. Letzterer ging daher mit großer Behutsamkeit zu Werke, und vermied, sich irgend eine Blöse zu geben. Alles blieb demnach, besonders in den südlichen Provinzen, noch ruhig, als plötzlich ein ganz unerwarteter Vorfall die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich zog. Ein Edler nämlich, Namens Egeno, trat auf und klagte den Herzog Otto von Bayern eines mörderischen Anschlages auf das Leben des Königes an. Otto, sagte er, habe

durch Versprechung großer Belohnung ihn zu bereden gesucht, den König zu ermorden, zeigte auch einen Dolch vor, den ihm zur Ausführung des Frevels der Herzog gegeben habe. Die Wahrheit seiner Anklage erbot sich Egeno durch ein Gottesgericht im Zweikampfe zu erweisen. — Von der Hochherzigkeit Otto's und dessen großen Verdiensten geben uns beinahe alle Geschichtschreiber jener Zeit ungemein hohe Begriffe. Eben so einsichtsvoll im Kreise berathender Fürsten, als tapfer an der Spitze eines Heeres, sagen sie, sey Otto eine der Hauptstützen des Reiches gewesen. Worauf jedoch alle diese Lobsprüche beruhen, dieß ist uns unbekannt. Was wir von ihm wissen, ist blos sein schwarzer Undank gegen seine Wohlthäterin, die Kaiserin Agnes, die ihm das Herzogthum Bayern, worauf er nicht den mindesten Anspruch machen konnte, gegeben hatte; ferner, der thätige Antheil, den er an dem schändlichen Königsraub auf der Suitbertusinsel nahm; und endlich, daß er in allen Verschwörungen und Intriguen gegen den König und das königliche Haus bisher stets eine Hauptrolle gespielt hatte. — Was den Egeno betrifft, so stimmen ebenfalls alle Chronisten darin mit einander überein, daß er, obgleich dem hohen Adel angehörig, dennoch ein durchaus schlechter, durch zahllose Schandthaten befleckter Mensch gewesen sey. Obgleich nun abermals uns keine Thatsachen bekannt sind, worauf der, und zwar in den härtesten Ausdrücken abgefaßte Spruch der Geschichtschreiber allenfalls beruhen möchte, so geht doch schon aus der Natur der Sache hervor, daß ihr absprechendes Urtheil nichts weniger als grundlos seyn konnte; denn war Egeno's Anklage gegen Otto wahr, so mußte jener schon deßwegen ein bekannter Böswicht gewesen seyn, weil Niemand anderem als einem solchen der schlaue Herzog den schändlichen Frevel würde zuge-

muthet haben. War aber die Anklage falsch, dann beweißt die Falschheit der Anklage nicht minder überzeugend auch die Verruchtheit des Anklägers. — Wie aber dem auch gewesen seyn mag: Heinrich, ohnehin schon voll gerechtem Mißtrauens gegen Otto, berief ungesäumt ihn und alle übrigen Fürsten zu einem öffentlichen Tage nach Mainz.

3. Otto erschien an dem bestimmten Tage, läugnete aber die gegen ihn erhobene Beschuldigung, versicherte sogar auf Ritterwort, den Egeno gar nicht zu kennen. Dadurch glaubte sich jedoch der König von Otto's Schuldlosigkeit noch nicht überzeugt, bestimmte ihm daher eine sechswöchentliche Frist, nach welcher er von dem ihm angeschuldigten Verbrechen sich durch ein Gottesurtheil im Zweikampfe reinigen sollte. Dieser Ausspruch des Königes mißfiel jedoch vielen der anwesenden Fürsten; zwar nicht, daß sie Egeno's Ebenbürtigkeit mit Otto in Abrede gestellt hätten, sondern blos, weil jener, wie sie behaupteten, durch Mord, Straßenraub und andere schändliche Handlungen längst schon des Adels seiner Geburt verlustig geworden sey. Aber daran störte sich Heinrich nicht. Es blieb bei seinem Ausspruch, der auch wirklich in dem damals bestehenden Rechte und uraltem Herkommen gegründet war *). Otto selbst erklärte jetzt

*) Dem Bruno zu Folge soll König Heinrich selbst den Egeno, um den Herzog Otto zu verderben, zu einer Anklage desselben ermuntert und gewonnen haben. Dieß ist aber wieder eine offenbare Verläumdung. Lambert von Aschaffenburg sagt in ganz bestimmten Ausdrücken: Otto habe unter den sächsischen Herren viele geheime Feinde gehabt, die den Egeno zu diesem Schritte verleitet hätten. — Uebrigens kann man es dem König gar nicht verargen, wenn er, durch Otto's Versicherung, den Egeno gar nicht zu kennen, sich noch nicht beruhigen ließ. Durch die Schlauheit, wo-

seine Bereitwilligkeit, dem Ausspruche des Königes gemäß, sich der Entscheidung eines Gottesurtheils im Zweikampfe zu unterwerfen. — Nach Ablauf der ihm gegebenen Frist kam Otto mit sehr zahlreichem gewaffneten Gefolge in die Nähe von Goslar, sandte aber jetzt Einige seiner Freunde an den König, und foderte nicht nur Geißeln zur Sicherheit seiner Person, sondern erklärte nun auch sich auf eine Weise, welche die Fürsten für billig halten würden, von der Anklage zu reinigen. Diese Foderung erbitterte nur noch mehr den König. In harten Worten ließ er ihm also sagen: Er könne ihm keine Sicherheit versprechen, erwarte vielmehr, daß er unverzüglich zum Zweikampfe sich stellen, und die Frage, ob er schuldig oder unschuldig sey, ganz der Entscheidung Gottes, des gerechtesten aller Richter, überlassen werde. — Auf diese Antwort kehrte Otto, sey es im Bewußtseyn seiner Schuld, oder auch aus gegründetem Mißtrauen in die Worte des Königes, mit seinem ganzen Gefolge wieder zurück. Sobald der König dieß erfuhr, ließ er gleich am folgenden Tag alle

---

mit der, auch durch Tapferkeit und Kriegskunde ausgezeichnete Otto alle seine herrschsüchtigen und ehrgeizigen Pläne unter der Larve der Vaterlandsliebe zu verhüllen wußte, war er zu einem so hohen Ansehen gelangt, daß, wenn der König wirklich aus dem Wege wäre geräumt worden, die Wahl der Fürsten ohne allen Zweifel auf ihn gefallen seyn würde. Er wäre es also gewesen, der allein von der Ermordung des Königes die größten und glänzendsten Vortheile gezogen hätte, was nun auch nothwendig Heinrich in dem Gedanken wenigstens an die Möglichkeit, daß Otto sich eines solchen Frevels schuldig gemacht haben könnte, nicht wenig bestärken mußte. Endlich foderte auch der König nichts, was er nicht, dem Herkommen und den bestehenden Gesetzen zu Folge, zu fodern vollkommen berechtiget gewesen wäre.

in Goslar anwesenden sächsischen Fürsten zum Gericht über Otto zusammen treten. Leider hatte derselbe unter den Sachsen eine Menge geheimer wie offener Feinde, und als jetzt der König von ihnen ein Urtheil über Otto foderte, erklärten sie ihn einstimmig seines Verbrechens überwiesen und sprachen das Todesurtheil über ihn aus. — Dieser Spruch war nun das Signal zu den schrecklichsten und grausamsten Auftritten. Wem es nur immer nach Mord und Raub gelüstete, brach jetzt in die in Sachsen gelegenen Besitzungen des Verurtheilten ein. Die Meisten nicht aus Anhänglichkeit an den König, oder auch aus Feindschaft gegen Otto, sondern blos um eine so günstige Gelegenheit, ungestraft rauben und plündern zu können, auf das Beste zu benutzen. Otto's sämmtliche Güter und Besitzungen in Sachsen wurden nun auf das schrecklichste verwüstet, alle seine Unterthanen oder Leibeigenen, die den Feinden in die Hände fielen, theils gemordet, theils verstümmelt oder auf andere Weise grausam mißhandelt. Selbst die Kirchen und Altäre, wenn Otto sie erbauet oder errichtet hatte, wurden gestürzt und in Steinhaufen verwandelt. Als der Greuel der Verwüstung sich schon über alle Besitzungen des Herzogs verbreitet hatte, kam endlich auch noch der König selbst mit einem Heere heran, und vollendete das grause Werk der Zerstörung. Die schöne und feste Burg Hanenstein ward durch Sturm gewonnen und dem Erdboden gleich gemacht. Bald darauf kam auch die Reihe an die noch festere, bisher für unbezwingbar gehaltene Burg Desenberg an der Bode; die aber, obgleich mit einer hinreichenden Besatzung und allem zur Ausdauer einer Belagerung Nothwendigen reichlich versehen, dennoch aus Schrecken, das heißt, aus Feigheit, ohne Schwertstreich sich ergab. Aber damit noch nicht zufrieden, wollte Heinrich, daß auch den in Westphalen gelegenen Gütern der

Gemahlin des Otto gleiches Schicksal zu Theil werde. Auch auf diesen ward jetzt mit derselben erbarmungslosen Grausamkeit gewüthet. Die schönsten und blühendsten Dörfer, die prächtigsten Gebäude und Kirchen wurden verbrannt, viele Leute ermordet, und wenn die Bauern sich in Wälder und Gebirge geflüchtet hatten, deren zurückgelassene Weiber und Kinder auf das schonungsloseste mißhandelt.

4. Als Otto erfuhr, mit welcher Grausamkeit man auf seinen und seiner Gemahlin Gütern gewüthet habe, griff er in einer Art von Verzweiflung ebenfalls zu dem Schwerte. Eiligst suchte er ein kleines Heer um sich zu sammeln, und da, von der Hoffnung reicher Beute gelockt, gleich eine Menge entschiedener Leute sich zu ihm stellte, so hatte er in wenigen Tagen eine Schar von drei tausend Mann versuchter Krieger und kühner Waghälse unter seiner Fahne. Mit diesen fiel er in Thüringen ein, und alle auf seinen Besitzungen verübte grausame Frevel vergalt er nun reichlich durch ähnlichen, nicht minder blutigen Frevel auf den in Thüringen gelegenen königlichen Gütern. Den größten Theil der gewonnenen Beute ließ Otto stets unter seine Leute vertheilen. Dadurch hielten diese nun auch immer fester zu ihm. Um aber selbst bei wechselndem Kriegsglück sie in ihrer Treue zu ihm zu befestigen, gestattete er ihnen jetzt auch die wildesten Ausschweifungen. Seine Lust zu morden, zu rauben, zu brennen und zu allen andern Schandthaten konnte jeder nun ungestraft befriedigen, und schwerlich möchte es möglich seyn, von dem jetzt so schrecklichen Loos mehrerer Gegenden Thüringens sich eine, der Wahrheit nur einigermaßen nahe kommende Vorstellung zu machen. Aber nun griffen auch die Thüringer, die wegen der Zehentsache den König sich geneigt erhalten wollten, zu den Waffen. Ohnehin

hatten sich sämmtliche Einwohner Thüringens längst schon durch einen Eid verbunden, keine Räuber und Plünderer in ihrem Lande zu dulden. Im ganzen Lande ertönten also die Sturmglocken, von allen Seiten und aus allen Gegenden zogen zahlreiche bewaffnete Haufen heran, und bald rückte, unter der Anführung eines gewissen Grafen Rutger, ein förmliches thüringisches Heer dem Otto entgegen. Dieser war indessen bis Eschewege vorgerückt. Hier begegnete er einer Menge seiner, auf seinen Besitzungen völlig ausgeraubten, halb nackten Unterthanen und Leibeigenen. Nichts als das hungrige Leben war ihnen übrig geblieben, und jämmerlich flehten sie nun zu ihrem Herrn um Hülfe und Schutz. Otto ward bis zu Thränen gerührt, tröstete sie so gut er vermochte, ließ aber sogleich die Stadt Eschewege rein ausplündern und vertheilte den ganzen Raub unter seine unglücklichen Unterthanen, ermahnte sie noch einmal zur Geduld; und da sie, wie er sagte, jetzt nicht für ihn streiten könnten, so empfahl er sich und sein Geschick ihrem frommen Gebete. — Nicht fern von Eschewege stieß Otto auf die Thüringer. An Zahl waren zwar diese ihm ganz unverhältnißmäßig überlegen, aber demungeachtet gab er, sobald er sie zu Gesicht bekam, sogleich das Zeichen zur Schlacht. Die Thüringer, wie es scheint, waren des Krieges entwöhnt. Schon bei dem ersten Angriff begaben sie sich sämmtlich auf die Flucht; ihr Anführer, Graf Rutger, voran; und in weniger als einer Stunde hatte Otto einen vollständigen und beinahe ganz unblutigen Sieg erfochten; denn von Seite der Thüringer wurden nur drei hundert Mann erschlagen, und von Otto's Leuten nur ein Einziger getödtet und zwei verwundet. Otto blieb hierauf noch eine kurze Zeit in einem Lager bei Eschewege stehen. Da sich aber kein Feind mehr zeigte, so entließ er

einen Theil seines kleinen Heeres. Mit dem Ueberreste zog er tiefer in Sachsen hinein, wo er auf den Winter über blieb. Für den Unterhalt seiner Leute ward durch Plünderung der umliegenden Gegend gesorgt. Er selbst fand ungemein freundliche Aufnahme bei dem Prinzen Magnus, Sohn des Herzogs Ordulph von Sachsen. Dieser edle Jüngling hing längst schon mit Leib und Seele an Otto, und da er sich von der Unschuld seines Freundes vollkommen überzeugt glaubte, so trat er jetzt auch öffentlich auf Otto's Seite, rüstete sich ebenfalls zum Kriege und, indem er nun an der Empörung seines Freundes thätigen Antheil nahm, empörte er sich selbst gegen den König, und fiel demnach auch mit Otto in gleiche Schuld.

5. Sobald Heinrich von dem Treffen bei Eschewege und Otto's Siege Kunde erhalten hatte, bangte ihm sogleich für seine, ihm so liebe Stadt Goslar. Eiligst begab er sich dahin, blieb auch den ganzen Winter über dort. Um aber jetzt gegen Otto noch einen mächtigen Fürsten für sich zu gewinnen, gab er das Herzogthum Bayern, dessen Otto durch das in Goslar gehaltene Fürstengericht war entsetzt worden, einem Italiener, nämlich dem Welf, Sohn des Markgrafen Azzo von Este *). Diesem fehlte es

*) Mütterlicher Seits war er ein ächter Sprosse des uralten welfischen Hauses. Seine Mutter Kunigunde nämlich war eine Tochter des Grafen Welf von Ravensburg und Schwester jenes Welf, dem Heinrich III. das Herzogthum Kärnthen ertheilte. Dieser starb kinderlos, hatte aber alle seine in Schwaben und Bayern liegenden, ungemein beträchtlichen Güter dem Kloster Weingarten vermacht. Aber Kunigundens Mutter fand Mittel, das Testament umzustoßen, so daß nun die ganze reiche Erbschaft ihrem Enkel, dem mit dem Markgrafen Azzo erzeugten Sohne ihrer Tochter

weder an Verstand noch an Muth und Kühnheit; aber desto mehr an Treue und Güte des Herzens. In einer schönen äußern Hülle — denn Welfs körperliche Wohlgestalt wird von einem Chronisten nicht wenig gerühmt — hauste eine schwarze, undankbare, ganz gemeine und niedrige Seele. Er hatte eine Tochter Otto's zur Gemahlin. So lange sein Schwiegervater am Hofe des Königes wie bei allen Fürsten des Reiches in hohem Ansehen stand, heuchelte er ihm Liebe und Anhänglichkeit. Als aber Otto in die Ungnade des Königes gefallen war, und das Unglück ihn verfolgte, sagte er sich völlig von ihm los, zerriß sogar das sanfte Familienband, das ihn bisher an Otto geknüpft hatte, verstieß seine tugendhafte Gemahlin Ethelinde, schickte sie ihrem unglücklichen Vater zurück, bewarb sich ohne Scheu und Scham um das dem Otto entrissene Herzogthum, und scheuete kein Opfer und keinen Aufwand, wie groß sie auch seyn mochten, um den Lohn seiner Treulosigkeit zu erhalten *). — Durch Vergebung des Herzogthums Bayern an den Grafen Welf war nun bei Otto alle Hoffnung zu einer Aussöhnung mit dem Könige verschwunden. Wahrhaft verzweiflungsvoll war auch jetzt seine Lage. Seines Herzogthumes beraubt, waren noch überdieß alle seine Erbgüter auf viele Jahre völlig verheert, alle seine Burgen und Schlösser niedergebrannt und zerstört, und endlich seine, seinem Vaterherzen so theure Tochter Ethelinde verstoßen,

---

zufiel, der hierauf nach Deutschland kam, den Namen Welf annahm und der Stammherr eines, nachher im Fortgange der Zeit zur höchsten Macht und dem größten Glanze sich erhebenden Hauses ward.

*) Satius putans (nämlich Welf) *perjurii crimen* et violatæ *fidei* verecundiam sustinere, quam res suas florentissimas desperatis et perditis ejus (sc. Ottonis) rebus admiscere. (*Lamb.* ad an. 1071).

mit Schmach bedeckt, in grenzenlosem Kummer versunken. Nichts hatte Otto jetzt mehr zu verlieren, wohl aber alles wieder zu gewinnen, wenn anders das Glück seine Tapferkeit und seinen Muth, der, je größer die Gefahr war, immer noch höher zu steigen schien, nur einigermaßen unterstützen würde. Er und sein treuer Bundesgenosse Magnus, und noch einige andere sächsische Großen zogen also ein zwar nicht allzu zahlreiches, aber aus lauter versuchten und determinirten Leuten bestehendes Heer zusammen. Mit diesem nahm Otto auf dem linken Ufer der Fulda eine sichere Stellung, fest entschlossen, seinen Zwist mit Heinrich in einer offenen Feldschlacht zu entscheiden. Um in seinem Rücken einen Stützungspunkt und sichern Zufluchtsort zu haben, ließ Otto den, im Habichtswalde gelegenen, beinahe ganz unzugänglichen Hasunger Berg ungemein befestigen, hierauf die ganze Gegend weit umher plündern und den ganzen Raub in die neue Feste bringen. Verlor nun auch Otto die Schlacht, so konnte er dennoch in seiner unbezwingbaren, mit Lebensmitteln reichlich versehenen Festung dem Könige trotzen, der, weil er eine Belagerung auch nicht mit einem Schein eines glücklichen Erfolges unternehmen konnte, nun auch durch seinen Sieg im Ganzen genommen gar nichts über seinen Gegner gewonnen hätte.

6. Sobald der König von Otto's Rüstungen und den Bewegungen in Sachsen Nachricht erhielt, eilte er, den Feind zu vernichten, bevor dieser noch alle seine Anstalten vollendet hätte. Schnell zog er daher ein Heer aus Sachsen, Thüringern und Hessen bestehend zusammen, ließ auch die entferntern Fürsten entbieten, ungesäumt mit ihrer Mannschaft zu ihm zu stoßen. Mit Ausnahme der Feinde Otto's hatten die meisten übrigen Fürsten dessen Entsetzung nicht

gebilliget. Es war also zu vermuthen, daß sie und demnach auch ihre Vasallen und Dienstmannen mit keiner sehr großen Kampflust diesen Feldzug machen würden. Aber um einen mit dem Muth der Verzweiflung kämpfenden Feind, und von einem Feldherrn wie Otto geführt, in seiner festen Stellung anzugreifen und in einer entscheidenden Schlacht völlig zu vernichten, dazu wurden ungewöhnliche Anstrengungen und sehr viele blutige Opfer erfodert. Diese waren jedoch von dem königlichen Heere nicht wohl zu erwarten; und ward Heinrich geschlagen, so waren für ihn die traurigen Folgen der verlornen Schlacht gar nicht zu berechnen; selbst die Königskrone wankte dann auf seinem Haupte. Niemand sah dieses besser ein als Graf Eberhard von Nellenburg, ein Mann von vieler Einsicht und geprüfter Treue, daher auch im Besitze des vollen Zutrauens seines Monarchen. Aus eigenem Antriebe, vielleicht auch im Einverständniß mit dem König, begab sich Eberhard in das Lager zu Otto und Magnus. Nun sahen diese beiden Fürsten ebenfalls wohl ein, daß ihre Lage nichts weniger als ganz gefahrlos sey; denn unterstützte das Kriegsglück nicht ihr gewagtes Unternehmen, so waren sie auf immer verloren, konnten höchstens blos, durch schleunige Flucht in das Ausland, dem Tode oder ewiger Gefangenschaft entgehen. Diese und ähnliche, nicht ganz ungegründete Besorgnisse wußte nun Eberhard bei den beiden Fürsten auf das Höchste zu steigern, und da er ihnen zugleich die Zusicherung gab, daß, wenn sie sich freiwillig unterwerfen wollten, ein Jeder nicht nur vollkommene Verzeihung, sondern Otto auch alle seine von dem König eroberten Erbgüter zurück erhalten würde; so gelang es ihm, mit Beiden im Namen des Königes einen Friedensvertrag zu schließen, dem zu Folge Otto und Magnus ihr Heer sogleich entlassen, die Festung räumen und auf

das nächste Osterfest sich mit den übrigen sächsischen Großen, die an ihrer Empörung Theil genommen, in Köln vor dem König stellen und ihm ihre Unterwürfigkeit bezeigen sollten. Otto und Magnus erfüllten genau alle Bedingungen des Vertrages, konnten jedoch, aus unbekannten Gründen, an dem bestimmten Tage nicht nach Köln kommen. Als aber Heinrich die ihnen gegebene Frist bis auf Pfingsten verlängerte, erschienen sie an diesem Tage sammt ihren Gefährten zu Halberstadt vor dem Könige, unterwarfen sich demselben, und baten um Gnade und Verzeihung. Diese erhielten sie zwar, aber die freie Rückkehr zu den Ihrigen ward ihnen nicht gewährt. Man kündigte ihnen an, daß sie Gefangene des Königes wären. Heinrich übergab einige derselben zu deren Aufbewahrung und Bewachung an verschiedene Bischöfe. Den Otto und Magnus behielt er selbst, hielt aber Beide in sehr leidlicher, ziemlich ehrenvoller Haft.

7. Die Verhaftung des Magnus verbreitete allgemeine Bestürzung in ganz Sachsen. Ein paar Monate nämlich vor dem Hergang in Halberstadt war der Herzog Ordulph von Sachsen, Vater des Magnus, gestorben. Seit beinahe zwei hundert Jahren war in dem Billungschen Hause die Herzogswürde vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Die Sachsen betrachteten daher ihr Land als ein erbliches Herzogthum, mithin jetzt, da Ordulph gestorben war, auch dessen Sohn Magnus als ihren rechtmäßigen Herzog. Aber dieser war nun plötzlich verschwunden. Niemand wußte, wo er war, denn Heinrich hatte ihn in Geheim auf die Harzburg bringen lassen. Für Heinrich und Adalbert schien nun der günstige Augenblick gekommen zu seyn, alle ihre, die sächsischen Großen demüthigenden Entwürfe auszuführen, das

heißt, in Sachsen die Erblichkeit der herzoglichen Würde aufzuheben, diese von dem Billungschen Hause zu nehmen, dadurch den widerspenstigen Geist der Nation zu dämpfen und, wie in den andern Theilen des Reiches, auch in Sachsen die königliche Macht in ihrer vollen Integrität wieder herzustellen. Dazu ward jedoch eine, auf den ersten Wink bereitstehende Macht erfodert, und daran fehlte es jetzt noch Heinrich. Um diese sich zu verschaffen, begab er sich mit seinem Freunde und treuen Diener Adalbert nach Bardewick. Dahin kam auch der dänische König Suen, und beide schlossen hier mit einander ein Bündniß, kraft dessen der Däne sich verpflichtete, dem deutschen Könige allen nur möglichen Beistand zu Wasser und zu Lande gegen die Sachsen zu leisten, und wofür seinerseits Heinrich versprach, alle an Dänemark grenzenden Länder dem dänischen Könige abzutreten *). Dieser Vertrag, der, wäre er gleich bekannt worden, alle deutschen Gemüther nicht wenig würde erbittert haben, ward ganz im Geheim abgeschlossen; denn gegenwärtig waren blos Heinrich und Adalbert, und dann der dänische König und ein Einziger seiner Räthe. Der Erzbischof behauptete zwar, daß die in Bardewick gepflogenen Unterhandlungen sich blos — was auch wirklich einige Wahrscheinlichkeit hat — auf einen, gegen die Polen bevorstehenden Krieg bezogen hätten. Indessen scheint das, was gleich nach geschlossenem Vertrag geschah, so ziemlich klar zu beweisen, daß das mit dem dänischen Könige geschlossene Bündniß, wo nicht ausschließlich, doch vorzüglich die völlige Unterwerfung Sachsens bezweckte. Als nämlich Heinrich auf der Rückreise von Bardewick erfuhr, daß die Festung Lüneburg, diese

*) Es sind dieß die nämlichen Länder, die zu Schleswig und Jütland gehören, und in deren Besitze nun auch wirklich längst schon die Könige von Dänemark sind.

uralte Residenz der sächsischen Herzoge aus dem Billungschen Hause, keine Besatzung habe, sandte er den Grafen Eberhard, auf dessen Treue er sich zwar verlassen, dem er jedoch von seinem ohnehin sehr schwachen Geleite nur siebenzig Mann, größtentheils schwäbische *) Ritter, mitgeben konnte, dahin ab, um in seinem Namen von der Stadt Lüneburg Besitz zu nehmen. Unstreitig war die Besitznahme einer unbesetzten Festung ganz leicht; aber diese nachher und zwar blos mit siebenzig Mann zu behaupten, war, wie wir bald sehen werden, eine weit schwerere Aufgabe. Zu gleicher Zeit erklärte Heinrich, daß durch die Unterwerfung des Magnus ihm alle Besitzungen des Billungschen Hauses anheim gefallen seyen, verbarg dabei auch im geringsten nicht seine Absicht, sich derselben sämmtlich zu bemächtigen, und gab daher jetzt schon alle, dem Erzbischofe Adalbert vor einigen Jahren von Magnus und dessen verstorbenen Vater, dem Herzog Ordulph, entrissene Besitzungen demselben wieder zurück. Gleich darauf verließ Heinrich Sachsen und eilte zu einer Synode nach Mainz. — Höchst wahrscheinlich war der jetzt zwanzigjährige König von dem ihm so günstigen Ausgang der Empörung des Herzogs Otto, und seinem über diesen mächtigen Gegner errungenen Sieg so völlig berauscht, daß er alle weitere Besinnuug darüber verlor; denn unmöglich hätte er sonst so viele und so große, wahrhaft unverzeihliche Mißgriffe nach einander machen können. Erstens

---

*) Die Schwaben standen ganz vorzüglich in der Gunst Heinrichs. Ihnen schenkte er mehr als allen übrigen Deutschen sein Zutrauen. Schwaben waren seine vertrautesten Räthe. Zu allen Ehrenämtern beförderte er vorzugsweise nur Schwaben. Die Besatzungen in seinen Burgen bestanden größtentheils aus Schwaben; und stets waren es nur schwäbische Ritter, die ihn auf seinen vielen Hin- und Herzügen im Reiche geleiteten.

war die Besitznahme der Stadt und Festung Lüneburg so wie des Königs dadurch kundgegebene Absicht, sich, wo nicht aller, doch der wichtigsten Besitzungen des in der Gefangenschaft befindlichen Magnus zu bemächtigen, eine neue, förmliche Kriegserklärung gegen das Billungsche Haus, und alle mit demselben theils verwandten, theils durch gleiches Interesse verbundenen sächsischen Fürsten. Des Königes Absicht, die Billunger ganz zu vernichten, lag nun klar vor den Augen der Sachsen. Um sein Vorhaben — was vielleicht dem König nicht sehr zu verargen gewesen wäre — auszuführen, mußte Heinrich eine, wenigstens in so weit bedeutende Hausmacht beisammen haben, daß er jede, jetzt leicht vorauszusehende Bewegung sogleich in ihrer Geburt hätte ersticken können. Da er aber, wie es scheint, diese nicht hatte, so war es im höchsten Grade unbesonnen, sein Geheimniß blos aus jugendlichem Uebermuth seinen Gegnern vor der Zeit zu verrathen. Zweitens ist es unbegreiflich, wie er in die für ihn so wichtige Festung Lüneburg, die zu seinen fernern Fortschritten in Sachsen ihm gleichsam zur Basis dienen konnte, nur eine so äußerst schwache, völlig unbedeutende, höchstens blos zu einer leeren Parade dienende Besatzung legen konnte; und endlich durfte Heinrich in der gegenwärtigen Krise, die er selbst herbeigeführt hatte, und wo nun alle seine Entwürfe entweder zu ihrer Reife gelangen, oder, wo nicht auf immer, doch auf viele Jahre scheitern mußten, jetzt nach allen diesen Vorgängen Sachsen um keinen Preis so schnell wieder verlassen; besonders da das Concilium von Mainz, obgleich er einigermaßen dabei betheiliget war, dennoch die unmittelbare königliche Gegenwart nicht als durchaus nothwendig erfoderte.

8. Die Veranlassung zu dem Concilium in Mainz

gab die Besetzung des erledigten bischöflichen Stuhls von Constanz. Hier war der Bischof Rumold gestorben und nach dessen Tod der Canonikus Siegfried von der gesammten Geistlichkeit und dem Volke zum Bischofe gewählt und, um die königliche Investitur zu erhalten, sammt Ring und Stab an den König gesandt worden. Aber diesen erledigten bischöflichen Stuhl hatte auch noch ein gewisser Karl sehr scharf im Auge. Derselbe war Canonikus zu Magdeburg und Probst an der Kirche zu Goslar, und da er also ganz in der Nähe des Hofes sich befand, so gelang es ihm, mehrere aus der Umgebung des Königes, theils durch Geld und Geschenke, theils auch und zwar vorzüglich durch ganz übermäßige Versprechungen für sich zu gewinnen. Natürlicher Weise ließen nun die Bestochenen es sich ganz vorzüglich angelegen seyn, dem Könige diesen Karl, als einen nicht nur sehr gelehrten, sondern auch mit allen bischöflichen Tugenden geschmückten Geistlichen so dringend zu empfehlen, daß Heinrich, in der Meinung, ächtes Verdienst zu belohnen, die Wahl des Siegfrieds verwarf, Ring und Stab dem Karl übergab, und diesen als Bischof nach Constanz schickte. So schmerzhaft nun auch die Constanzer Geistlichkeit es empfand, daß man ihre, obgleich einstimmige Wahl gar nicht berücksichtiget hatte, fügte sie sich doch dem Willen des Königes, empfing daher auch den ankommenden neuen Bischof mit aller, seiner künftigen Würde geziemenden Ehrerbietung. Zum Unglück für Karl waren jedoch, wie es scheint, seine Gläubiger, das heißt, Jene am Hofe, denen er für seine Beförderung große Summen versprochen hatte, mit ihren Foderungen ungemein dringend. Um also in der Geschwindigkeit Geld herbei zu schaffen, bemächtigte er sich, und zwar bevor er noch geweiht war, sämmtlicher Kirchenschätze. Dieses konnte jedoch nicht ge-

schehen, ohne daß es von der Geistlichkeit wäre bemerkt worden, und für diese war es nun kein Geheimniß mehr, welchen schändlichen Künsten und Mitteln Karl seine Erhebung zu danken hatte. Einstimmig widersetzten sie sich daher jetzt der Weihe desselben, sandte Einen aus ihrer Mitte nach Rom und klagte Karl der Simonie und der Beraubung ihrer Kirche bei dem Pabste an. Alsogleich befahl Alexander II. mit der Weihe des Angeklagten so lange einzuhalten, bis die Sache wäre gehörig untersucht und Karl schuldlos befunden worden. Bis dahin sollte auch die Geistlichkeit sich aller Kirchengemeinschaft mit demselben enthalten. Dem Erzbischof Siegfried von Mainz aber gab der Pabst den Auftrag, unverzüglich ein Concilium wegen dieser Sache zusammen zu berufen; und dieß war nun die Synode, welche der König mit seiner Gegenwart zu beehren für nothwendig hielt. — Den in Mainz versammelten Vätern bangte es anfänglich: der König möchte, blos zur Behauptung seines königlichen Ansehens, auf der einmal getroffenen Wahl bestehen, mithin die Sache Karls zu seiner eigenen Sache machen. Diese Besorgnisse gaben sie nun in einer zwar kräftigen, jedoch die Grenzen schuldiger Ehrfurcht nicht im Mindesten überschreitenden Rede dem Könige zu erkennen. Heinrichs Antwort darauf war eben so gnädig als einfach. Er selbst, sagte er, wolle nur das Beste der Kirche. Einer Verkäuflichkeit habe er sich nicht schuldig gemacht, den Karl nur deßwegen zum Bischofe ernannt, weil er ihm als ein sehr verdienstvoller, des bischöflichen Amts würdiger Priester wäre empfohlen worden. Hätte jedoch derselbe diese Empfehlung auf verbotenen Wegen erschlichen, mithin auch ihn getäuscht, so möchte das Concilium nur nach den Canones und Satzungen der Kirche gegen ihn verfahren. — Die Untersuchung war bald zu Ende. Karl vermochte nicht

von einer einzigen, gegen ihn erhobenen Beschuldigung sich zu reinigen; worauf sogleich der König sich von ihm die Zeichen der bischöflichen Würde, nämlich Ring und Stab, wieder zurückgeben ließ und diese, mit Zustimmung der gesammten Geistlichkeit der Kirche von Constanz, dem Canonikus Otto von Goslar überreichte. Darüber waren nun sämmtliche Väter des Conciliums auf das höchste erfreut, und als endlich der König, was ihm gewiß zur Ehre gereicht, an die versammelten Bischöfe die Foderung stellte, dem jetzt ernannten Bischofe Otto, um fernern Intriguen und Verwirrungen vorzubeugen, alsogleich die bischöfliche Weihe zu ertheilen, fügte man sich nicht minder willig auch diesem eben so gerechten als weisen Begehren. — Wiederholte Segenswünsche folgten dem König, als er den Kreis der Bischöfe verließ, und in seinen Pallast zurückkehrte.

19. Aber während des Königes Aufenthalt in Mainz ereignete sich in Sachsen ein Vorfall, welcher nichts weniger als sehr befördernd für die Pläne des Königes war. Heinrich nämlich hatte Sachsen kaum verlassen, als Graf Hermann, Oheim des gefangenen Herzogs Magnus, mit bedeutender Kriegsmacht vor die Stadt Lüneburg rückte und diese von allen Seiten enge einschloß. Die Burg war ungemein fest, und zwar so, daß selbst die schwache Besatzung, welche der König hinein gelegt hatte, eine geraume Zeit die Belagerung hätte aushalten können. Aber leider fehlte es darin an Lebensmitteln; denn Hermann hatte dem Grafen Eberhard nicht Zeit gelassen, die Festung mit den nöthigen Vorräthen zu versehen. Schon nach wenigen Tagen ward er daher durch Hunger gezwungen, sich mit dem Oheim des Magnus in Unterhandlungen einzulassen. Er erbot sich, Stadt und Festung zu übergeben, begehrte aber

für sich und die Seinigen freien Abzug. Dieß Letztere ward jedoch von dem Sieger nicht gewährt. Hermann bestand fest darauf, daß sowohl der Graf von Nellenburg als auch die siebenzig schwäbische Ritter so lange in seiner Gefangenschaft bleiben müßten, bis der König auch den Herzog Magnus würde wieder in Freiheit gesetzt haben. Eberhard mußte sich dieser harten Bedingung unterwerfen; worauf Hermann dem Könige sagen ließ, daß, wenn er die Seinigen lebendig und unverstümmelt wieder sehen wolle, er den Herzog Magnus seiner Haft entlassen möge; thue er dieses nicht, so würde er, Graf Hermann, sämmtliche Gefangene als Räuber, die in fremdes Gut eingefallen wären, nach den sächsischen Gesetzen mit dem Tode bestrafen. — Heinrich befand sich jetzt in der größten Verlegenheit. Einen so treuen, ihm völlig ergebenen, und dabei so einsichtsvollen Diener, wie Eberhard, konnte und wollte er nicht entbehren; aber eben so wenig auch in dem gegenwärtigen Augenblick den Herzog Magnus in Freiheit setzen, und dadurch auf alle Vortheile, welche er schon errungen zu haben glaubte, auf einmal wieder verzichten. Zu dem Letztern konnte also Heinrich sich unmöglich entschließen. Aber nun blieb auch Eberhard ein Gefangener Hermanns, und dieser, um wo möglich den Sinn des Königes zu erweichen, hielt sowohl den edeln Grafen von Nellenburg als auch dessen siebenzig brave schwäbische Ritter in ungemein harter, gar nicht ritterlicher Haft *).

11. Aber gleich darauf traf ein noch anderer, nicht minder folgenreicher Unfall den König. Im

*) Lambert berichtet, Hermann habe ihnen einige Zeit blos trockenes Brod und Wasser, und zwar sehr sparsam, zu ihrer Nahrung reichen lassen. Pane arcto et aqua brevi (eos sustentebat.

Mai desselben Jahres, nämilch 1072, starb der Erzbischof Adalbert, von Niemand als dem Könige, und von diesem nur wenig betrauert. Heinrich stand also jetzt wieder allein, und gerade in einer Zeit, wo dem jungen Monarchen der Rath eines erfahrnen Geschäftsmannes am nothwendigsten gewesen wäre. Sobald Adalbert todt war, setzten auch dessen ehemalige Feinde, mithin Hanno's Freunde, Alles in Bewegung, um den Letztern wieder an die Spitze der Regierung zu bringen. Als daher, wenige Wochen nach dem Tode des Erzbischofes, der König sich zur Feier des Osterfestes in Utrecht befand, ward er auf einmal und ganz unerwartet von dem allda zahlreich versammelten Volke mit lauten, die größte Unzufriedenheit kund gebenden Klagen über die im Reiche herrschende Unordnung und Verwirrung gleichsam bestürmt. „Im ganzen Reiche," ward ihm jetzt geklagt, „sey nirgends mehr Sicherheit, selbst nicht für Wittwen und Waisen, für Klöster und Kirchen. Man höre von nichts als von blutigen Fehden, von Raub, Mord, Gewaltthätigkeiten und Frevel jeder Art." Der König, über das, was er hörte, nicht wenig erschrocken, erklärte, daß er die strengsten Maßregeln ergreifen werde, diesem Unfug zu steuern. Aber nun bestürmten ihn sogleich auch die Fürsten mit Bitten, daß er doch die oberste Leitung der Geschäfte wieder dem Erzbischofe Hanno von Köln übergeben möge. Dieser wäre der einzige Mann, der, durch seine Erfahrung, seine Klugheit und Energie, Ruhe und Ordnung im Reich wieder herzustellen im Stande sey *). Der König

*) Es ist auffallend, daß die Herzoge, Markgrafen und geistlichen Fürsten, in deren Gebieten doch alle diese Frevel mußten begangen worden seyn, dieselben zuließen. An Macht, solchem Unfug zu steuern, fehlte es ihnen ja nicht; auch wäre dieß offenbar ihre Pflicht und Schuldigkeit gewesen. Man möchte also wohl

war gezwungen nachzugeben. Hanno übernahm also zum drittenmale die Reichsverwaltung, und zwar, wenigstens dem Scheine nach, gegen seinen Willen, und erst, nachdem er von den anwesenden Fürsten sich einige Augenblicke recht schön darum hatte bitten lassen. — Die meisten Chroniker ergießen sich in einen ganzen Strom von Lobeserhebungen über die Art und Weise, wie Hanno das Reich verwaltete. Weder Gunst noch Haß, sagen sie, konnten ihn von der Bahn der Gerechtigkeit ableiten. Der Reiche galt bei ihm so viel wie der Arme, und der Vornehme so viel wie der Niedrigste im Volk. Mehrere sehr angesehene und mächtige Männer, die zur Unterdrückung der Mindermächtigen ihre Gewalt mißbraucht hatten, strafte er auf das schärfste, ließ die Burgen, die Räubern und Ruhestörern zu Schlupfwinkeln gedient hatten, dem Erdboden gleich machen, und die Schuldigen ohne Ansehen der Person in das Gefängniß werfen. Kurz, er verfuhr überall mit solcher Weisheit und Energie, daß er in kurzer Zeit dem bisherigen Zustand der Gesetzlosigkeit ein Ende machte, und Recht und Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche wiederherstellte. — Da auch der ehrliche, unpartheiische Lambert der jetzigen Verwaltung Hanno's großes Lob ertheilt, so

---

glauben, daß entweder alle diese Klagen sehr übertrieben und größtentheils grundlos waren; oder daß die Fürsten vorsätzlich dergleichen Unfug nicht verhinderten, nur um Veranlassung zu finden, über den König und dessen Regierung zu klagen und zu schreien, und dabei ihn auch noch bei dem Volke recht gehässig zu machen. — Aber höchst wahrscheinlich war der ganze Hergang nichts als eine, von einem Theile der Fürsten herbeigeführte verabredete Theaterscene, blos um ihren Liebling, den durchaus aristocratisch gesinnten Hanno dem Könige wieder als Reichsverweser aufzudringen.

wird man beinahe versucht zu glauben, daß Hanno jetzt wirklich sich um das Reich nicht wenig verdient gemacht habe. Indessen sprechen doch Lambert wie die übrigen Chronisten blos in allgemeinen Ausdrücken, verschmähen alles Detail, und berichten uns keine Thatsachen, als Belege zu den großen, der Verwaltung des Erzbischofes ertheilten Lobsprüchen; welches doch um so erwünschter gewesen wäre, als gerade daraus der damalige innere Zustand des Reiches und manche andere merkwürdige Local- wie Personal-Verhältnisse sich desto anschaulicher würden hervorgehoben haben *). Die einzige Thatsache, der sie er-

---

*) Vorzüglich und ganz besonders würde auch daraus hervorgegangen seyn, ob jene obigen Klagen über den so schrecklichen Zustand Deutschlands gegründet waren odernicht. Waren sie es wirklich, so muß man auch Hanno als den größten Wunderthäter nicht nur seines Jahrhunderts, sondern auch aller auf ihn folgenden Jahrhunderte verehren; denn in einem Reiche, das sich in einem so furchtbaren anarchischen Zustande befand, wo alle Gauen mit Mord, Raub und Brand angefüllet waren, selbst der Schuldlose, besonders Wittwen und Waisen, keinen Schutz mehr fanden, sogar der Kirche fromme Institute, die Klöster nämlich, nicht verschont wurden, wo mithin die ganze Nation völlig zügellos und ganz verwildert gewesen seyn mußte: in einem solchen Reiche in wenigen Monaten — denn Hanno's Verwaltung dauerte diesmal nur drei Vierteljahre — alles Volk, die Vornehmen wie die Niedern, an Gehorsam unter dem Gesetze gewöhnen, überall der Willkühr und dem Uebermuth steuern, das Eigenthum sichern, kurz in allen Theilen eines solchen Reiches Recht und Gerechtigkeit, Friede, Ruhe und Ordnung wiederherstellen, und alles in einer so unglaublich kurzen Zeit: dieß wäre unstreitig ein Wunder, wie wir in dem Leben der ausgezeichnetsten heiligen Freunde Gottes kein ähnliches finden. Schon in einer nur mittelmäßig großen Provinz würde eine solche neue Schöpfung eine geraume Zeit erfodern,

wähnen, ist die Bestrafung des Egeno, Anklägers des Herzogs Otto von Bayern. Weil, erzählen sie, mehrerer Räubereien und Gewaltthätigkeiten bei dem König angeklagt, ward er auf Hanno's Befehl ergriffen, in Fesseln geschlagen, und weit und breit in der Gegend dem Volke zur Schau herumgeführt. Bald darauf ward auch Herzog Otto seiner Haft entlassen. Ob dieß eine Folge des nunmehrigen Einflusses des Erzbischofes von Köln war, ist zweifelhaft, gewissermaßen sogar unwahrscheinlich. Lambert berichtet, Otto habe seine Freiheit durch Abtretung eines Theiles seiner Erbgüter an den König erkauft.

12. Hanno's Reichsverwesung war jedoch auch jetzt wieder von keiner langen Dauer. Indessen muß es doch unstreitig dem Erzbischofe als sehr verdienstlich angerechnet werden, daß der junge König, dessen Sitten bisher nichts weniger als ganz tadellos waren, und der, obgleich mit seiner liebenswürdigen Gemahlin vereint und vollkommen mit ihr ausgesöhnt, doch bisweilen noch Verletzungen ehelicher Treue sich schuldig gemacht hatte, nun um diese Zeit einen weit reinern Lebenswandel zu führen anfing. Auch die

---

wie weit mehr erst in dem damals so ungeheuren deutschen Reiche. — Diese Betrachtung, die sich Jedem von selbst darbieten wird, mag unsere, diesfalls in der vorigen Note dem Leser mitgetheilte Ansicht so ziemlich bestätigen. Wir wenigstens, nach unserer individuellen Verstandsrichtung, glauben uns vollkommen überzeugt, daß sowohl der grausenvolle Zustand Deutschlands in dem Jahre 1073, als der König zum Osterfest nach Utrecht kam, so wie auch Hanno's darauf folgende, alles Wunderbare weit hinter sich zurücklassende, neunmonatliche Verwaltung nichts als eine ziemlich handgreifliche, obgleich sehr phrasenreiche, historische Poesie ist.

Reichsgeschäfte ließ Heinrich weit mehr, als zu den Lebzeiten Adalberts, sich jetzt angelegen seyn, und zwar so, daß Hanno es bald fühlte, er könne den König nicht mehr, wie ehemals, wohin er nur wolle, am Gängelbande leiten. Uebrigens that Heinrich jetzt Manches, was selbst seine Feinde lobenswerth finden mußten. So z. B. erhob er aus eigenem Antrieb den, durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und edle Haltung des Charakters ausgezeichneten, obgleich noch jungen Liemar auf den durch Adalberts Tod erledigten bischöflichen Stuhl von Bremen *). Eine Wahl, die überall, und selbst auch in Rom, ungetheilten Beifall fand. — Was aber eigentlich den Erzbischof am meisten in Verlegenheit setzen und die Geschäftsführung ihm lästig machen mußte, war die zwischen dem König und dessen Schwager, dem Herzog Rudolph von Schwaben, immer zunehmende Spannung. Heinrich war nämlich vielleicht von Leuten, die es wirklich redlich mit ihm meinten, vielleicht auch von blosen Ohrenträgern gewarnt worden: zwischen Rudolph von Schwaben und dem Grafen Hermann von Sachsen fänden geheime Unterhandlungen statt. Nach den vielen traurigen Erfahrungen, welche Heinrich von seinen frühesten Jahren an in Beziehung auf die Treue und Anhänglichkeit seiner Fürsten hatte machen müssen, war eine solche Anklage, wenn auch noch lange nicht erwiesen, dennoch bei ihm schon hinreichend, Mißtrauen und Argwohn in seiner Seele zu erregen. Wohl mag es möglich, ja selbst wahr-

---

*) Hätte Heinrich, wie er nachher in Rom beschuldiget ward, alle Bisthümer gewöhnlich verkauft, so würde jetzt sicher auch das so bedeutende Erzbisthum Bremen bei ihm in hohem Preise gestanden seyn, und zu Folge der damals unter dem deutschen Clerus herrschenden Habsucht sich eine Menge Kauflustiger eingestellt haben.

scheinlich seyn, daß Hermann, um das, wie es vorauszusehen war, in kurzem über Sachsen ausbrechende Ungewitter abzuleiten, sich mit den Fürsten des südlichen Deutschlands in Verbindung zu setzen suchte, nicht so wohl um sie zu seiner Parthei herüber zu führen, als blos um sie zu bewegen, dem König in seinen Entwürfen zur Unterjochung Sachsens, wie Heinrichs Gegner es nannten, keinen, wenigstens sehr kräftigen Beistand zu leisten. Rudolph war ein sehr gemäßigter Herr. Nicht nur Herzog von Schwaben, sondern auch Reichsverweser von Burgund, war er der mächtigste deutsche Fürst, und sein Ehrgeiz, wie es scheint, auch vollkommen befriediget. Wenn also Hermann ihm wirklich von Zeit zu Zeit gewisse Eröffnungen machen ließ, so bürgten doch Rudolphs Charakter wie seine Liebe zu seiner Schwiegermutter, mit der er längst schon wieder ausgesöhnt war, ihr auch einige wesentliche Dienste geleistet hatte, daß jene Verhandlungen, wenn sie auch statt hatten, nie zu irgend einem, dem Interesse des Königes nachtheiligen Resultat führen würden. — Wenn aber schwarzer Argwohn einmal die Brust eines Menschen, besonders eines Monarchen, umlagert, dann wird gewöhnlich selbst die gleichgültigste Handlung bösartig gedeutet. Heinrich glaubte vielfache Ursache zu haben, an der Treue seines Schwagers zu zweifeln. Dieser ward also, um sich zu verantworten, von dem Könige nach Hof berufen. Aber Rudolph erschien nicht. Er habe, sagte er zu seinen Vertrauten, keine Lust, das Schicksal Herzogs Otto zu theilen. Da er jedoch Heinrichs Raschheit und schnell auffahrendes Wesen kannte, so sandte er Boten über Boten an seine Schwiegermutter, sie inständigst bittend, nach Deutschland zu kommen und die Vermittelung zwischen ihm und ihrem Sohne zu übernehmen; denn er selbst sey fest entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand

zu fallen, als gleich einem Feigen sich auf Gnade oder Ungnade zu übergeben. Erschrocken über diese Botschaft und die furchtbaren Folgen eines bürgerlichen Krieges, eilte die fromme Agnes in Begleitung einiger Aebte und Mönche sogleich über die Alpen. Als Heinrich hörte, daß seine Mutter sich nähere, ging er ihr sehr weit entgegen; und auf die Bürgschaft der beiden Erzbischöfe von Köln und Mainz, erschien nun in Worms auch Herzog Rudolph vor dem Könige und der Kaiserin. Den Bitten und Thränen der frommen Fürstin gelang es jetzt bald, ihren Sohn und Schwiegersohn wieder mit einander auszusöhnen. Heinrich erklärte: aller Argwohn gegen Rudolph sey aus seinem Herzen verschwunden. Hocherfreut, daß sie dieß Werk des Friedens und der Versöhnung so glücklich zu Stande gebracht habe, kehrte nun Agnes eben so schnell wieder nach Rom in ihr Kloster zurück.

13. Friedlich und freundlich schieden jetzt auch Rudolph und Heinrich von einander. Leider war jedoch weder in der Brust des Einen, noch des Andern aller Saame des Mißtrauens gänzlich erstickt, und das gegenseitige Zutrauen war nichts weniger als vollkommen wiederhergestellt. Bald zeigten sich daher auch bei Beiden wieder neue Symptome gegenseitiger Unzufriedenheit. Schon vorher war Rudolph an den hohen Festen, an welchen gewöhnlich die Fürsten, zur größern Feier des Tages, den Thron des Königes zu umgeben pflegten, nicht am Hofe erschienen, und Heinrich hatte es stets als ein Zeichen der Unzufriedenheit seines Schwagers mit seiner Regierung betrachtet. Als nun auch in diesem Jahre wieder am Weihnachtsfeste, welches der König zu Bamberg feierte, weder Rudolph von Schwaben, noch der Herzog Berthold von Kärnthen erschienen,

erblickte er hierin einen offenbaren Beweis der Geringschätzung seiner Person, wie der Untreue beider Fürsten. Im höchsten Grade darüber erzürnt, und noch nicht fähig, der Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung selbst Einhalt zu thun, entsetzte er, ohne irgend eine gesetzliche Form zu beobachten, den Berthold seines Herzogthums, gab es einem seiner Vettern, dem Grafen Markward, und sicher würde gleiches Loos auch den Rudolph getroffen haben, hätte den König nicht der Gedanke an die Thränen und Bitten seiner Mutter davon noch abgehalten. — Aber nun sah auch der Erzbischof von Köln sich auf einmal in ein Labyrinth verwickelt, zu dessen Ausgängen er nirgends einen leitenden Faden finden konnte. Hanno gehörte von jeher der Aristokratie, das heißt, der Parthei der Fürsten an. Diese waren daher größtentheils seine Freunde, und mit diesen stand er auch jetzt in mancherlei, ihn in seinen Handlungen hemmenden Verbindungen. Des Königes strenges, verfassungswidriges, auch die übrigen Fürsten aufreizendes Verfahren gegen den Herzog Berthold konnte er unmöglich billigen; aber auf der andern Seite mußte ihm auch das eben so wenig verfassungsmäßige geheime Treiben und Streben der Fürsten gegen ihren König mißfallen. Wollte diesem sich jetzt Hanno anschließen, so mußte er eine, von den Grundsätzen, denen er sein ganzes öffentliches Leben hindurch gefolgt war, völlig abweichende feindliche Stellung gegen die Aristokratie annehmen; wollte er jedoch sich dazu nicht entschließen, so konnte er blos, durch ein höchst zweideutiges, ja gewissermaßen selbst treuloses Betragen gegen den König, sich auf seinem Posten als Reichsverweser an dem königlichen Hofe behaupten; und da er zu edel dachte, um das Eine oder das Andere zu wollen, so stand ihm jetzt kein anderer Weg offen, als den Schauplatz seiner bis-

herigen Thätigkeit abermals freiwillig zu verlassen. Hanno sah dieß wohl ein, und begehrte daher gleich im Anfange des folgenden Jahres 1073, unter dem Vorwand zunehmender Altersschwäche, von dem Könige seine Entlassung, die auch Heinrich ihm sogleich und zwar mit sichtbarer Zufriedenheit ertheilte. Hanno's Verwaltung hatte also diesmal blos die kurze Dauer von neun oder höchstens zehn Monaten gehabt.

14. Wenn auch Hanno's Entfernung von den Geschäften ihn nicht wieder zu einem geheimen Feinde des Königes machte, so waren doch die Freunde und Anhänger des Erzbischofes desto mißvergnügter darüber. Hört man den Bruno, oder den sächsischen Chronographen, wie so manchen andern Chroniker, so fing Heinrich, sobald er sich von der Aufsicht Hanno's befreit sah, sogleich wieder an, sich den größten Ausschweifungen und albernsten jugendlichen Thorheiten zu überlassen. Freilich mag es jetzt an Heinrichs Hofe etwas lustiger hergegangen seyn, als zur Zeit, da der ernste, in Jahren vorgerückte, mithin nicht wenig grämliche Erzbischof den strengen Sittenrichter dort vorstellte. Daß aber ein so durchaus leichtsinniges, ausschließlich blos den Vergnügungen und groben Ausschweifungen ergebenes Leben sich nicht mit der Thätigkeit vereinigen lasse, die Heinrich jetzt nach allen Seiten entfaltete, dieß wird gewiß jeder gesunde Menschenverstand von selbst begreifen. Was also an allen jenen Beschuldigungen allenfalls noch wahr seyn mag, ist blos, daß der König, nach Hanno's Entfernung, seine den Sachsen so wenig günstigen Gesinnungen, so wie sein Streben nach Erweiterung der königlichen Macht weit weniger verhüllte, und in jugendlicher, der Verstellung unfähiger Raschheit sie immer mehr und mehr wieder kund gab. Aber was bedurfte es jetzt noch weiteres,

um dem Strom der gröbsten Verläumdungen auch sogleich wieder völlig freien, ungehemmten Lauf zu lassen! — Heinrichs Blicke waren vorzüglich auf Sachsen und Thüringen gerichtet. Die Arbeiten an den stolzen, in das Land hinein drohenden Burgen auf den Abhängen des Harzgebirges hatte Hanno während seiner Administration zu verhindern gewußt. Aber mit desto größerm Eifer wurden diese jetzt wieder begonnen. Der in Heinrichs Leben schon einigemal so schnell eingetretene Wechsel der Dinge hatte denselben mit dem hohen Preis der Zeit bekannt gemacht. Diese wollte er also jetzt zur Ausführung seiner fernern Entwürfe auf das eiligste benutzen. Mit ungemeiner Thätigkeit wurden demnach nun auch alle Befestigungsarbeiten an den Burgen betrieben. Aber gerade diese Eile ward nun wieder eine neue Quelle einer Menge, und diesmal nicht ganz ungegründeter, Beschuldigungen gegen den König. Die Beamten nämlich, denen die Leitung der Festungsarbeiten übertragen war, hatten den Befehl, die verschiedenen Bauten so schnell als möglich zu vollenden. Um nun bei dem König sich in Gunst zu setzen, gingen sie mit ganz übertriebener Eile überall zu Werke. Das in der Umgegend der Burgen wohnende Volk ward ohne alle Schonung gezwungen, ebenfalls Hand an das Werk zu legen; und ohnehin schon mit Frohndiensten überladen, wurden den armen Leuten diese anhaltenden Zwangsarbeiten bald wahrhaft unerträglich. Aber noch größer ward der Jammer, als die Burgen auch mit Vorräthen mußten versehen werden, und diese nun, wo man sie fand, oft gewaltsam genommen wurden. Natürlicher Weise suchte das Volk seine Vorräthe so viel als möglich zu verheimlichen und zu verbergen, wodurch wieder neue gewaltthätige, ja selbst blutige Auftritte veranlaßt wurden. Endlich bestanden die zahlreichen Besatzungen,

die Heinrich in seine Burgen legte, blos aus angeworbenen, aber kühnen und entschlossenen Leuten. Wenn damals schon unter den Lehensherren wenig Kriegszucht herrschte, so war diese noch viel weniger von wilden Scharen zu erwarten, die blos die Hoffnung der Beute und Aussicht auf ein völlig zügelloses Leben unter die Fahnen des Königes geführt hatte. Das rohe Kriegsvolk erlaubte sich also ebenfalls mancherlei Gewaltthätigkeiten, beging auch noch andere Frevel, selbst an Frauen und Jungfrauen. Dieser wirklich verabscheuungswürdige Unfug ward nun ganz allein dem König zur Last gelegt, dabei noch von seinen Feinden entstellt, auf das höchste übertrieben, mit erdichteten Zusätzen vermehrt, vorsätzlich im ganzen Lande verbreitet, und von den ohnehin schon, und zwar mit Recht, aufgereizten Gemüthern gierig verschlungen. Die absurdesten Volkssagen und Volksgerüchte kamen in Umlauf, und bald war keine Greuelthat mehr zu erdenken, deren man nicht den König und seine Leute beschuldigte. Die Gegner des Königes erreichten jedoch dadurch wirklich ihren Zweck; denn waren die sächsischen Fürsten schon größtentheils feindselig gegen ihn gestimmt, so wurden nun in ganz Sachsen auch die Herzen der niedern Volksklassen völlig von ihm abgewandt.

15. Heinrichs vorzüglichste Aufmerksamkeit ging nun dahin, alle Verbindung der sächsischen Fürsten mit jenen des südlichen Deutschlands zu verhindern. Bis jetzt war ihm dieß so ziemlich gelungen. Indessen konnte er den Letztern, mit Ausnahme einiger Bischöfe, doch nicht ganz trauen. Seinem Interesse hielt er es daher angemessen, den ersten deutschen Kirchenfürsten, nämlich den Erzbischof von Mainz, fester an sich zu fesseln. Wegen seiner Zehentangelegenheit grollte dieser noch immer in Geheim. Aber

nun ließ der König ihm sagen, er möchte seinen Zehentstreit mit den Thüringern noch nicht für verloren halten, er würde nunmehr von ihm in dieser Sache kräftig unterstützt werden. Heinrich hatte dabei einen doppelten Zweck. Erstens den Erzbischof für sich zu gewinnen, ihn zugleich, eben dieses Streites wegen, den Sachsen gehässig zu machen, und dann auch seine eigenen Einkünfte zu vermehren. Der Erzbischof ward durch den Antrag, den der König ihm hatte machen lassen, sogleich gefangen. Aber nun mußte er auch noch sich verbindlich machen, einen bedeutenden Theil des thüringischen Zehentertrages dem König zu überlassen. Auch damit war Siegfried zufrieden und, nun des königlichen Beistandes versichert, schrieb er sogleich ein Concilium nach Erfurt aus, sandte aber zugleich auch, um die päbstliche Einwilligung zu erhalten, oder sie vielmehr zu erschleichen, einen Abgeordneten nach Rom, dem er an den Cardinal Hildebrand ebenfalls ein Schreiben mitgab, das man ein Muster pharisäischer Schlauheit und Scheinheiligkeit nennen könnte. Siegfried suchte durch Anerbietungen jeder Art den Cardinal zu bestechen *). Hildebrand, von Habsucht weit entfernt, nahm natürlicher Weise nicht die mindeste Rücksicht auf dieses Schreiben. Dasselbe blieb demnach unbeantwortet, jedoch sandte auch der Pabst, wenig geneigt, sich in diese Sache zu mischen, keinen Legaten zu dem Concilium, und ließ also auf demselben dem

---

*) «Mandamus,» sagt unter anderm Siegfried in seinem Schreiben an Hildebrand, «vestrae Dilectioni, ut si quid nostrum est, quod *vestro sedeat beneplacito*, si nobis scire detur, statim *vestrum fiet ex nostro*. Quis enim tantum virum non possit diligere!» Im zwanzigsten Bande von Mansi's Concilienſammlung findet man diesen merkwürdigen Brief in seiner ganzen Ausdehnung.

Erzbischof freie Hand. — An dem bestimmten Tag (10. März) fanden sich der König, der Erzbischof von Mainz und noch mehrere andere Bischöfe in Erfurt ein. Heinrich hatte eine sehr bedeutende bewaffnete Macht bei sich, und der Erzbischof eine Menge im Zungengefechte geübter Advokaten und Canonisten, die durch sophistische Deuteleien den versammelten Vätern beweisen sollten, daß Weis schwarz und Schwarz weis wäre. — Sobald der Erzbischof das Concilium eröffnet und die Gründe vorgetragen hatte, worauf seine Ansprüche auf den Zehenten in Thüringen beruheten, sprachen die anwesenden Bischöfe ihm denselben sogleich zu; jedoch nicht aus innerer Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache, sondern theils aus Furcht vor dem König, theils auch weil sie gegen den Erzbischof Verbindlichkeiten hatten, daher ihn nicht beleidigen wollten. — Die Wortführer der Thüringer waren die beiden Aebte Hartwig und Widerad von Hersfeld und Fulda, die durch die Foderung des Erzbischofes am meisten beeinträchtiget waren. Sie vertheidigten ihr auf uralтem Herkommen beruhendes Recht mit den einleuchtendsten Gründen. Sie beriefen sich auf das Ansehen des römischen Stuhls, auf die ihnen ertheilten Privilegien so vieler Kaiser, von Karl dem Großen bis auf die neuesten Zeiten herab, und endlich auch darauf, daß von dem heiligen Bonifacius an alle Erzbischöfe die Zehentfreiheit der Thüringer anerkannt, und sie zu bestreiten nie versucht hätten. Erzbischof Luipold, Siegfrieds unmittelbarer Vorfahrer, sey der erste gewesen, der einen solchen Versuch gemacht habe. — Merkwürdig ist, was der Erzbischof darauf antwortete. Seine Vorgänger, sagte er, hätten die Kirche regiert, wie das Bedürfniß ihrer Zeit es erfodert hätte. Damals wären die Thüringer noch Neulinge im Glauben gewesen. Ihrer Schwäche wegen hätte

man ihnen, gleich Kindern, vieles nachgesehen, was er aber jetzt, da sie wie Männer im Glauben erstarkt wären, abändern und weit strenger über Beobachtung der Kirchengesetze wachen müsse. — Es liegt klar vor Augen, daß in diesen Worten Siegfried den armen Thüringern nur spotten wollte; denn hätte er im Ernste so gesprochen, so würde wahrscheinlich schon jeder seiner Chorknaben ihn eines Bessern haben belehren können. — Unter Streiten, Zanken und fruchtlosem Disputiren waren nun schon zwei Tage verflossen, als der Erzbischof die Thüringer bedrohete, sie sämmtlich mit dem Banne zu belegen, wenn sie noch länger den Zehenten zu entrichten sich weigern würden. Die Bedroheten erklärten jetzt dem Concilium, daß sie entschlossen wären, an den römischen Stuhl zu appeliren, und diesem, da es eine rein kirchliche Sache sey, die Entscheidung zu überlassen. Aber nun entflammte der König in heftigem Zorn, jeden mit dem Tode und Einziehung aller seiner Güter bedrohend, der es wagen würde, von dem Concilium sich auf den römischen Stuhl zu berufen. Durch diese Drohung geschreckt, unterwarf sich zuerst der Abt von Hersfeld. Er trat an den Erzbischof den ganzen Zehenten ab, und konnte blos unter der Vermittelung des Königes einen ganz kleinen Theil davon für sich noch retten. Dem Beispiel des Abtes von Hersfeld folgten nun auch alle übrigen Thüringer. In die Gelehrsamkeit, Einsicht und Beredsamkeit dieses Abtes hatten sie alle ihre Hoffnung gesetzt; und da es diesem nicht gelungen war, sich in dem Besitze seines Rechtes und seiner Freiheit zu erhalten, so glaubten sie noch weit weniger Etwas ausrichten zu können. Den längsten Widerstand leistete der Abt von Fulda. Als man ihm aber erklärte, daß man ihm nicht erlauben würde, wieder in sein Kloster zurückzukehren, erinnerte er sich der, für ihn und sein

Kloster so verhängnißvollen Feier des Pfingstfestes von Goslar, und gab ebenfalls nach. Durch seine längere Widersetzlichkeit gewann er jedoch, daß er mit dem Erzbischof einen für sich weit günstigern Vertrag schloß, als der Abt von Hersfeld. Widerad trat blos die Hälfte ab, worauf sowohl des Abtes eigene Familiengüter, wie auch jene des Erzbischofes Siegfried, die in Thüringen lagen, zehentfrei erklärt wurden. Als die beiden Aebte Erfurt verließen, wiederholte an dieselben der König, und zwar unter Androhung seiner höchsten Ungnade, das Verbot, durch Briefe, Abgeordnete, oder auf irgend eine Art sich bei dem Pabste über das Concilium zu beschweren *). Von Erfurt ging Heinrich in das südliche

---

*) Tum rex sciens haud bene placitura Romano Pontifici quae gesta fuerant, sub interminatione gratiae suae utrique Abbati praecepit, ut neque per se ipsos, neque per nuntium, neque alio quovis modo pro insimulanda synodo Apostolicam sedem interpellarent. (*Lamb.* ad an. 1073). — Wenn auch der Zehentstreit nicht eine rein kirchliche, sondern gemischte Sache war, so hatte doch gewiß auch die Kirche, nämlich deren wahres und höchstes Organ, der Pabst, ein Wort dabei mit zu sprechen. Der König war demnach durchaus nicht berechtiget, den Aebten so strenge zu verbieten, sich an den römischen Stuhl zu wenden. Uebrigens muß man gestehen, daß Heinrich, blos von Eigennutz und Privatinteresse geleitet, mit schreiender Ungerechtigkeit gegen die Thüringer verfuhr, dadurch seinen Gegnern gerechte Ursache zur Klage, und den feindseligen Gesinnungen der Sachsen gegen ihn nun wieder neue Nahrunggab. — Aber wer war es, der den jungen König auf diesen dunkeln, krummen Weg führte, und ihm darauf vorleuchtete? — „Ein Erzbischof, und zwar der erste Kirchenfürst Deutschlands!“ — Wer war es ferner, der ihn in seinem ungerechten Verfahren bestärkte, es gleichsam mit dem Schilde der Religion zu bedecken suchte? „Ein ganzes, aus lauter deutschen Bischöfen bestehendes Concilium!“

Deutschland. In Augsburg erschien vor ihm Rudolph von Schwaben nebst noch einigen andern Fürsten, welche des Königs Ungnade sich zugezogen zu haben befürchteten. Eine abermalige Aussöhnung Rudolphs mit seinem königlichen Schwager hatte jetzt statt, die jedoch noch weniger haltbar war, als jene, welche die Kaiserin Agnes in Worms zu Stande gebracht hatte.

VIII.

Aufstand der Sachsen — Große Verschwörung beinahe sämmtlicher Fürsten Deutschlands gegen Heinrich IV.

1. Vieles war bis jetzt dem jungen Monarchen gelungen, er aber eben daher auch immer noch kühner geworden. Alle Bemühungen des Grafen Hermann, seinem Neffen, dem Herzog Magnus, seine Freiheit zu verschaffen, waren bisher fruchtlos geblieben, und als endlich der Graf ein ungeheures Lösegeld für seinen Neffen bot, wieß der König auch dieses Anerbieten zurück, und bestand auf der harten Foderung: Magnus müsse vorher auf das Herzogthum Sachsen verzichten, auch alle seine übrigen Erbgüter, die durch seine Unterwerfung an ihn den König verfallen wären, ihm überlassen. Noch schnöder und trotziger ward von Heinrich ein Antrag des ehemaligen Herzogs von Bayern, des Otto von Nordheim, verworfen. Dieser ließ dem Könige sagen: Er selbst wolle sich als Gefangener für seinen Freund Magnus stellen. Heinrich könne ihn, so lange es ihm beliebe, in harter oder gelinder Haft halten; auch alle seine Erbgüter ihm nehmen und darüber nach Willkühr verfügen, nur möge er den Herzog Magnus, an dessen Unglück er allein Schuld sey, in Freiheit setzen. Diese Aeußerung einer schönen Seele würdigte Heinrich nicht, wie sie es verdient hätte; jedoch nicht,

weil er für alles Edle und wahrhaft Große unempfänglich gewesen wäre; sondern weil das bittere Gefühl der vielen von Otto erduldeten Kränkungen jede andere Empfindung in seiner Brust erstickt hatte. Dem Herzog ließ also Heinrich zurücksagen: Ihm, dem Otto, der von dem schweren Verbrechen, dessen er angeklagt worden, sich noch nicht vollständig gereiniget habe, stehe es daher auch nach dem überall und allgemein gültigen Recht nicht mehr zu, über seine Person wie über seine Güter Etwas nach eigenem Willen zu verfügen. Zudem sey auch, durch seine Unterwerfung, sowohl er selbst, als auch alles Grundeigenthum, das er besitze, ohnehin schon dem Könige verfallen.

2. Von jetzt an war Otto Heinrichs erbittertster Feind. Bei der, wegen der vielen Burgen auf dem Harzgebirg, schon in Sachsen herrschenden Gährung, ward es ihm ein leichtes, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Nation bis zu leidenschaftlichem Haß gegen den König zu steigern. Um zu gleicher Wuth auch die niedern Volksklassen zu entflammen, wurden jetzt, im Vertrauen auf die Stupidität des Volkes, die lügenhaftesten und ungereimtesten Gerüchte in allen sächsischen Gauen verbreitet. Der König, hieß es z. B., habe erklärt, daß alle Sachsen Leibeigene wären, und er sie zwingen würde, auch als Leibeigene ihm knechtische Dienste zu erweisen (serviliter servire); endlich gar, der König sey Willens, die ganze sächsische Nation auszurotten und dann das Land mit schwäbischen Colonien wieder zu bevölkern. Auch von den frühern jugendlichen Thorheiten und Verirrungen des Königes nahm man Anlaß, in Beziehung auf den sittlichen Wandel desselben, die übertriebensten, schaudervollsten Gerüchte in Umlauf zu setzen. Die geheimen Zusammenkünfte, Be-

sprechungen und Verabredungen der Fürsten nahmen nun kein Ende; und bald kam eine Verbindung zu Stande, an welcher, mit Ausnahme des ehrwürdigen Erzbischofes Liemar von Bremen, der beiden Bischöfe von Zeiz und Osnabrück und des Grafen Hermann von Sachsen, den die Besorgniß für das Schicksal seines noch in der Gefangenschaft befindlichen Neffen zurückhielt, alle weltliche wie geistliche Fürsten Sachsens Theil nahmen. Die Seele derselben war Heinrichs unversöhnlicher Feind, Otto von Nordheim. Als Häupter des Bundes werden genannt: der leidenschaftlich thätige Bischof Bucco von Halberstadt, Hanno's Neffe, Erzbischof Werner von Magdeburg, Hanno's Bruder, Bischof Eilbert von Minden, Hanno's langjähriger Busenfreund; ferner die Bischöfe von Meisen, Paderborn, Hildesheim, Münster und Merseburg. Von den weltlichen Herren standen an der Spitze des Bundes der Pfalzgraf Friederich von Sachsen, die Markgrafen Udo von der Ostmark, Ecbert von Meisen, Dedi von der Niederlausitz, und endlich die mächtigen Grafen Dieterich, Adelbert, Otto, Conrad und Heinrich. Während diese Fürsten ganz Sachsen in Bewegung zu setzen suchten, fiel der König, der sich in dem südlichen Deutschland befand, plötzlich auf den Gedanken, den Herzog Magnus in Freiheit zu setzen und ihn gegen den Grafen Eberhard von Nellenburg und die siebenzig schwäbische Ritter anszuwechseln *). Ganz unerwartet erschien also jetzt auf einmal Magnus unter den Sachsen. Die Nation, voll Freude, ihren Herzog wieder in ihrer Mitte zu sehen, glaubte schon alles

*) Daher kam nachher unter den Sachsen das Sprichwort auf: Ein Sachse hätte den Werth von siebenzig Schwaben, und mit einem einzigen Sachsen könnte man siebenzig Schwaben loskaufen.

gewonnen zu haben. Niemand hatte bisher in Sachsen gewußt, wo der geliebte Fürst war hingebracht worden. Seine ganz unverhoffte und desto erfreulichere Wiedererscheinung unter seinem Volke war demnach auch von ganz ungemeiner Wirkung. Da man sich nicht zu erklären wußte, welche Beweggründe den König auf einmal zu so milden Gesinnungen gegen den Magnus, dessen Loslassung er bisher so hartnäckig verweigert hatte, gebracht haben könnten, so schrieb man die plötzliche Befreiung desselben einer ganz besondern, den König erleuchtenden Gnade Gottes zu. Dieser Gedanke brachte alle in Verwirrung; viele Gemüther neigten sich nun wieder dem Könige zu, andere wurden unentschlüssig, besonders da jetzt auch Magnus, der im Geiste der Versöhnung zu seinem Volke gekommen war, hemmend in das bisherige Treiben der Fürsten eingriff *). Nur Herzog Otto und noch einige andere blieben in ihrem Haß gegen Heinrich sich gleich.

3. Wahrscheinlich würde das, jetzt sich schon von selbst wieder zertheilende Ungewitter spurlos vorüber gegangen seyn, hätte nicht der König um dieselbe Zeit durch das ganze Reich ein allgemeines Aufgebot zu einem Feldzuge gegen die Polen ergehen

---

*) Daß Magnus, bevor er seiner Haft entlassen ward, dem König habe eidlich versprechen müssen, ihm treu zu seyn und Heeresfolge zu leisten, ist so natürlich und versteht sich so sehr von selbst, daß es unmöglich irgend einem Chroniker einfallen konnte, davon noch eine besondere Erwähnung machen zu müssen. Daraus erklärt es sich auch ganz allein, warum Magnus, als er wieder nach Sachsen gekommen war, an der Verbindung der übrigen sächsischen Fürsten anfänglich keinen Antheil nehmen wollte, auch ohne sich eines auffallenden Treubruchs schuldig zu machen, gar nicht nehmen konnte.

lassen. Das Heer sollte am siebenten Tag nach Mariä Himmelfahrt versammelt seyn. Dadurch würden nun freilich alle Entwürfe, an denen die Unzufriedenen allenfalls noch brüten mochten, völlig vereitelt worden seyn. Aber gerade deßwegen ergriff auch jetzt Otto von Nordheim diesen Augenblick, um durch alle nur mögliche Mittel die schon entschlummerten Leidenschaften auf das neue wieder zu entflammen. Sogleich verbreitete er und seine Verbündeten im ganzen Lande das Gerücht: der Feldzug gegen die Polen sey ein bloser Vorwand, des Königes Kriegsrüstungen bedroheten ganz allein Sachsen. Heinrich habe offenbar keine andere Absichten, als seinen alten feindseligen Plan gegen Sachsen jetzt auszuführen und die ganze Nation in die tiefste Knechtschaft herabzudrücken. Kein Augenblick sey demnach mehr zu verlieren; denn stünde einmal der König, an der Spitze des sich jetzt zusammenziehenden Reichsheeres, im Herzen Sachsens, dann würde auch die völlige Unterjochung der ganzen Nation eine nicht mehr abzuändernde Folge davon seyn. Kurz, Otto und seine Gehülfen wußten durch die gräulichsten Phantome die Gemüther so zu schrecken, daß eine Wiederkehr zur Besinnung gar nicht mehr möglich war. Nun ward auch eine allgemeine Volksversammlung nach Haldensleben zusammen berufen. Hier bestieg Otto einen Hügel, auf welchem er von allen gesehen, von allen gehört werden konnte. Der Rede mächtig, sprach er nun mit seiner weit tönenden Stimme zu der versammelten Menge, wovon die Meisten gar nicht den Zweck der Versammlung kannten. Zuerst erinnerte Otto an alle Leiden, die sie bisher von dem Könige und dessen Burgleuten hätten erdulden müssen. Da jedoch dieses nur ein höchst dürftiger Stoff war *),

*) Für jetzt konnte offenbar Otto dem Könige keinen an-

so verbreitete er sich desto weitläufiger über die zukünftigen Gefahren, und entwarf davon ein so grausenvolles Gemälde, daß viele Tausende der anwesenden Männer, nebst sämmtlichen Fürsten und Bischöfen, die letztern jedoch unter dem Vorbehalt: so weit ihr Amt es ihnen erlaube *), mit einem Eide sich verbanden, ihr Eigenthum, ihre Rechte und Freiheiten bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Durch das ganze Land ging jetzt der Ruf zu den Waffen, und in wenigen Tagen standen sechzig tausend Krieger unter den Fahnen der Fürsten. An einem glücklichen Erfolge nicht mehr zweifelnd, sandten sie an den König Einige aus ihrer Mitte, theils geistlichen, theils weltlichen Standes, die dem Monarchen ihre Beschwerden vorlegen und um schleunige Abhülfe bitten sollten. — Die Frechheit der Foderungen übertraf blos die Unverschämtheit der Art,

---

dern Vorwurf machen, als blos den Bau einiger Burgen, und allenfalls auch noch die Excesse, welche die Besatzungen derselben, gegen des Königes Wissen und Willen, begangen hatten. Aber dieses berechtigte noch lange nicht zu einer förmlichen Empörung. Otto sah dieß wohl ein, und suchte daher durch täuschende Vorstellungen, was in der Zukunft noch geschehen könnte, und wovon wahrscheinlich gar nichts geschehen seyn würde, die Gemüther zu bethören und zu erhitzen.

*) Wie schlau! in so weit es ihr Amt erlaube. Aber warum gaben sie nicht bestimmter und deutlicher die Grenzen von dem an, was ihr Amt ihnen erlaube? Wie es scheint, erlaubte ihnen ihr Amt sehr vieles; denn anstatt dem König Heeresfolge zu leisten, wozu sie als Lehenträger verpflichtet gewesen wären, schickten sie, wie wir gleich sehen werden, ihre Scharen gegen den König und nahmen an der Empörung sogar persönlichen thätigen Antheil. Es möchte also sehr schwer zu errathen seyn, was dann eigentlich ihr Amt ihnen nicht erlaubte.

in welcher sie an den König gestellt wurden. Offenbar ein Beweis, daß sie nicht Friede und Eintracht, sondern, weil sich zu empören fest entschlossen, nur Krieg verlangten. Das Wesentliche ihrer Foderungen bestand in Folgendem: Erstens, der König möge ihnen die Heeresfolge gegen die Polen erlassen. Ihre Nachbarn, die Liutizen, seyen für sie weit gefährlichere Feinde, denen sie kaum, wenn sie alle ihre Streitkräfte vereinten, zu widerstehen im Stande wären. Zweitens möge der König alle seine Burgen, die er in Sachsen blos zur Unterdrückung der Nation erbaut hätte, alsogleich niederreißen lassen; Sachsen, wo er so viele Jahre in schwelgendem Müßiggange zugebracht hätte, unverzüglich verlassen und sein Hoflager in andere Provinzen verlegen; auch den sächsischen Herren, denen er ihre Besitzungen entrissen, nach dem Urtheil der übrigen sächsischen Fürsten, Genugthuung leisten. Ferner alle seine schlechten Räthe, die ihn verleitet und das Reich verwirret hätten, aus seinem Palaste jagen und die Leitung der Reichsangelegenheiten den Fürsten, denen dieselbe allein gebühre, übertragen, und dann seine Gemahlin, die Königin, lieben, in keuscher Ehe mit ihr leben und jedem Laster, durch das er in seiner Jugend die königliche Würde geschändet, auf immer entsagen. Am Ende bitten sie den König, er möge ihnen alle ihre Foderungen gutwillig zugestehen, damit sie nicht in die Nothwendigkeit versetzt würden, die Gewährung derselben durch Waffengewalt zu erzwingen. Würde er dieses thun, so wollten sie ihm auch wie bisher, jedoch nur auf solche Weise dienen, wie es freigebornen Männern einem Könige zu dienen gezieme. Würde er sich aber diesem nicht fügen, so seyen sie Christen (aber Gott weiß, was für Christen!), die nicht länger mehr Gemeinschaft mit einem Menschen haben könnten, welcher den

christlichen Glauben durch Schandthaten verleugnet habe. Den Eid der Treue hätten sie ihm nur unter dem Vorbehalt geschworen, daß er mit Weisheit und Gerechtigkeit und nach der Weise der Väter regiere. Diesen Eid habe er zuerst gebrochen; sie seyen also ebenfalls nicht mehr daran gebunden und würden daher, für Gott, Kirche und Freiheit kämpfend *), gegen ihn, wie gegen einen barbarischen, das Christenthum unterdrückenden Feind Krieg führen. — Heinrich, beinahe weniger aufgebracht über die Foderungen der Fürsten, als deren trotzige, höhnende, insolente Sprache, ließ die Abgeordneten gar nicht vor sich, gab ihnen jedoch eine gemäßigte ausweichende Antwort, die er ihnen durch Einige aus seiner Umgebung hinterbringen ließ **). Aber damit waren

---

*) Religion, Freiheit, Rechte der Menschheit waren von jeher bei jedem Aufruhr, bei jeder Empörung, bei jedem Versuch, die bestehende Ordnung zu stürzen, die Losungsworte, wodurch man Kurzsichtige täuschte und ängstliche Gemüther verführte.

**) Bruno erzählt dieses freilich ganz anders; aber offenbar blos nach Hörensagen; denn sein Bericht trägt das sichtbare Gepräge der Unwahrheit, ja wohl einer, allen gesunden Menschenverstand verleugnenden Albernheit. Bruno zu Folge waren es nicht die Fürsten, welche zuerst Abgeordnete mit ihren Beschwerden an den König sandten, sondern Heinrich war es selbst, der die sächsischen Fürsten, und zwar universam principum multitudinem zu sich berief, ut si quid de communibus regni negotiis agi dignum emergeret, hoc ipse communi principum consilio tractaret. Als nun alle sächsischen Fürsten gekommen waren, ließ er sie gar nicht vor sich, ließ sie einen ganzen Tag vergebens in seinen Vorsälen warten, während er selbst cubilis sui clausis foribus, intus cum suis parasitis aleis, vel cæteris rebus nugatoriis operam debat. — Die Berichte der durch Zeit und Raum getrennten Chroniker müssen, besonders bei dem damaligen völligen Mangel an Mitteln und Wegen gegenseitiger Mittheilung,

die Fürsten nicht zufrieden und, ohnehin zum Krieg entschlossen, rückten sie sogleich mit ihrem Heere gegen Goslar. Bei ihrer Annäherung begab sich Heinrich auf die Harzburg. Diese Feste, auf einer Bergspitze erbauet, hatte hohe Mauern und Thürme, und rings umher von einem nahen und dichten Wald begränzt, führte nur ein einziger, ziemlich schmaler Pfad zu derselben. Sie durch Sturm zu nehmen, war unmöglich, nur durch Hunger konnte sie gewonnen werden. Aber sie war mit Lebensmitteln im Ueberfluß versehen, und hatte überdieß eine zahlreiche Schar ausgesuchter Krieger zu ihrer Vertheidigung.

4. Unbesorgt hätte Heinrich auf dieser Burg lange Zeit selbst dem vereinten Heere der Sachsen trotzen können. Da aber die zur Heerfahrt gegen die Polen entbotenen Völker aus dem westlichen und südlichen Deutschland jetzt in voller Bewegung waren, nach Eschewege, dem bestimmten Sammelplatz des

---

nothwendig viele Widersprüche, Verwechselungen von Zeiten, Personen und Sachen, wie auch eine Menge falscher, weil blos auf Hörensagen beruhender Thatsachen enthalten. Wir wenigstens haben die lebendige Ueberzeugung, daß die sächsischen Fürsten es nicht wagen konnten, daher es auch nicht gewagt haben werden, ihre trotzigen, in den schnödesten und beleidigendsten Ausdrücken abgefaßten Foderungen dem Könige eher zu überreichen, als bis sie sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befanden, und den König schon völlig umgarnt zu haben glauben konnten. Aber wie läßt es sich alsdann, auch nur mit einer halben Portion von Menschenverstand, denken, daß ein Monarch, von den Seinigen und aller Hülfe abgeschnitten, in einer engen Festung eingeschlossen, solchen Muthwillen mit Fürsten habe treiben können, die in ihrem Gefolge ein Heer von wenigstens sechzig tausend Gewaffneten hatten, über die sie jeden Augenblick ganz nach ihrem Willen gebieten konnten.

Heeres, zu eilen, so hielt er es seiner Würde weit angemessener, sich unverzüglich an die Spitze desselben zu stellen, als eingesperrt in einer Burg sein Schicksal wie die so sehr verletzte Ehre seiner Krone unthätig einem, möglicher Weise leicht wieder eintretenden Wechselfall von Glück oder Unglück zu überlassen. Durch vertraute Leute ließ er also zuerst die königlichen Insignien und seine Schätze bei nächtlicher Weile aus der Burg fortschaffen. Der ganz nahe gelegene, dichte, viele Meilen sich ausdehnende Wald begünstigte ungemein das Entwischen einzelner Individuen. Blos in Begleitung Bertholds *), des ehemaligen Herzogs von Kärnthen, der beiden Bischöfe von Zeiz und Osnabrück, und noch einiger andern Vertrauten, verließ hierauf Heinrich die Burg. Von einem Jäger geführt, wählten sie die unwegsamsten, nur äußerst selten von Menschen besuchten Straßen. Aus Furcht, einer ihnen nachgesandten feindlichen Parthei in die Hände zu fallen, zogen sie drei Tage fort, ohne Nahrung zu nehmen, oder ihre ermüdeten Glieder auch nur durch eine Stunde Schlafes wieder etwas zu stärken. Durch Hunger, Nachtwachen und die größten Anstrengungen ganz erschöpft, erreichten sie endlich Eschewege. Alle Gefahr war jetzt vorüber, und nun konnten der König und sein kleines Gefolge sich wieder einige Tage von ihren ausgestandenen Mühseligkeiten erholen. Heinrich ging hierauf nach Hersfeld. Hier

---

*) Während der König kurz vor diesen Vorfällen sich im südlichen Deutschland befand, war Berthold mit Heinrich wieder ausgesöhnt worden, der ihm auch die Zurückgabe seines Herzogthums zugesagt hatte. Wahrscheinlich war Berthold dieser Angelegenheit wegen nach Goslar gefolgt, und war daher auch jetzt mit ihm auf der Harzburg.

kamen die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und noch mehrere andere Fürsten mit ihren Scharen zu ihm. Auf ihrem Marsch nach Eschewege hatten sie erfahren, was dem Könige widerfahren war, daher auch ihren Marsch ungemein beschleuniget. Aber leider bildeten sie nur den schwächern Theil des Heeres, mit dem weit zahlreichern stand Herzog Rudolph noch unbeweglich in einem Feldlager bei Mainz. Hier hatte er auch alle rheinischen und bayerischen Bischöfe mit ihren Contingenten an sich gezogen, und zwar unter dem Vorwand, daß sie hier die Weisung des Königs, wo sie zu ihm stoßen sollten, erwarten müßten. Der König schickte ihm den Befehl, mit allen Fürsten, die bei ihm wären, eiligst aufzubrechen und bei Hersfeld sich mit ihm zu vereinigen. Der Befehl ward befolgt und, sobald das ganze Heer angekommen war, wurden sämmtliche Fürsten zu einer gemeinsamen Berathung zusammen berufen. Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes klagte jetzt Heinrich über die Treulosigkeit und Bosheit seiner Feinde, die, uneingedenk der ihnen von ihm erzeugten Wohlthaten, durch Verläumdungen und falsche Vorspiegelungen die ganze sächsische Nation zur Empörung gereitzt, und ihm nicht nur die Krone, sondern selbst das Leben entrissen haben würden, hätte er nicht durch schleunige Flucht und unter zahllosen Gefahren sich ihren treulosen Händen entzogen. Nicht blos seine Person, sondern die bisher in ihrem Glanze unbefleckt erhaltene königliche Würde sey von denselben auf das schmachvollste beleidiget worden. Hingerissen von seinem Affekt warf sich der junge Monarch endlich zu den Füßen der Fürsten und beschwur sie bei dem Huldigungseide, den sie ihm unter den Augen Gottes geleistet hätten, die auf ihn, mithin auch auf sie selbst gewälzte Schmach unverzüglich an den Aufrührern zu rächen. Alle anwesenden Fürsten

wurden dnrch den Jammer des Königes bis zu Thränen gerührt. Bei vielen war jedoch dieser Eindruck schnell vorübergehend. Die Eifrigsten und Treuesten begehrten, sogleich gegen den Feind geführt zu werden und durch raschen Angriff die Empörung in ihrer Geburt zu ersticken. Leider hatte Heinrich das Unglück, beinahe in allen entscheidenden Momenten seines Lebens entweder stets von lauter Verräthern umgeben zu seyn, oder wenigstens einige ganz nahe an seiner Seite zu haben. Diese fanden auch jetzt wieder die Sache ungemein bedenklich. Die Sachsen, sagten sie, seyen ein sehr tapferes, des Krieges gewöhntes Volk, ihr Heer sey ebenfalls sehr zahlreich. Es wäre demnach ein sehr gewagtes Spiel, wenn man mit dem gegenwärtig gegen die Polen versammelten Heere sie angreifen wollte. Weit rathsamer wäre es daher, den Feldzug gegen die Sachsen noch auf einige Zeit zu vertagen, bis man besser gerüstet und in zahlreichern Massen denselben beginnen könnte. Alle Langsamen, Alle, die vor jeder kühnen Unternehmung zurückschrecken, oder sogleich von einer Menge Zweifeln und Bedenklichkeiten bestürmt werden, gaben diesem Vorschlag auf der Stelle ihren Beifall, und da auch mehrere der Bessergesinnten, jedoch blos in der Hoffnung, einen blutigen Bürgerkrieg vielleicht noch abwenden zu können, derselben Meinung beitraten, so ward nun einstimmig beschlossen: Jeder sollte mit seinen Scharen wieder nach Hause ziehen, und dann ungesäumt sich weit stärker und auf eine der Natur eines Krieges mit den Sachsen angemessenere Weise zum Feldzuge rüsten. Während dieser Zeit sollten jedoch die beiden Erzbischöfe von Köln und Mainz, wovon der Letztere, wie es sich sogleich ergeben wird, offenbar schon damals mit Heinrichs Feinden in einem geheimen Einverständniß stand, mit den Sachsen unterhandeln, und einen Versuch machen, alle Zwistig-

keiten ohne Blutvergießen wieder beizulegen. Würden jedoch die Unterhandlungen nicht zum Ziele führen, so sollte das Heer am siebenten Tage nach Michaelis zum Feldzug gegen die Sachsen bei Bredingen an der Werra versammelt seyn. Diesem gemeinsamen Beschluß mußte der König sich fügen; aber nun war auch der glückliche Augenblick, dem Sachsenkriege, gleichsam bevor er noch recht begonnen hätte, schon wieder ein Ende zu machen, für Heinrich auf immer verloren.

5. Am vier und zwanzigsten August (1073) sollten die beiden Erzbischöfe mit den sächsischen Fürsten zusammen kommen. Zum Ort der Zusammenkunft ward das Kloster Corvei bestimmt. In der Zwischenzeit gaben der König wie auch die Sachsen sich alle Mühe, durch Abgeordnete und geheime Emissäre bei allen Fürsten des Reiches, wie in allen Städten, ihre Sache als die einzig gerechte Sache darzustellen. Bei den Fürsten geschah dieses von Seiten des Königs mit geringem Erfolge; aber mit desto größerm in den Städten, wo Gewerbfleiß, Redlichkeit und gesunder Sinn herrschten, und die betriebsamen, einfachen Bürger ebenfalls schon vieles von der Gewaltthätigkeit der trotzigen Vasallenwelt hatten erdulden müssen: nur innerhalb solcher Mauern fanden die Worte, die Heinrich ihnen sandte, überall lauten Anklang, und er selbst eine Menge theilnehmender treuer Herzen. Indessen waren auch die Sachsen nicht müßig. Heinrichs Entweichung von der Harzburg hatte alle ihre Pläne zerstört. Schon war nämlich der Augenblick nahe, wo der König alle ihre Foderungen hätte bewilligen müssen; denn obgleich sie die Burg auch nicht sogleich gewinnen konnten, so würde doch, wenn Heinrich, von ihnen auf der Burg eingesperrt, noch länger auf derselben geblieben wäre, selbst seine Krone auf dem Spiel

gestanden seyn. Anstatt, wie sie geglaubt hatten, schon am Ziel ihrer Wünsche angelangt zu seyn, mußte deren Erfüllung jetzt erst durch einen blutigen Krieg, dessen Ausgang bei dem so wandelbaren Kriegsglück nicht voraus zu berechnen war, mühsam erkämpft werden. — Desto glücklicher waren sie aber dafür in ihren Unterhandlungen mit den Fürsten. Es gelang ihnen, die meisten derselben, besonders den Erzbischof von Mainz, Rudolph von Schwaben und den entsetzten Herzog Berthold, nebst noch mehrern andern minder mächtigen Bischöfen und Fürsten ganz in ihr Interesse zu ziehen. Auch mit den Thüringern schlossen sie ein Bündniß, das um so leichter zu Stande kam, da die Thüringer noch voll Zorn gegen den König waren, weil er den Zehentstreit, freilich ohne Recht und Gerechtigkeit, zum Vortheil des habsüchtigen Erzbischofes von Mainz entschieden hatte. Als beinahe zu derselben Zeit, um die Thüringer in der Treue zu befestigen, auch Abgeordnete des Königs anlangten, wurden sie gar nicht gehört, sogleich wieder aus dem Lande gejagt, und würden, hätten sie sich nicht durch schleunige Flucht gerettet, die gröbsten Mißhandlungen erfahren haben *). —

---

*) Auch zu den Luitizen, wie erzählt wird, soll Heinrich Abgeordnete gesandt, und durch das Anerbieten großer Geldsummen sie zu einem feindlichen Einfall in Sachsen ermuntert haben. Die Sachsen aber, heißt es weiter, hätten bei Zeiten Kunde davon erhalten, und den Luitizen, wenn sie ruhig bleiben wollten, noch weit größere Summen versprochen. Darüber sey nun unter den Luitizen selbst eine Spaltung entstanden. Zwei Partheien hätten sich gebildet, wovon die Eine sich auf die Seite des Königs, die Andere auf die Seite der Sachsen geneigt hätte. Die Folge davon sey ein blutiger, innerer Krieg unter den Luitizen selbst gewesen, der nun glücklicher Weise sie daran verhindert hätte, die in Deutschland herrschende Verwir-

Die Zusammenkunft der oben erwähnten Bischöfe mit den sächsischen Fürsten hatte an dem bestimmten Tage in dem Kloster Corvei statt, führte aber zu keinem andern Resultat, als daß man übereinkam, auf den zwanzigsten Oktober zu Gerstungen einen Reichstag zu halten, auf welchem die versammelten Fürsten über die Klagen der Sachsen und die Vertheidigung des Königes ein Urtheil fällen sollten.

6. So wenig Einsicht und Gewandtheit auch in Geschäften der Erzbischof Siegfried bekanntlich hatte, so war es doch gewiß nicht Unverstand, sondern offenbar Verrätherei, daß er bei der im Kloster Corvei getroffenen Uebereinkunft nicht auch, nach völkerrechtlichem Herkommen, einen Waffenstillstand bedingte. Die Sachsen hatten demnach jetzt mehrere Wochen gewonnen, ihre Kriegsrüstungen, wie die Belagerung der königlichen Burgen, vorzüglich der Harzburg fortzusetzen. Aber sämmtliche Burgen hatten zahlreiche und tapfere Besatzungen. Diese schlugen alle Angriffe und Stürme der Sachsen stets mit großem Verlust des Feindes glücklich zurück; ermüdeten durch unaufhörliche Ausfälle die Belagerer, durch-

---

rung zu ihrem Vortheil zu benutzen. — Alles dieß ist zwar möglich, jedoch nicht sehr wahrscheinlich. Schon wäre es schwer zu bestimmen, woher der König, in seiner damaligen Lage, so große Geldsummen hätte herbei bringen sollen, die er überdieß noch mit ungleich größerm Nutzen in Deutschland selbst verwendet haben würde. Auch ist der Gegenstand, worüber jene Meinungsverschiedenheit entstand, nicht gerade von einer Art, daß darüber so leicht ein blutiger bürgerlicher Krieg unter den Luitizen hätte ausbrechen können; wenn nicht anders diese Nation schon, bevor noch die königlichen und sächsischen Abgeordneten bei ihnen angekommen seyn konnten, wieder in einen innern Krieg unter sich verwickelt gewesen war.

brachen nicht selten deren Linien, verheerten dann die ganze umliegende Gegend, verbrannten die Dörfer, erschlugen die Einwohner, machten große Beute und trieben oft ganze Viehheerden auf ihre Burgen hinauf. Nur mittelst Bestechung gelang es den Sachsen, sich hie und da einer königlichen Burg zu bemächtigen. Auf diesem Schleichwege suchten sie auch die Harzburg zu gewinnen. Aber die brave Besatzung widerstand allen Lockungen, ließ sich weder durch Geld noch Versprechungen zur Treulosigkeit verführen; machte aber desto öftere Ausfälle, häufte Schmach auf Schmach auf die Belagerer, und machte die Gegend von Goslar so unsicher, daß kein Kaufmann es mehr wagte, dahin zu kommen, und Handel und Wandel in gänzlichen Verfall geriethen. Dieß zwang die Sachsen, mit dem Befehlshaber der Harzburg einen Waffenstillstand zu schließen. Als nun einige von der Besatzung in persönlichen Angelegenheiten nach Goslar kamen und, nachdem sie dort tapfer gezecht hatten, endlich vom Wein berauscht, von den Sachsen mit Verachtung sprachen, auch ihnen den Vorwurf machten, daß sie nicht wie tapfere Männer in offenem Kriege bestanden, sondern gleich feigen Verräthern sich gegen ihren König empört hätten, entstand ein Auflauf in der Stadt, und Heinrichs Krieger, von der Menge überwältiget, wurden nach tapferm Widerstand sämmtlich erschlagen und ihre Leichen vor das Thor geworfen. Als die auf der Harzburg dieß erfuhren, sannen sie auf schleunige Rache. Sie wendeten sich diesfalls an den Burgvogt von Goslar, der mit Treue dem König anhing, aber aus Furcht vor den Sachsen seine Gesinnungen nicht kund geben durfte. Dieser bestach den Hirten der Stadt, daß er die Heerde weiter als gewöhnlich gegen die Burg hin trieb. Alsogleich sprengten Ritter von der Burg herab, bemächtigten sich der ganzen Heerde, und

trieben sie ganz langsam zu der Burg hin. Sobald dieß in der Stadt ruchbar ward, griffen in aller Eile sämmtliche Einwohner zu den Waffen. Auf ihre große Anzahl sich verlassend, stürzten sie sich in der größten Unordnung zu dem Thore hinaus, blos darauf bedacht, den Feind zu ereilen, bevor er noch mit seiner Beute die Burg würde erreicht haben. Aber ein Theil der Harzburger Besatzung hatte sich, im nahen Wald versteckt, in einen Hinterhalt gelegt. Als man nun durch verstellte Flucht die Goslaer bis an diesen Ort gelockt hatte, wendeten sich die scheinbar Fliehenden plötzlich wieder um und griffen mit gewohnter Unerschrockenheit die Sachsen an. Zu gleicher Zeit brach jetzt auch die im Walde verborgene Schaar aus ihrem Hinterhalt hervor, fiel die ohne alle Ordnung in kleine Haufen zertheilten Sachsen von der Seite und im Rücken an, erschlugen eine Menge derselben, und ließen vom Morden nicht eher ab, als bis Müdigkeit sie dazu zwang und sie für jeden ihrer erschlagenen Kameraden wenigstens hundert Goslaer niedergemetzelt hatten. Ruhig zogen sie sodann mit ihrer reichen Beute wieder auf ihre Burg hinauf. Der zum Besten beider Theile geschlossene Waffenstillstand war jetzt gebrochen, und der alte Jammer begann nun in der ganzen umliegenden Gegend wieder auf das neue. —

7. Als indessen der zu einer Versammlung der Fürsten in Gerstungen bestimmte Tag heran gekommen war, erschienen an demselben sämmtliche sächsische Fürsten, jedoch mit einer, einem Heere vollkommen ähnlichen Begleitung von vierzehn tausend Bewaffneten. Von Seiten des Königes erschienen die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und von Bamberg, der Herzog Gotfried von Lo-

tharingen *), und endlich auch Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen. Von allen diesen waren nur Gotfried von Lotharingen und der Bischof von Bamberg dem Könige wahrhaft treu und ergeben, alle übrigen aber geheime, mit den Sachsen längst schon einverstandene Feinde Heinrichs. Natürlicher Weise nahmen die Sachsen zuerst das Wort. Sie baten, man möchte sie nicht nach dem, was sie unternommen, sondern nach dem, was sie dazu gezwungen hätte, beurtheilen. Als sie nun aufgefodert wurden, ohne Furcht ganz frei zu sprechen, ergoßen sie sich in einen Strom der furchtbarsten Beschuldigungen gegen den König. Keine der handgreiflichsten Lügen, keine der schändlichsten Verläumdungen, deren wir an andern Orten schon erwähnt, ward vergessen, und jetzt unter den grellsten, schauderhaftesten Farben auf das neue wieder aufgetischt **). Ihre Rede war eben so heftig als lang; denn bis ihr leidenschaftlicher Haß sich völlig erschöpft hatte, bedurfte es einer geraumen Zeit. Aber was erwiederten nun die abgeordneten fürstlichen und bischöflichen Sachwalter des Königs? Ohne nur eine einzige Anklage zu prüfen, ohne einen Beweis von den Klägern zu fodern, ohne

---

*) Auch Gozelo genannt, Sohn des, dem Leser längst schon bekannten Gotfriedes des Bärtigen. Ein trefflicher Fürst, edel, weise, tapfer, wahrhaft Vater seiner Unterthanen, und eben weil er alles dieses war, hielt er schon damals zu dem König, und ward nachher, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, einer der eifrigsten und standhaftesten Anhänger Heinrichs.

**) Gewiß kam jetzt auch jenes fingerlange Götzenbild wieder zur Sprache, welches Heinrich, wie der sächsische Chronist uns schon belehrt hat, aus Aegypten hatte kommen lassen, und von dem er jede Antwort auf eine ihm vorgelegte Frage stets durch einen Mord oder Ehebruch erkaufen mußte!!

den König gehört zu haben, erklärten sie: die Empörung der Sachsen sey gerecht, und man könne ihnen keinen andern Vorwurf machen, als den, nicht längst schon die Waffen gegen den König ergriffen zu haben. Die Verräther hatten demnach jetzt sich entlarvt, scheueten sich daher auch nicht mehr, mit den Sachsen gemeinsame Sache zu machen; und so ward nun der unerhört freche Beschluß gefaßt, den König des Thrones zu entsetzen und einen andern, des Regiments kundigen Fürsten zum Könige zu wählen. Vom Entschlusse wollte man sogleich zur That übergehen, und Rudolph von Schwaben jetzt schon als König begrüßen. Zwar blendete der Schimmer einer ihm angetragenen Krone nicht wenig den Herzog von Schwaben, aber demungeachtet war er klug genug zu erklären, daß er das Reich nur dann übernehmen werde, wenn sämmtliche Fürsten Deutschlands durch einen förmlichen Reichsbeschluß ihre Zustimmung dazu würden gegeben haben. Diese Erklärung setzte die ganze versammelte verrätherische Schaar, wie es schien, in einige Verlegenheit. Man kam also überein — o, der unaustilgbaren Schande! — den gefaßten Beschluß für jetzt noch zu verheimlichen, jedoch, um den König recht sicher zu machen, ihm zu sagen: die versammelten Fürsten hätten entschieden, daß die Sachsen gehalten seyn sollten, dem Könige wegen dessen, was sie unternommen, hinreichende Genugthuung zu leisten, der König aber ihnen Verzeihung wegen des Geschehenen und Abstellung aller gegründeten Beschwerden eidlich zu versprechen. Dieß alles sollte zu Köln geschehen, wo der König das Weihnachtsfest feiern würde. Das Nämliche sollte auch einstweilen öffentlich bekannt gemacht werden. Uebrigens verpflichteten sie sich gegenseitig, diese Frist zu benutzen, um auch die übrigen Fürsten Deutschlands im Geheim zu bearbeiten und für ihr Vorhaben zu

gewinnen. So ward also der König gerade von denen, welchen er die Führung seiner Sache anvertraut hatte, auf das schändlichste verrathen, betrogen und belogen, und an der Spitze dieses Complottes stand zudem noch jener, mit dem Könige zweifach verschwägerte Herzog Rudolph, dem Heinrichs Mutter nicht nur den frevelhaften Raub ihrer Tochter großmüthig verziehen, sondern auch noch das Herzogthum Schwaben sammt der Statthalterschaft von Burgund übertragen, mithin ihn aus dem Staube erhoben, und den bis dahin ganz unbedeutenden schwäbischen Grafen zum mächtigsten und angesehensten Fürsten des Reiches gemacht hatte.

8. Während der Conferenzen in Gerstungen befand sich der König in Würzburg. Dahin begaben sich nun auch seine Abgeordneten und sagten ihm, was sie öffentlich zu sagen mit einander übereingekommen waren. Freudig genehmigte Heinrich Alles, was, wie er wähnte, die Fürsten beschlossen hatten. Gern hätten diese es gesehen, wenn der König bis zum Weihnachtsfeste in den Rheingegenden geblieben wäre; die Ausführung ihres Vorhabens würde dadurch nicht wenig erleichtert worden seyn. Aber die Heuchler verriethen sich selbst. Mehrere der rheinischen Fürsten gaben dem Könige sichtbare Merkmale ihrer Abneigung, worauf der König, von seinem guten Genius gewarnt, nach Regensburg ging. Aber dieß setzte die verschwornen Fürsten in eine neue, nur noch größere Verlegenheit. Sie wußten, daß der König auf das brave, treue bayerische Volk sich verlassen könne, eben so auch auf den Herzog Welf, dem Heinrich erst unlängst das Herzogthum Bayern gegeben und der daher vieles, ja wohl Alles ihm zu verdanken hatte. Die Ausführung ihres Vorhabens ward dadurch, wo nicht völlig unmöglich, doch

ganz ungemein erschwert. Diesem mußte vorgebeugt werden, und von dem Strom ihrer Leidenschaften schon zu weit fortgerissen, nahmen sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, das uns zu einem schlagenden Beweis dienen kann von dem tief gesunkenen, verworfenen, völlig leeren und erloschenen Charakter der damaligen deutschen hohen Aristokratie. Als nämlich der König auf seiner Reise nach Bayern in Nürnberg angekommen war und dort einige Tage weilte, trat plötzlich ein gewisser Regenger auf und sagte öffentlich vor den Fürsten, welche den König dahin begleitet hatten: Heinrich hätte ihn und noch mehrere andere durch Geschenke, Bitten und Versprechungen zu bewegen gesucht, über die in Würzburg versammelten Fürsten, namentlich über Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen, herzufallen, sie zu ermorden und durch Hinwegräumung der Häupter der gegen ihn feindlich gesinnten Parthei, sich selbst und dem Reiche Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Regenger nannte nun auch die, welche denselben Mordantrag erhalten haben sollten. Diese hätten es auch wirklich übernommen, den Frevel zu vollziehen; nur er allein habe sich bemühet, den König von einem so greuelvollen Vorhaben zurückzuhalten, sey aber dadurch in Ungnade gefallen, schmachvoll aus dem Palaste gejagt worden und habe nur durch schleunige Flucht sein Leben noch retten können. Regenger erklärte, daß er bereit sey, die Wahrheit seiner Aussage durch ein Gottesgericht im Zweikampfe zu erweisen. Rudolph und Berthold stellten sich, als wenn der Schrecken über die Abscheulichkeit eines solchen Mordplanes sie aller ihrer Sinne beraube. Regenger, sagten sie, ist ein achtungswerther Mann, besaß das Zutrauen des Königs, hat lange in dem Palaste gelebt, und muß daher mit allen Geheimnissen des Kabinettes bekannt seyn.

Ohne alle weitere Prüfung und Untersuchung ließen sie also dem Könige sagen: da er seinen Eid zuerst gebrochen und Fürsten gerade in dem Augenblicke, wo sie für sein Wohl (?) gearbeitet und unterhandelt hätten, habe ermorden lassen wollen, so seyen sie jetzt ebenfalls ihres Eides entbunden, und würde er sich nicht von der auf ihm lastenden Anklage sogleich reinigen, so würde er auch für die Zukunft von ihnen weder Treue, noch Gehorsam, noch Hülfe zu erwarten haben. — Die heftigsten und schmerzhaftesten Empfindungen bestürmten Heinrichs Seele, als er diese unwürdige, hinwegwerfende Botschaft erhielt. In dem ihn überwältigten Gefühle seines Schmerzes rief er, zu seinem Gefolge sich wendend, aus: „Herzog Rudolph will mir die Krone rauben. Er ist ungeduldig, noch nicht König zu seyn. Da er keines Verbrechens mich zu beschuldigen im Stande ist, nimmt er zu Verläumdung und lügenhaftem Gewäsche seine Zuflucht. Aber genug sey jetzt des Redens und Lügens. Mit dem Schwerte in der Faust will ich dem Herzoge die Larve von dem Gesichte reißen. Meiner königlichen Würde will ich mich auf einen Augenblick entäußern und durch ein Gottesgericht im Zweikampfe den meineidigen Vasallen seiner Bosheit und Arglist überweisen. Werde ich dann dennoch das Reich verlieren, so soll doch wenigstens die Welt wissen, daß ich es nicht durch meine Schuld verloren, sondern durch Fallstricke treuloser Verräther.“ — In der heftigsten Gemüthsbewegung sprach Heinrich diese Worte. Sobald jedoch die erste Aufwallung gedämpft war, drängte die Erinnerung an die Majestät seines Namens den Sturm seiner Empfindungen wieder in die nöthigen Schranken zurück; denn als jetzt der edle und treue Ritter Ulrich von Kostheim hervortrat und den König bat, nichts zu thun, was unter der königlichen Würde

sey, sich selbst aber erbot, den Zweikampf in einem Gottesgericht zu bestehen, und für des Königs wie für seine eigene Unschuld *) mit Regenger, oder wer es seyn möchte, zu kämpfen, genehmigte nun Heinrich sogleich diesen edlen Entschluß. Ulrich begab sich hierauf zu dem Herzog Rudolph, und machte ihm die Anzeige, daß er bereit sey, auf jede Art, welche der Herzog verlange, zu beweisen, daß Regengers Aussage eine Lüge sey. Diese Anzeige war dem Herzog nichts weniger als willkommen. Er wollte weder seine Zustimmung dazu geben, noch auch es wagen, dieselbe geradezu zu verweigern. Seine Antwort war also: er müsse erst mit den übrigen Fürsten sich darüber berathen. — Begleitet von dem Herzog Welf und den Bischöfen Gebhard von Salzburg und Otto von Regensburg, welche sämmtlich dem Könige bis nach Nürnberg entgegen gekommen waren, ging nun Heinrich nach Regensburg.

9. Als die Sachsen hörten, was in Nürnberg vorgefallen war, sandten sie Boten über Boten an die südlichen deutschen Fürsten. Jetzt, sagten sie, sey der Augenblick gekommen, rasch zu vollenden, was sie so glücklich begonnen hätten. Sie möchten also entweder ihnen Vollmacht schicken, einen neuen König zu wählen, oder zur gemeinsamen Wahl desselben unverzüglich einen allgemeinen Reichstag ausschreiben. Auf diese Botschaft berief der Erzbischof Siegfried von Mainz sogleich alle Fürsten Deutschlands nach Mainz, um den Herzog Rudolph zum Könige wählen zu lassen. Um diese Wahl zu verhindern,

---

*) Ulrich von Kostheim war einer von jenen, welche Regenger als Mitwissende des Mordanschlages bezeichnet hatte.

glaubte Heinrich sich dem Rheine nähern zu müssen. Mit einem nicht sehr zahlreichen, aber wohl bewaffneten Gefolge brach er demnach von Regensburg auf. Unter Weges fand er nichts als feindliche Gesichter und Gesinnungen. Einige Fürsten verlegten ihm sogar den Weg. Die kleinen Landstädte schloßen ihm ihre Thore. Selbst die Sicherheit seiner Person war gefährdet. Auf Umwegen und unter den größten Besorgnissen, und kaum den Nachstellungen seiner Feinde entgehend, kam er endlich in Ladenburg am Neckar, einer alten königlichen Pfalz an. Hier ward er von einer tödtlichen Krankheit befallen. Schon jubelten jetzt seine Feinde; der nahe Tod Heinrichs schien ihnen außer allem Zweifel, und in wenigen Tagen hofften sie, über dem Grabe des von ihnen nach und nach langsam ermordeten Königes ihren gottlosen Triumph zu feiern. Aber Heinrichs starke Natur und seine noch nicht geschwächten jugendlichen Kräfte widerstanden dem Uebel. Er genaß und setzte unverzüglich seine Reise weiter fort. Der Bischof von Worms hatte ebenfalls alle seine Dienstleute aufgeboten, um dem König den Weg nach Worms zu sperren. Aber dagegen erhob sich die zahlreiche, brave Bürgerschaft. Ein Theil derselben griff zu den Waffen, schlug des Bischofes Lehn- und Dienstleute in die Flucht, zerstreute sie völlig, und würden selbst den Bischof in Fesseln dem König geschickt haben, wäre es ihm nicht gelungen, durch schleunige Flucht sich zu retten. Dieser Bischof hieß Adalbero, war ein Bruder des Herzogs von Schwaben, in frühern Zeiten Mönch in St. Gallen, und hatte unter der Vormundschaft das Bisthum Worms erhalten. Es war ein wahrhaft sehenswerther Mann; er hatte einen riesenartigen Knochenbau, war aber an einem Fuß völlig lahm, dabei ein ganz ungemein starker Esser, daher so ungeheuer dickbauchig, daß jeder,

der ihn sah, in Staunen und Schrecken gerieth, und gerne sogleich wieder hätte fortlaufen mögen *).

10. Was Heinrich bisher in seinem ganzen Leben unter den Großen seines Reiches noch nicht gesehen, nämlich edler Biedersinn, Treue, Aufrichtigkeit und Ergebenheit, kamen ihm jetzt, als er nach Worms zog, freundlich umarmend entgegen. Sehnlichst hatte die ganze Bevölkerung der alten, volkreichen, durch blühenden Handel ungemein wohlhabenden Stadt Worms ihren König erwartet. Als Heinrich sich näherte, zogen sämmtliche waffenfähige Männer, wohl gerüstet, in ihrem vollen Waffenschmuck, mit größter Ordnung und in endlosen Reihen ihm entgegen, damit er die Menge, ihre Rüstung und kriegerische Jugend sehen und daraus schließen könne, was er jetzt, obgleich von allen seinen Vasallen verrathen und verlassen, von der Treue und Ergebenheit der Wormser Bürger zu hoffen und zu erwarten hätte. Große Summen Geldes, wozu ein jeder nach seinem Vermögen beigetragen hatte, legten sie zur Fortsetzung des Krieges zu seinen Füßen, und schwuren ihm einen Eid, daß sie bis auf ihren letzten Blutstropfen für ihn gegen seine Feinde zu kämpfen bereit wären. Zugleich ward er versichert, daß dieselben Gesinnungen auch die Bürgerschaft in den

---

*) Arnolfus Wormaciae episcopus, vir pontificalis modestiae et sanctitatis migravit ad Dominum, successitque ei Adalbero monachus ex monasterio Sancti Galli, frater Rudolphi ducis, uno pede omnino debilis, vir per *omnia dignus spectaculo*. Erat enim fortitudinis magnae, edacitatis nimiae, crassitudinis tantae, quae aspicientibus horrorem magis incuteret quam admirationem. Nec ita Centimanus gygas, aud *aliud antiquitatis monstrum*, si ab inferis emergeret, stupentis populi oculos in se atque ora converteret. (*Lamb.* ad. **1065**.)

andern großen rheinischen und donauischen Städten beseelten. — Tief gerührt ward Heinrich bei diesen vielen Beweisen von Treue und edlem Bürgersinn. Viel leichter war es ihm jetzt, viel freier fühlte er sich in der Mitte seiner braven und redlichen Worm=ser, als in dem engen Kreise seiner lauernden, treulosen, verrätherischen Vasallen. Nach Worms beschloß er also sein Hoflager auf immer zu verlegen. Die Stadt hatte Wälle, hohe Mauern und Thürme, und des kriegerischen Rüstzeuges im Ueberfluß. Bei Fortsetzung des Krieges konnte sie ihm im Falle eines unglücklichen Ereignisses zu einem festen und sichern Zufluchtsort dienen *).

---

*) Nicht unbemerkt darf es gelassen werden, daß wir durch dieses edle Benehmen der Einwohner Worms zum erstenmale erfahren, daß auch der Bürgerstand damals das Waffenrecht ausübte, was bisher blos ein Vorzug der freien Landeigenthümer, der Ritter und Dienstleute war. — Da jedoch die Kaufleute ihre Waaren selbst verführten und abholten, und man in jenen Zeiten kaum noch die ersten Elemente einer thätigen, volle Sicherheit gewährenden Landespolizei kannte, mithin den Kaufleuten zum Versenden wie zum Abholen ihrer Waaren eine bewaffnete Bedeckung nothwendig war, und eben dadurch der erste Grund zu einer Art städtischer Kriegsverfassung gelegt ward, so hatte auch schon in weit frühern Zeiten der Bür=gerstand das Recht, Waffen zu führen. Diese durf=ten aber nur gemeine, und keine ritterlichen Waffen seyn. Das erste Beispiel, daß Bürger sich auch im Schmucke ritterlicher Waffen zeigten, gibt uns jetzt die Stadt Worms, wie auch, daß dieses Recht nun zum erstenmale von einem Könige, nämlich von Hein=rich IV., anerkannt und bestätiget ward. — Ueber=haupt ist dieses Benehmen der in jener Zeit so volk=reichen und gewerbsfleißigen Stadt Worms ein kräf=tiges Zeugniß gegen die damaligen Fürsten, und eine nicht minder große Rechtfertigung des Königes selbst. Auch hat Heinrich seinen Dank den braven Bürgern

dieser Stadt nicht unbezeugt gelassen. In einer feierlichen, unter dem achtzehnten Jänner des Jahres Ein Tausend und vier und siebenzig ausgefertigten Urkunde lobt der König öffentlich vor den Augen ganz Deutschlands die biedern Wormser Bürger, sagt, daß in Zeiten des Verrathes und mit ihrer eigenen Gefahr ihm dennoch ihre Treue bewährt hätten, erklärte sie für die würdigsten von allen und ertheilt ihnen, zum Beweise seiner Anerkennung und Dankbarkeit, die Zollfreiheit in sechs königlichen Städten, nämlich in Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern, und zwar für ewige Zeiten.

11. Die Ankunft des Königes in der Nähe von Mainz zerstörte jetzt den ganzen Plan der Verschwornen. Als sowohl die schon in Mainz versammelten, als noch dahin eilenden Fürsten hörten, welchen glänzenden Empfang die Einwohner Worms dem König bereitet, und welche große Beweise von Ergebenheit sie ihm gegeben hatten, entfiel ihnen auf einmal wieder ihr bisheriger Muth. Die, welche noch unter Weges waren, kehrten sogleich wieder um und gingen eiligst nach Hause, und von den in Mainz schon Anwesenden schlichen sich die meisten wieder heimlich fort. Leider wußte der erst vier und zwanzigjährige König diese ihm so günstige Wendung der Dinge nicht gehörig zu benutzen. Gefesselt von gewissen, mit der Muttermilch eingesaugten Vorurtheilen, glaubte Heinrich noch immer, die hohe Aristocratie sey die Nation und das Reich, dessen einzigen Stützen die Fürsten wären, mit welchen er nun um jeden Preis sich auszusöhnen suchen müßte. Wahrhaft bittend berief er also dieselben zu sich nach Oppenheim, einer zwischen Worms und Mainz, in gleicher Entfernung von beiden Städten, damals sehr ansehnlichen Stadt. Hier demüthigte er sich vor denselben, flehete zu ihnen, sie möchten doch

einmal die Verirrungen seiner jugendlichen Jahre vergessen. Reifer an Verstand und reicher an Erfahrung, werde er, was er damals gefehlt, zu verbessern suchen, nichts unternehmen, was nicht zu des Reiches Ehre und Wohlfahrt gereiche. Er bat sie, eingedenk zu seyn des unter den Augen Gottes ihm geleisteten Eides, daher ihn jetzt nicht zu verlassen, vielmehr in der ihm geschwornen Treue standhaft zu beharren. — Nichts ist so verächtlich, als ein König, der sich fürchtet; noch verächtlicher, wenn er gar durch Bitten und Flehen seine Furcht zu erkennen gibt. — Trotzig, roh und grob war demnach auch die Antwort der anwesenden Fürsten: Wie, sagten sie, könne er von ihnen eine Treue fodern, die er selbst ihnen bisher nicht gehalten. Noch unlängst habe er in Würzburg Mordplane gegen Fürsten geschmiedet, die, für sein Wohl ängstlich besorgt, gerade für sein Bestes unterhandelt hätten*).

---

*) O, der schändlichen Heuchler! Das Resultat ihrer, wie sie jetzt abermals schamlos lügten, zum Besten des Königes gepflogenen Unterhandlungen war, wie wir so eben gesehen, ihr in Gerstungen gefaßter Beschluß, den König auf einem, an dem nächstkommenden Weihnachtsfest nach Köln zusammen zu berufenden Reichstage des Thrones zu entsetzen, jedoch bis dahin, um in der Zwischenzeit noch einige Fürsten zu ihrem Complotte herüber zu ziehen, einstweilen den König und die Welt zu täuschen, zu belügen, und durch ihr Lügenwerk Heinrich in einer falschen Sicherheit einzuschläfern. — Es geht wahrhaftig über alle Begriffe, wie versunken, verdorben und verfault Deutschlands hoher Adel damals gewesen seyn mußte. Das ganze Bestreben der Fürsten ging blos dahin, das Reich unter sich und für sich zu zerreißen und aufzufressen. Auch das Niederträchtigste, sobald es nur zu ihrem Zwecke führte, ward von ihnen nicht verschmähet, und mit Ausnahme des Herzogs Gozelo oder Gotfrieds von Niederlotharingen und des sanf-

Fühle er sich von dieser Beschuldigung frei, so möge er zugeben, daß Ulrich von Kostheim mit Regenger kämpfe. Würde der letztere Sieger seyn, so hätte er nie mehr Treue und Gehorsam von ihnen zu erwarten; sollte aber im Gegentheil derselbe unterliegen, so würden sie ohne weitern Widerspruch ihm wieder gehorchen und zur vorigen Treue zurückkehren. „Aber," fiel jetzt Heinrich ein, „dieß ist es ja gerade, was der Herzog Rudolph bisher zu verhindern suchte." Alsogleich ward nun von dem König der vierzehnte Jänner des folgenden Jahres 1074 zum Tage bestimmt, an welchem der Zweikampf auf einer nahe bei Mainz in dem Rhein gelegenen Insel Statt haben sollte, und die Fürsten, an ihr in unbesonnener Hitze ihnen entfahrnes Wort gebunden, wagten keine weitere Einwendung mehr dagegen zu machen, worauf der König wieder nach Worms zurückkehrte. — Der Zweikampf hatte jedoch nicht Statt; denn als der dazu bestimmte Tag herannahete, ward Regenger plötzlich wahnsinnig. Wie von einem bösen Geiste besessen, fing er an zu rasen und zu toben, wüthete endlich gegen sich selbst, und starb in der Raserei eines schauervollen Todes.

12. Die ganze christliche Welt betrachtete Regengers schreckliches Ende als ein nicht mehr zu bezweifelndes, klar und unumwunden ausgesprochenes

---

ten und gemäßigten Markgrafen Dedo von der Niederlausitz, gab es unter der ganzen hohen Aristocratie jener Zeit vielleicht auch nicht ein einziges Glied, welches würdig gewesen wäre, in Worms oder einer andern der großen deutschen Städte als Bürger in irgend einer Gilde aufgenommen zu werden. Und von solchem fürstlichen Gesindel hatte Heinrich IV. das Unglück gehabt, sich von seiner frühesten Jugend an unaufhörlich umgeben, umlagert, belauert, angefeindet, betrogen und verrathen zu sehen.

Gottesurtheil; und rein von jeder Beschuldigung, und vollkommen gerechtfertiget, stand jetzt Heinrich in den Augen der Nation wieder da. Aber demungeachtet veränderte dieß nicht die feindlichen Gesinnungen und verrätherischen Absichten der verschwornen Fürsten; und als am Weihnachtsfeste einige Fürsten, theils geistliche, theils weltliche, blos um den Schein der Treulosigkeit zu vermeiden, nach Worms kamen, um den König herkömmlicher Weise zu begrüßen, erschienen sie ohne kriegerisches Gefolge, ohne alles Gepränge und mit leeren Händen. Immer höher stieg jetzt die Noth des Königes. Ihn schreckten die beunruhigendsten Gerüchte von dem Abfalle mehrerer Fürsten, auf derenTreue er noch einigermaßen gezählt hatte. Selbst der Herzog Welf von Bayern befand sich unter denselben, und Sorgen jeder Art, selbst seine häuslichen Verhältnisse betreffend, drückten immer schwerer den verlassenen und verrathenen Monarchen. Der Winter war ungewöhnlich streng. Alle Seen, Ströme und kleineren Flüsse waren zugefroren, und der mehrere Fuß hoch gefallene und nun in eine Eismasse verwandelte Schnee bedeckte alles flache Land. Heinrich hatte gehofft, daß die ungewöhnliche Härte des Winters die Sachsen zwingen würde, auf einige Zeit von der Belagerung seiner Burgen abzustehen. Aber auch in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Die Sachsen und Thüringer setzten die Belagerung fort, und als jetzt die tapfere Besatzung der unbezwingbaren festen Assenburg diese aus völligem Mangel an Lebensmitteln übergeben mußte, rückten die Feinde sogleich vor die bisher noch nicht belagerte Burg Volkerrode. Schmerzlich ward Heinrich bei der Nachricht davon ergriffen; denn seine schwangere Gemahlin, die edle Bertha, befand sich in Volkerrode. Sie war ihrer Entbindung sehr nahe. Um sie den Schrecken und Gefahren einer Belagerung so schleunig

als möglich zu entziehen, sandte Heinrich eiligst den Abt von Hersfeld zu den Thüringern mit der Bitte, die Königin aus der Burg zu entlassen. Als Lösegeld für die Königin hätten die Thüringer die Uebergabe der Burg fodern können. Aber noch war nicht jeder Funke von Edelmuth in dem Herzen aller sächsischen Fürsten erloschen, und verschiedene befanden sich unter denselben, die blos gezwungen, und aus Furcht, ihre Besitzungen zu verlieren, sich dem großen Bund der Sachsen gegen den König angeschlossen hatten. Heinrichs Gemahlin ward also gestattet, die Burg zu verlassen. Sie begab sich mit dem Abte nach dessen Kloster, das ihr jetzt allein noch einen sichern Aufenthalt gewährte. Bald darauf, nämlich am zwölften Februar, gebar sie hier ihren zweiten Sohn, der schon am dritten Tag nach seiner Geburt getauft und, weil weder ein Bischof noch ein Fürst gegenwärtig war, von einigen unbekannten, schlichten Mönchen des Klosters aus der Taufe gehoben ward. Bei dieser heiligen Handlung erhielt der Neugeborne den Namen Konrad.

13. Düsterer wurden indessen mit jedem Tage die Aussichten wie die Lage des Königes. Für seine Person fand er sich zwar in Worms vollkommen sicher, auch war die Anhänglichkeit der treuen Wormser Bürger ein lindernder Balsam für sein verwundetes Herz; aber eben daher nur desto demüthigender für ihn die ungemeine Einschränkung, in welcher er seit mehreren Wochen leben, und beinahe Alles, was man bei einem Monarchen gewöhnlich für unentbehrlich hält, entbehren mußte. Von allen königlichen Gefällen ging durchaus nichts mehr ein. Bischöfe und Aebte lieferten ebenfalls nicht, was sie zu liefern schuldig waren, und nur mit vieler Anstrengung konnte täglich das Allernothwendigste herbeigeschafft

werden. Aus diesen traurigen, sich immer mehr verwirrenden Verhältnissen glaubte Heinrich, obgleich mit Unrecht, blos durch eine vollkommene Aussöhnung mit den Sachsen sich wieder herauswinden zu können. Er machte also einen neuen Versuch, mit denselben in Unterhandlungen zu treten. Den Auftrag dazu gab er wieder den Erzbischöfen von Mainz und Köln, jedoch gewiß mit schwerem Herzen; denn von der Unzuverläßigkeit und Zweideutigkeit der beiden Prälaten war Heinrich längst schon überzeugt; aber leider hatte er keinen andern Mann, der entweder seines Zutrauens würdiger gewesen wäre, oder bei den Sachsen eine so gute Aufnahme, wie jene, gefunden haben würde. — Die Zusammenkunft der beiden Erzbischöfe mit den sächsischen Fürsten hatte wieder in dem Kloster Corvei statt. Aber der Geist, in welchem beide Theile unterhandelten, war eben so boshaft und für den König eben so verderblich, wie jener, der die Berathungen in Gerstungen geleitet hatte. Nach einigem Hin- und Herreden ward nämlich beschlossen, daß im Anfange kommenden Monates Februar in Frizlar ein allgemeiner Reichstag gehalten, und auf demselben, nach gepflogener Berathung mit sämmtlichen Fürsten, dem Reiche ein Oberhaupt gesetzt werden sollte, welches Allen gefiele *). Mit andern Worten hieß dieß offenbar, daß im nächsten Monate König Heinrich auf die Seite geworfen und Herzog Rudolph zum Könige sollte gewählt werden. Endlich ward dieser saubere Beschluß dem Könige auch noch mit der Bemerkung mitgetheilt, „daß er, wenn er es seinem

---

*) — — Unanimi consensu statuerunt, ut proxima hebdomada post purificationem Sanctae Mariae Frieslar convenirent, ibique communicato cum caeteris regni principibus consilio, periclanti Reipublicae *Rectorem, qui omnibus placuisset*, constituerent.

Interesse angemessen hielt, ebenfalls in Frizlar erscheinen könnte, wo es ihm aber auf die gegen ihn erhobenen Anklagen und Beschuldigungen nicht mehr durch Briefe und Abgeordneten zu antworten gestattet werden würde, er daher in eigener Person und mündlich sich vertheidigen müsse." Jetzt war die Geduld des Königes erschöpft. Ueberzeugt, daß seine Nachgiebigkeit der Vermessenheit seiner Feinde nur immer noch einen höhern Schwung gäbe, ließ an alle Fürsten des Reiches die dringendste Auffoderung ergehen, unverzüglich mit ihrer sämmtlichen Mannschaft zu ihm zu stoßen. Auf diese Auffoderung stellten sich wirklich mehrere Bischöfe sogleich ein, aber ohne ihre Dienstmannen mitzubringen. Jeder kam ganz allein, und blos in der Absicht, dem Könige einen guten Rath zu geben, dessen er nicht bedurfte, und der ihm auch jetzt nichts mehr nutzen konnte. Was aber die Häupter der Verschwörung betraf, so traten diese nun ohne Scheu und Schaam ganz frech hervor, und die Herzoge von Bayern, Schwaben, Oberlotharingen und Kärnthen, wie auch die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln, der Bischof von Straßburg mit dem aus Worms vertriebenen lahmen Adalbero erklärten dem Könige ganz unumwunden, daß sie nie gegen die Sachsen fechten würden. Dieselben vertheidigten ja eine gerechte Sache, und was sie allenfalls Unerlaubtes unternommen haben könnten, dafür müsse die harte Noth, wodurch sie dazu gezwungen worden, ihnen zur Entschuldigung dienen.

14. Aber gerade die Größe der Gefahr, in welcher der König jetzt schwebte, erhöhete seinen Muth, und entschlossen, lieber mit dem Schwerte in der Faust zu fallen, als noch länger ein Spiel seiner Feinde zu seyn, raffte er so viel Mannschaft zusammen, als er konnte, brach trotz der Strenge des Winters

mit seinem kleinen, jedoch nach der geringsten Schätzung aus sechs tausend Mann bestehenden Heere von Worms auf, und zog in Eilmärschen nach der thüringischen Grenze. Aber auch die sächsischen Fürsten hatten bei der ersten Nachricht von dem Aufbruch des Königes von Worms ihr Heer zusammengezogen, einen Theil desselben vor den königlichen Burgen zurückgelassen, und den andern, um dem Könige den Hauptpaß nach Thüringen zu sperren, an der Werra aufgestellt. Das sächsische Heer war dem königlichen weit überlegen; es war wenigstens zehnmal stärker als dasselbe; denn nach Bruno's Angabe zählte es sechszig tausend Mann. Heinrich rückte so nahe heran, daß er das sächsische Lager überschauen konnte. Die ganz unverhältnißmäßige Mehrzahl der feindlichen Streitkräfte bewog ihn zu einem neuen Versuch, mit den Sachsen ein gütliches Auskommen zu treffen, schickte daher den Abt von Hersfeld in ihr Lager. Heinrich hätte keinen günstigern Zeitpunkt dazu finden können. Verwirrung und Uneinigkeit herrschten seit einiger Zeit unter den Sachsen. Die ganze Empörung gegen die Sachsen war eigentlich blos das Werk der Fürsten. Durch seine Freigebigkeit gegen die Armen und Gebrechlichen, deren er sich oft persönlich annahm, war Heinrich bei dem gemeinen Volke überall sehr beliebt, und blos getäuscht durch die arglistigen Vorspiegelungen ihrer Fürsten, hatten die sächsischen gemeinen Dienstmannen die Waffen gegen den König ergriffen. Nun lagen sie schon sieben Monate im Feld, und doch war nichts entschieden, und das Ende ihrer Mühseligkeiten konnte sich noch lange hinausziehen. Zudem standen ihre östlichen Grenzen den wendischen und slavischen Völkern offen, und nicht wenig bange mußte es ihnen bei dem Gedanken werden, was das Schicksal ihrer zurückgelassenen Weiber, Kinder und Greise werden

würde, wenn die Slaven den gegenwärtigen Augenblick benutzten und, während sie hier gegen ihren König unter den Waffen stünden, plündernd und verheerend in ihr Land einfielen. Gerade an demselben Tage, an welchem die Sachsen das königliche Heer zu Gesicht bekamen, hatten elf tausend Mann von ihnen, weil sie nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen waren, das Lager verlassen, und nach Hause eilend, sich nach allen Seiten zerstreut. Aber dessenungeachtet kam der Abt von Hersfeld unverrichteter Dinge wieder zum Könige zurück. Die sächsischen Fürsten bestanden auf ihren frühern harten Foderungen, fügten denselben sogar noch zwei neue hinzu. Sie begehrten nämlich jetzt auch, daß dem Herzog Otto das Herzogthum Bayern, welches der König, eine künstlich gesponnene Verläumdung mißbrauchend, demselben genommen habe, ihm wieder zurückgegeben werden sollte; und endlich, daß alle, welche in dieser Zeit von dem Könige abgefallen wären und zu ihnen sich gehalten hätten, und zwar namentlich die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln, wie auch der Herzog Rudolph, mit jeglicher Untersuchung und Bestrafung befreit seyn sollten *). Diese Foderungen wurden abermals vom König verworfen. Von Natur aus kriegerisch und stets kampflustig, hätte Heinrich längst schon lieber mit dem Feinde sich geschlagen, als mit demselben unterhandelt. Den Fürsten, die um ihn waren, gab er also den Befehl, Morgen mit ihren Schaaren auszurücken

*) Diese jetzt erst von den Sachsen gesetzte Friedensbedingung war weder für den Herzog und noch viel weniger für die beiden Herren Erzbischöfe sehr schmeichelhaft; denn gerade dadurch ward es jetzt, und zwar selbst aktenmäßig erwiesen, daß sie alle drei, treulos gegen den König, sich eines offenbaren Verraths schuldig gemacht hatten.

und sie in Schlachtordnung zu stellen. Er wolle Heerschau über dieselben halten, und sie dann alsogleich gegen den Feind führen. Man versprach zu thun, wie er befohlen hatte. Aber bei der großen Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte hielten die Fürsten die Schlacht schon verloren, bevor sie noch begonnen hatte, beschlossen daher nicht zu gehorchen. Als nun Heinrich am folgenden Tag auf dem, zur Heerschau bestimmten Platz ankam, fand er auch nicht einen einzigen Mann allda; er wartete lange, und Niemand kam. Voll Verzweiflung über die Feigheit oder Verrätherei seiner Fürsten, und von seinen Vertrauten mit Bitten bestürmt, gab Heinrich, durch die Noth gezwungen, endlich nach, und ertheilte sämmtlichen Herren, geistlichen wie weltlichen Standes, die ihn auf diesem Zuge begleitet hatten, den Auftrag, in das sächsische Lager zu gehen, und in seinem Namen alle Foderungen der Sachsen zu genehmigen.

15. Mit Freude übernahmen die Herren diesen Auftrag, begaben sich in das feindliche Lager und verkündigten den sächsischen Fürsten: der König habe aus Liebe zum Frieden alle ihre Foderungen genehmiget, und ihnen zugleich den Auftrag ertheilt, das Versprechen pünktlicher Erfüllung aller, ihnen gemachten Zusagen, durch einen in die Seele des Königes geschwornen Eid zu bekräftigen. Demungeachtet zeigten die Sachsen noch einiges Mißtrauen und bestanden zuletzt darauf, daß in den Friedensschluß auch noch folgende Bestimmung müßte aufgenommen werden: „Wenn nämlich der König, eingedenk dessen, was die Sachsen gegen ihn unternommen, sich jemals deßwegen an ihnen zu rächen suchen, oder auch nur Etwas von dem, was er versprochen, unerfüllt lassen würde, so sollten die Sachsen berechtiget seyn, sogleich wieder die Waffen zu ergreifen, und den König,

weil alsdann des Meineides schuldig, mit Zustimmung sämmtlicher übrigen Fürsten, aus dem Reiche zu vertreiben." Auch diese, für den König so beleidigende, ihn so sehr demüthigende Klausel ward genehmiget. Als endlich der Friede in aller Form geschlossen war, zog das ganze Heer, wohl geordnet und geschmückt, die saubern Friedensvermittler voran, nach Gerstungen, um den König, weil jetzt mit ihm ausgesöhnt, zu begrüßen. Heinrich empfing sie sehr feierlich, bestätigte mündlich den geschlossenen Frieden, umarmte hierauf die Fürsten, beschenkte sehr reichlich jene, die den Frieden unterhandelt hatten, entließ hierauf sein kleines Heer, und zog, umgeben von den sächsischen und thüringischen Fürsten, nach Goslar. Da es diesen sehr darum zu thun war, daß alle Bestimmungen des Friedensschlusses auf das schleunigste erfüllt werden möchten, gaben sie schon unter Weges den Schaaren, welche die königlichen Burgen belagerten, den Befehl, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen. Aber Heinrich glaubte seiner Seits nicht so sehr eilen zu müssen. Er gab den Besatzungen in seinen Burgen die Weisung, zuerst sämmtliche darin befindliche Vorräthe aufzuzehren und dann, wenn dieses geschehen, dieselben den Sachsen und Thüringern zu übergeben, jedoch nicht zu deren Besitze, sondern damit sie von Grund aus zerstört würden. Dieser Aufschub weckte sogleich wieder den Argwohn der Sachsen; äußerlich gaben sie zwar ihre Unzufriedenheit nicht zu erkennen; entließen aber auch nicht ihr Heer, sondern hielten alle ihre Krieger sorgfältig beisammen.

16. Der Friede von Gerstungen war blos das Werk der Sachsen. Die Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands hatten sie dabei nicht zu Rath gezogen: ein Umstand, der, wie wir bald sehen

werden, großes Verderben über sie brachte. Dieser Mißgriff der Sachsen schien dem schlauen Heinrich nicht entgangen zu seyn; ihn zu benutzen machte er sogleich einen Versuch. Er stellte nämlich den sächsischen Herren vor, daß man mit der Zerstörung der Burgen sich nicht übereilen dürfe. Es wäre nicht blos eine sächsische, sondern eine allgemeine Reichsangelegenheit. Eine diesfallsige Verhandlung mit sämmtlichen Fürsten des Reichs wäre demnach durchaus nothwendig, daher er auch unverzüglich einen Reichstag zusammen berufen wolle. Die Sachsen nahmen diesen Vorschlag an; drangen aber in den König, daß er die Eröffnung des Reichstages schon auf den 10. März festsetzen möchte. Sie verlangten dieß, weil sie mit der größten Wahrscheinlichkeit hoffen konnten, daß sowohl wegen der noch fortdauernden Strenge des Winters als auch wegen Kürze der Zeit, gar kein Reichstag zu Stande kommen könne. Was vorauszusehen war, geschah nun wirklich. Auch nicht ein einziger der südlichen und westlichen Fürsten befand sich am 10. März in Goslar. Aber dafür erschienen die sächsischen und thüringischen Herren mit einem Gefolge zahlloser Bewaffneten. Bittend und zugleich drohend foderten sie jetzt die augenblickliche Vollziehung des Friedensschlusses. Das sächsische Heer lagerte ausserhalb den Thoren Goslars, und hatte alle Aus- und Zugänge der Stadt besetzt. Demungeachtet blieb Heinrich standhaft bei der Behauptung, daß in Beziehung auf die Burgen die Entscheidung sämmtlicher Fürsten unumgänglich nothwendig sey. Einige Tage ward hin- und hergestritten. Als aber eines Morgens dem König plötzlich gemeldet ward: der Vortrab des sächsischen Heeres sey in die Stadt gedrungen und im Anzuge gegen den Palast begriffen, und zwar um ihn, zu Folge jener in den Friedensschluß aufgenommenen Bestimmung,

wegen Nichterfüllung des beschwornen Friedens, des Reiches zu entsetzen, gab Heinrich, unvermögend gegen solche gebieterische Verhältnisse noch länger zu kämpfen, endlich nach. Er versprach auf das neue, daß dem Herzog Otto von Bayern, wegen dessen Ansprüche auf das Herzogthum Bayern, innerhalb Jahresfrist, nach der Entscheidung der Fürsten, Genugthuung werden sollte; befahl auch sogleich, mit Abtragung aller Festungswerke seiner Burgen unverzüglich anzufangen; machte jedoch, in Beziehung auf das Letztere, noch die Bedingung, daß alle im Innern der Burg stehenden Gebäude: der Palast, das schöne Kloster, die herrliche Kirche ꝛc. unangetastet bleiben, und in Zukunft für Jedermann zugänglich seyn sollten. Gerne gingen die Sachsen diese Bedingung ein; und ohne länger zu zögern, waren nun auch mit dem Zerstörungswerke sogleich zahllose Hände beschäftiget. – Die sächsischen Fürsten schienen nun vollkommen beruhiget; und da Heinrich bei der Zerstörung seiner geliebten Harzburg, seinem bisherigen königlichen Sitze, wo er den größten Theil seiner jugendlichen Jahre durchlebt hatte, und an den sich so viele frohe wie schmerzhafte Rückerinnerungen knüpften, keinen stummen und trauernden Zeugen abgeben wollte, so verließ er Goslar, und eilte wieder an den Rhein zurück.

17. Allem Ansehen nach waren, gewiß nicht allen, vielleicht blos einigen der sächsischen Fürsten, gerade Heinrichs erbittersten Feinden, die auf der Harzburg stehenden Gebäude, die Kraft des Friedensschlusses unberührt mußten gelassen werden, ein schmerzhafter Dorn in den Augen. Voll Argwohn quälte sie jetzt die Furcht, Kirche und Kloster möchten bei dem König blos ein Vorwand seyn, um nachher bei günstigern Zeitverhältnissen die Burg

wieder herzustellen. Sie selbst wagten es nicht, etwas dagegen zu unternehmen. Die Furcht, sich den schweren Vorwurf eines Friedensbruches zuzuziehen, hielt sie davon ab. Desto leichter ward es ihnen, das weit und breit herumwohnende Landvolk gegen die Ueberreste einer Burg zu entflammen, von welcher aus sie einst so vieles hatten erdulden müssen. Kaum hatte also der König Goslar verlassen, als schon am vierten Tage nach seiner Abreise zahllose Haufen Volkes, mit allen Arten von Zerstörungswerkzeugen versehen, gegen die Harzburg losstürmten. Alles wollten jetzt die Wüthenden dem Erdboden gleich machen. Sie rissen den Palast nieder, verbrannten Kirche und Kloster, zerstörten die Altäre, zerschlugen die Glocken und schleuderten die Trümmer und einzelnen Stücke weit in der ganzen Gegend herum. Kein Stein sollte neben dem Andern bleiben. Doch damit noch nicht zufrieden, und daß ja an der verödeten Stelle, wo einst die gefürchtete Burg gestanden, sich nichts mehr vorfinde, was diesen Ort dem Herzen des Königes noch theuer und werth machen könnte, durchwühlten sie sogar die Gräber der Todten, rissen die Gebeine des Bruders wie des Sohnes des Königes heraus, warfen sie wie gemeines Aas hinweg, und würden selbst die Leiber einiger, in frühern Zeiten dahin gebrachten Heiligen nicht verschont haben, hätte nicht der Abt des nahe gelegenen Klosters Ilseburg diese Reliquien der wüthenden Menge entrissen und in sein Kloster gebracht. Bei diesen Greuelthaten mußten die anwesenden königlichen Bevollmächtigten stumme und unthätige Zeugen seyn; denn mit dem Tode war jeder bedrohet, der dem tollen und rasenden Haufen auch nur mit Worten hätte Einhalt thun wollen. — Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich der sächsischen und thüringischen Fürsten, als sie von dem, was auf der Harzburg vor-

gefallen, Kunde erhielten. Sie ahneten die schrecklichen Folgen, welche dieser unerhörte Frevel nach sich ziehen würde; sie fürchteten die Rache des Königs, der jetzt in dem, auf ihnen lastenden Vorwurf des Friedensbruches und sacrilegischer Verbrechen eine eben so erwünschte, als gerechte Veranlassung zu einem Krieg finden könnte, in welchem ihm unfehlbar die vereinte Macht aller südlichen und westlichen Fürsten Deutschlands zu Gebote stehen würde. Diese letztere Besorgniß war um so gegründeter, da die Sachsen, durch den mit Heinrich geschlossenen Separatfrieden, den größten Theil dieser Fürsten nicht wenig gegen sich gereizt, und ganz besonders den mächtigen Herzog Rudolph erbittert hatten, dem, durch den Gerstunger Frieden, die schon so nahe Aussicht auf den Thron Deutschlands nun auf einmal wieder völlig entschwunden war. Um öffentlich zu beweisen, daß sie an jenem verbrecherischen Unterfangen keinen Antheil hätten, verhängten sie über die Schuldigsten sehr harte und grausame Todesstrafen; sandten darauf Abgeordnete an den König, die in ihrem Namen ihm ihre Unschuld betheuerten und zugleich ihn versicherten, daß, wenn er ihren Worten keinen Glauben beimessen wollte, sie jede Genugthuung, die er fodern möchte, zu leisten bereit seyen. Aber Heinrich, über das Geschehene im höchsten Grade aufgebracht, und in der, obschon vielleicht irrigen Meinung, daß die Fürsten die Urheber des begangenen Frevels wären, wieß die Abgeordneten mit harten Worten zurück. „Da den Sachsen," rief Heinrich aus, „selbst eidlich eingegangene Verträge nicht mehr heilig sind, mithin alle weltliche Gesetze ihren Gewaltthätigkeiten nicht mehr Einhalt zu thun im Stande sind, ich aber, weil von meinem Heere verlassen, die mir angethanen Unbilden nicht mit den Waffen in der Hand zu rächen vermag, so werde ich mich an die

Kirche wenden und, da es mir an weltlicher Hülfe gebricht, die göttliche Hülfe gegen die Meineidigen anflehen." — Ohne Zeit zu verlieren, ordnete der König eine Gesandtschaft nach Rom, um bei dem Oberhaupt der Kirche Klage zu führen gegen Fürsten, die ihren Eid gebrochen, Kirche und Altäre zerstört, die Gräber durchwühlt, und selbst gegen die Gebeine längst schon im Herrn Entschlafener und nun in geweihter Erde ruhender Todten mit heidnischer Grausamkeit gewüthet hätten. — Jedoch nicht blos den Arm der Kirche, sondern auch den weltlichen Arm seiner Fürsten suchte jetzt Heinrich gegen die, wenigstens wie er sich überzeugt glaubte, bundbrüchigen Sachsen zu bewaffnen. Sein einziges Bestreben ging von diesem Tage dahin, sich Freunde zu machen und den Sachsen auf allen Seiten Feinde zu erregen. Aber auch die sächsischen Fürsten, obgleich sie in ihren Versuchen, den König zu besänftigen, noch immer fortfuhren, rüsteten sich dennoch im Stillen ebenfalls zum Krieg; fest entschlossen, im äußersten Falle diesen neuen, so verworrenen und verwickelten Handel der Entscheidung des Schwertes zu überlassen; und so war nun abermals ein furchtbarer Feuerbrand über sämmtliche Gauen Deutschlands geschleudert, und der Dämon gehässiger Partheiung, das heißt, des Hasses, der Zwietracht, des Aufruhrs und der Empörung auf das neue aus dem Abgrunde heraufgerufen.

IX.

Aufstand in Köln — Neuer sächsischer Krieg — Unterwerfung und Züchtigung der Sachsen.

1. Das edle und kühne, bis dahin unerhörte Benehmen der ihrem Könige treuen Stadt Worms war eine Erscheinung, die, gar nicht geeignet, blos

auf den engen Umkreis des eigenen städtischen Gebietes sich zu beschränken, noch weithin nach allen Gegenden Deutschlands, besonders auf- und abwärts des Rheines wirkte; und unter andern, nur etwas günstigern Umständen, noch weit größere Wirkungen hervorgebracht, noch weit größere Kreise gebildet haben würde. Bei völliger Uebereinstimmung der Gesinnungen ist nichts hinreißender als das Beispiel. Der Geist des rohen, so sehr ausgearteten, kein anderes Recht als jenes seines Schwertes anerkennenden Vasallenthums ist mit dem Geiste des still thätigen, ächt christlichen, daher auch gesetzlichen bürgerlichen Lebens, besonders wenn innerhalb derselben Mauern eingeschlossen, durchaus unvereinbar. Schon lange Zeit waren demnach auch alle große, durch bürgerliche Betriebsamkeit immer mehr aufblühende deutsche Städte ihrer kleinen Herren und Gebieter, deren Herrschaft nicht selten an Tyrannei grenzte, im höchsten Grade überdrüßig, und nährten dabei die lebendige Ueberzeugung, daß sie gegen die Bedrückungen solcher kleinen Tyrannen nur an und unter den Stufen des Thrones Schutz und Sicherheit finden könnten. In den großen Städten war man demnach überall königlich gesinnt, und duldete nur mit Unmuth und Widerwillen jene, die es nicht waren. Mögen nun auch die Einwohner Kölns in den geheimen Gang der damaligen Ereignisse nicht völlig eingeweihet gewesen seyn, so war doch sicher so vieles davon zu ihrer Kunde gelangt, daß ihnen über die Gewißheit des von ihrem Erzbischofe an dem Könige begangenen Verraths nicht der mindeste Zweifel mehr vorschweben konnte. Natürlicher Weise verminderte dieses schon in hohem Grade ihre Achtung gegen einen Herrn und Oberhirten, der ohnehin bisher nur allgemein geehrt und gefürchtet, aber nichts weniger als auch allgemein und wahrhaft geliebt ward. Wenn

in einer großen und volkreichen Stadt einmal eine gewisse Gährung in den Gemüthern herrscht, so bedarf es, um diese auf das leidenschaftlichste zu entflammen, oft nur des geringfügigsten Umstandes; der kleinste zündende Funke, von dem Zufall in den Gährungsstoff geworfen, vermag dann eine ganze Stadt in Brand zu setzen. Auch zu dem Aufstande der Kölner gegen den Erzbischof Hanno erscheint die Veranlassung an sich sehr unbedeutend *), verdient aber doch in so ferne einige Erwähnung, weil sie abermals einen kleinen Beitrag zur Charakteristik jener gesetzlosen und zugleich eisernen Zeit liefert, wo es nur Herren und Knechte gab, die Erstern sich Alles erlauben und den Letztern jede Last aufbürden zu dürfen sich berechtiget hielten, und wo endlich die geknechtete Menge, wenn es ihr einmal einfällt, ihre Fesseln zu zerbrechen, sich sogleich auch zu den gräßlichsten und verabscheuungswürdigsten Frevelu hinreißen läßt.

2. Der Bischof Friedrich von Münster war, von seinem Busenfreunde, dem Erzbischofe Hanno eingeladen, zur Feier des Osterfestes in dem Jahre ein tausend und vier und siebenzig nach Köln gekommen. Als die festlichen Tage vorüber waren und der Bischof Friedrich wieder an seine Rückreise

---

*) Der wahre Grund, warum die Kölner sich empörten, lag offenbar in ihrer Erbitterung gegen den Erzbischof wegen dessen Theilnahme an dem Bunde der gegen den König verschwornen Fürsten. Lambert von Aschaffenburg sagt dieses ziemlich deutlich: Ipso tempore Coloniae res accidit, digna omnium bonorum miseratione et lachrymis, incertum levitatae vulgi, an factione eorum, qui vicem Regis in Archiepiscopum ulcisci cupiebant. Gleich darauf sagt Lambert, daß das Letztere das Wahrscheinlichste sey.

dachte, gab der Erzbischof einigen seiner vornehmern Hausofficianten den Auftrag, alle vor Anker liegende Schiffe genau zu durchsuchen, und das tauglichste für seinen geehrten Gast in Beschlag zu nehmen. Dieser Befehl ward sogleich befolgt, und nach genauer Besichtigung aller vorhandenen Fahrzeuge das Schiff eines reichen Kaufmannes von Köln gewählt. Zwar war dasselbe geladen und stand im Begriffe, jeden Augenblick unter Segel zu gehen. Aber bei denen, welchen der Erzbischof den Auftrag gegeben, kam dieses gar nicht in Anschlag; ohne weiteres gaben sie den Schiffsknechten Befehl, die schon eingeladenen Waaren unverzüglich wieder aus dem Schiffe heraus zu werfen, dasselbe so bequem als möglich für den Bischof von Münster einzurichten und für denselben in Bereitschaft zu halten. Die Schiffsknechte erlaubten sich zwar einige Einwendungen. Als diese aber blos mit harten und groben Drohungen beantwortet wurden, liefen sie, so gut sie laufen konnten, zu dem Kaufmanne, dem das Schiff gehörte, und meldeten ihm, was vorgefallen war. Der Kaufmann hatte einen schon erwachsenen Sohn. Es war ein rüstiger, starker, sowohl wegen des Reichthums seines Vaters, als seiner eigenen guten Aufführung wegen, in ganz Köln sehr geachteter Jüngling, dabei entschlossen und unternehmend, besonders wenn in Fällen, wie der gegenwärtige, kaufmännischer Geldstolz seiner Kühnheit noch einen höhern Schwung gab. Alsobald nahm dieser alle Handlungsdiener und übrigen Knechte seines Vaters zusammen, zog noch mehrere seiner jugendlichen Freunde an sich, und rannte damit in der heftigsten Aufregung nach dem Schiffe, warf aus demselben, statt der Waaren, die Officianten des Erzbischofes heraus, und als auch der Stadtvoigt mit Polizeidienern herbeikam, ward diesen ebenfalls ein solcher Empfang, daß sie

sämmtlich sogleich wieder auf schleunigen Rückzug bedacht waren. Es dauerte jedoch nicht lange, so erschien der Stadtvoigt wieder und zwar in einer weit stärkern Begleitung von Bewaffneten. Aber auch zu dem jungen Kaufmann hatten sich indessen viele gleichgesinnte junge Leute gestellt, überdieß noch mehrere Haufen Volkes, herbeigelockt durch das auf dem Schiffe stattgehabte Gezänk und Geschrei, sich bei demselben versammelt. Natürlicher Weise nahm das Volk, besonders der Pöbel, sogleich Parthei für den jungen Kaufmann, ermunterte ihn noch mehr zum Widerstand und versprach ihm nöthigen Falls seinen kräftigen Beistand. Eine blutige Balgerei, deren Folge gar leicht ein allgemeiner Aufstand hätte werden können, stand jetzt bevor. Zum Glück ward der Erzbischof noch bei Zeiten davon unterrichtet und um fernern, noch größern Unruhen zuvorzukommen, befahl er alsobald, das Schiff des jungen Kaufmanns unangetastet zu lassen. Aber leider war der Erzbischof, was ihm nur zu oft widerfuhr, wieder in heftigen Zorn gerathen, und ergoß sich demnach auch wie gewöhnlich wieder in die heftigsten Schmähungen und Drohungen gegen Einzelne wie gegen sämmtliche Einwohner Kölns *), fügte endlich auch noch die Drohung hinzu, daß schon am nächsten Gerichtstage die frechen Jungen, ihrer Widersetzlichkeit und ihres Ungehorsams wegen, ganz wie sie es verdient, sollten gezüchtiget werden.

3. Diese Drohungen trafen vorzüglich den Sohn des Kaufmannes und dessen junge Freunde. Von

---

*) Auch Lambert sagt von Hanno: quod dum ira incanduisset, linguae non satis moderari poterat, sed in omnes, sine personarum acceptione, ixas et convicia amarissima rotabat.

Zorn und Furcht getrieben, durchliefen diese nun die ganze Stadt, ließen ihren Zungen freien Lauf, nannten den Erzbischof einen Tyrannen und Feind des Königs, erinnerten an seine harten Befehle, an die Ungerechtigkeit, mit der er vielen das ihrige geraubt *), an sein stolzes, finsteres und rauhes Wesen, und die häufigen groben Schmähungen selbst gegen die angesehendsten Bürger der Stadt. Die gesammte Bürgerschaft gerieth darüber in Bewegung. Der Name der Stadt Worms und das Betragen der braven Wormser Bürgerschaft lief nun gepriesen und hochgefeuert von Mund zu Mund. Alles, hieß es jetzt, müsse sich bewaffnen, die große und volkreiche Stadt Köln dürfe hinter dem weit kleinern und ärmern Worms nicht zurückbleiben; und da jetzt alle von demselben Schwindel ergriffen waren, so bildete sich auch, ohne besondere Verabredung, gegen den Erzbischof eine förmliche Verschwörung, wovon der junge Kaufmannssohn, bisher der ehrenwerthe Vertheidiger seines und seines Vaters Eigenthum, die Seele und das sträfliche Oberhaupt ward. Wahrscheinlich würde doch auch jetzt noch der Erzbischof die gährenden Gemüther wieder besänftiget haben, wenn er es nur über sich hätte gewinnen können, einige milde, versöhnende Worte zu dem Volke zu sprechen. Aber leider that er gerade das Gegentheil,

---

*) Es versteht sich von selbst, daß der erhitzte junge Kaufmannssohn jetzt dem Erzbischofe vieles zur Last legte, was er durch Thatsachen zu beweisen gewiß nicht würde vermocht haben; denn daß z. B. der Erzbischof keinem seiner Unterthanen ungerechter Weise Etwas entzog, dieß geht doch aus dem übereinstimmenden Zeugniß aller damaligen Geschichtschreiber hervor. Adam von Bremen, kein ganz besonderer Verehrer des Erzbischofes Hanno, würde gewiß einige Erwähnung davon gemacht haben.

denn in einer Predigt, die er gleich am folgenden Tage, am Feste des heiligen Georgs, hielt, sagte er nach vielen harten Worten endlich auch noch: „die Stadt Köln habe sich dem Teufel ergeben und werde in kurzer Zeit zu Grunde gehen, wenn sie nicht unverzüglich durch ernste Buße den drohenden Zorn Gottes wieder abzuwenden suche.“ — Diese Predigt war nun das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr. Man hielt Hanno's Worte für neue Drohungen, die nun alsobald in Erfüllung gehen würden. Schrecken und Furcht steigerten nun auf den höchsten Grad die Erbitterung gegen den Erzbischof. Sämmtliche Einwohner griffen zu den Waffen. Die Reichern gingen mit ermunterndem Beispiel voran. In ritterlichem Schmucke, im Harnisch, mit dem mit Federn gezierten Helm auf dem Haupte und das blanke Schwert in der Hand durchliefen sie die Straßen und foderten das Volk auf, ihnen zu folgen. Als der Tag sich zu neigen anfing, und Hanno nichts ahnend mit seinem Gaste ruhig an der Tafel saß, brach endlich der Sturm los. Eine zahllose Masse Bewaffneter, der Kaufmannssohn voran, stürmten nach dem erzbischöflichen Palaste. Der Angriff begann mit Steinen und Pfeilen, die man durch die Fenster in den Palast schleuderte. Aber es dauerte nicht lange, so wurden auch die Thore erbrochen. In diesem Augenblicke verschwand auf einmal der Sohn des Kaufmannes; wahrscheinlich, weil er die Greuel, die jetzt würden begangen werden, voraussah und an denselben keinen Theil haben wollte. Mehrere der erzbischöflichen Beamten und Bedienten, die den Eindringenden sich widersetzen wollten, wurden theils ermordet, theils verwundet, und nur mit vieler Mühe gelang es den Uebrigen, ihren Herrn aus dem Palaste zu entfernen und nach der fest und stark erbauten Peterskirche zu bringen, deren Thore

und Eingänge eiligst verschlossen, verriegelt und verrammelt wurden. Alles in der erzbischöflichen Wohnung vorfindliche Geräthe, selbst das kostbarste nicht ausgenommen, ward jetzt geraubt, geplündert, zerstört. Als die wüthenden Haufen mit dieser Arbeit fertig waren, erbrachen sie den erzbischöflichen Keller und berauschten sich in den reichen Weinvorräthen so viehisch, daß sie ganz besinnungslos nun selbst des Heiligsten nicht mehr schonten. Sogar in die Hauskapelle des Erzbischofes brachen sie ein, und auch diese ward jetzt geplündert, entweihet, geschändet und zerstört. Zu ihrer Raublust gesellte sich endlich auch noch Mordlust. Sie suchten den Erzbischof auf, um ihn zu ermorden, und als sie ihn nicht fanden, jedoch seinen Zufluchtsort erspähet hatten, wälzten sich die wilden Haufen unter tumultuarischem Mordgeschrei sogleich nach St. Peter. Auch diese fiel ihnen in die Hände, jedoch erst nach langer und schwerer Arbeit, und erst nachdem sie gedrohet hatten, Feuer anzulegen und die Kirche zu verbrennen. Inzwischen hatte jedoch der Erzbischof Zeit und Gelegenheit gefunden, verkleidet mit dem Bischofe von Münster aus Köln zu entfliehen und sich in das ungefähr fünf Stunden von Köln gelegene Städtchen Neuß zu retten. — Selbst die Nacht vermochte nicht dem wilden Toben und den Freveln der fanatisch erhitzten Menge Einhalt zu thun. Da der völlig entzügelte Pöbel den Erzbischof nicht gefunden hatte, so ließ er dafür mehrere Andere, die als besondere Anhänger des Erzbischofes bekannt waren, die Wirkungen seiner Wuth fühlen. Einer davon ward vor dem Stadtthore aufgeknüpft, eine Frau von der Mauer herabgestürzt, Andere wurden theils ermordet, theils auf das grausamste mißhandelt, deren Häuser geplündert und zerstört. Kurz, was der Erzbischof in seiner Predigt am St. Georgifest gesagt hatte,

ward jetzt zur vollen Wahrheit: „die ganze Stadt hatte sich der Macht des Teufels ergeben.“

4. Aber die Vertreibung des Erzbischofes aus Köln gab dem bisherigen Laufe der Ereignisse nun bald wieder eine ganz andere, dem Vertriebenen höchst günstige Wendung. Kaum nämlich hatte sich die Kunde von dem, was dem Erzbischofe in Köln widerfahren, so wie von den übrigen dort stattgehabten Greuelscenen in der umliegenden Gegend verbreitet; als sogleich alle Ritter, Lehn- und Dienstleute, fest entschlossen, die ihrem Herrn angethane Schmach blutig zu rächen, herbeieilten, und sich in Neuß um ihren Herrn versammelten. Auch alles Landvolk auf mehrere Meilen im Umkreise, jetzt nur eingedenk der Tugenden seines Oberhirten, bewaffnete sich so gut es konnte, und zog in zahlreichen Schaaren nach Neuß, drohend, die ganze Stadt Köln zu verbrennen und alle Einwohner zu ermorden, wenn sie nicht alsogleich den Erzbischof wieder aufnehmen, sich ihm unterwerfen und jede Genugthuung, die er zu fodern berechtiget wäre, ihm leisten würden. In wenigen Tagen stand dem Erzbischofe ein ganzes kleines Heer zu Gebote, und schon am vierten Tage nach seiner Vertreibung setzte er sich mit demselben gegen die aufrührerische Stadt in Bewegung. — Aber auch in Köln war Alles in größter Thätigkeit. Zwar sah man wohl ein, was jetzt zu thun wäre, nämlich die Stadt besser zu befestigen, alle Eingänge zu sperren, die Bürgerschaft in verschiedene Abtheilungen zu theilen, diese zu organisiren und tüchtige Befehlshaber ihnen zuzuordnen. Aber zu allem diesem war jetzt die Zeit zu kurz. Zudem waren die Kölner blos in Handlungsgeschäften wohl erfahren, dabei an alle Genüsse eines friedlichen Lebens gewöhnt, weder kriegerisch, noch des Krieges kundig. Niemand war da, der

befehlen konnte; auch Niemand, der zu gehorchen gelernt hätte. Die ganze geräuschvolle Thätigkeit der Einwohner war also blos ein verwirrtes, unstätes, zu keinem Zwecke führendes Herumtreiben; und als endlich der Erzbischof mit seinen zahlreichen Schaaren sich den Thoren der Stadt näherte, entfiel den bisherigen kölnischen Helden mit dem Helm und in dem Harnisch der Muth so gänzlich, daß sie Abgeordneten sandten, um Frieden baten, ihre Schuld reumüthig bekannten und sich bereit erklärten, jede über sie verhängte Strafe demüthig zu erdulden. Die Antwort des Erzbischofes war: den wahrhaft Reuigen werde er die Lossprechung nicht versagen. Unter der Strafe des Bannes befahl nun Hanno Allen, welche ihn von seinem Sitze vertrieben, die Kirche mit Blut befleckt, selbst des Heiligen nicht geschont und es entweihet hätten, vor ihm zu erscheinen und seinen Ausspruch zu vernehmen. — Gleich Büßenden, wehrlos und barfuß und in wollenen Hemden erschienen nun die Geschreckten vor dem gefürchteten Richter. Aber dieser fällte jetzt noch kein Urtheil; der Zorn und die Wuth der ihn umgebenden bewaffneten Haufen gegen die gedemüthigen Kölner hielt ihn davon ab. Er schickte sie also wieder in die Stadt zurück, mit der Weisung, sich übermorgen in der St. Peterskirche wieder zu stellen, wo er die ihren Verbrechen angemessene Buße und Genugthuungsleistung ihnen bekannt machen werde. Sehr edel und lobenswerth ist es unstreitig, daß der Erzbischof jetzt sogleich auch auf Mittel sann, die Stadt gegen die Ausschweifungen und Excesse zu sichern, die allem Vermuthen nach die zahllosen bewaffneten Bauern, wenn sie in die Stadt gekommen wären, sich würden erlaubt haben. Diesen erwies er sich jetzt ungemein liebreich, dankte ihnen väterlich für die ihm erzeugte Treue und kindliche Anhänglichkeit, machte sie jedoch zugleich auch

aufmerksam auf den Schaden, den ihr Hauswesen bei ihrer noch längern Entfernung von demselben erleiden werde, und bewog sie endlich, nachdem er ihnen seinen bischöflichen Segen ertheilt hatte, wieder nach Hause zu gehen. Als dieser Zweck erreicht war, ließ Hanno die Stadt von seinen Rittern und Dienstleuten besetzen. Er selbst wollte jedoch erst am folgenden Tage ihnen folgen, übernachtete daher in einem, zu der außerhalb der Stadt gelegenen Kirche des heiligen Gereons gehörigen Gebäude.

5. Aber gerade in dieser Nacht, welche dem Einzug des Erzbischofes voranging, wanderten sechshundert der reichsten Kaufleute, die das über der Stadt schwebende Ungewitter ahneten, freiwillig aus; und die Flucht so vieler angesehenen Familien verbreitete nun unter denen, deren Verhältnisse ihnen nicht eine ähnliche Selbstverbannung erlaubten, einen solchen Schrecken, daß am folgenden Tage, trotz dem strengen Gebote des Erzbischofes, auch nicht ein Einziger in der St. Peterskirche erschien. Darüber geriethen die eben so trotzigen als habsüchtigen Vasallen des Erzbischofes in Zorn. Ohnehin hatten sie schon einigemal ihren Herrn bestürmt, die von den Kölnern begangenen Frevel nicht ungestraft zu lassen. Es müßte durchaus, sagten sie, ein für die Zukunft warnendes Beispiel an den übermüthigen Städtern gegeben werden. Das Nichterscheinen in der Kirche hielten sie jetzt für einen Beweis hartnäckiger Widersetzlichkeit, und nun glaubten sie, daß es ihre Sache wäre, auch ohne von dem Erzbischofe den Auftrag dazu erhalten zu haben, einen Akt strenger Gerechtigkeit, der jedoch wahrscheinlich blos in ihrer Raubluft seinen Hauptgrund hatte, gegen die Schuldigen alsogleich zu vollziehen. Mit gezücktem Schwerte stürzten sie in die Häuser, wer

ihnen begegnete, ward niedergehauen. Die Wohnungen der Bürger wurden geplündert. Wer dem Gemetzel entgangen war, ward fortgerissen, und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in Gefängnisse geworfen. Sehr viele wurden öffentlich mit Ruthen bis auf das Blut gepeitscht. Einer großen Anzahl, unter der auch jener Sohn des Kaufmannes war, wurden die Augen ausgestochen, zuletzt noch alle sehr schwer an Geld gestraft, die Meisten ihres ganzen Vermögens beraubt, und endlich, als ganz Köln in Trauer und Jammer gehüllt war, mußten auch noch sämmtliche Einwohner eidlich versprechen, die Stadt gegen alle Feinde des Erzbischofes zu vertheidigen, und alle Ausgewanderten als Feinde zu betrachten *).

*) Ob alles dieses gegen den Willen und ohne Wissen des Erzbischofes geschah, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Demungeachtet müssen wir, da es an Beweisen des Gegentheils fehlt, es glauben; besonders wenn man bedenkt, welche Gewaltthätigkeiten sich das rohe und stolze Ritter- und Vasallenvolk erlaubte, sobald es dem von ihm so sehr verachteten Bürgerstand galt. Indessen müssen wir doch bemerken, daß selbst Lambert von Aschaffenburg, der dieses bejammernswerthe Ereigniß sehr umständlich erzählt und dabei bemühet ist, den Erzbischof stets in ein sehr günstiges Licht zu stellen, ihn dennoch nicht ganz bestimmt von aller Mitwissenschaft frei spricht. Er sagt blos: Episcopi milites, inscio, *ut plurimi asserunt*, atque inconsulto Archiepiscopo etc. Endlich kann der ehrliche Lambert sich auch nicht enthalten, noch folgende sehr ernste Bemerkung sich zu erlauben: prorsus ut veritati vel coacti assentiamus, multo ferocius quam tanti pontificis existimationi competeret justae ultionis negotium exequebantur. Aber auch dieser Aeußerung fügt Lambert sogleich den mildernden Nachsatz bei: sed gravior morbus acriori indigebat antidoto. — Durch diese furchtbare Justizpflege war Köln, die größte und volkreichste Stadt am Rhein, wie verödet. In den Straßen, wo noch vor wenigen Tagen die

6. Während dieser traurigen Vorfälle in Köln befand sich der König in Bamberg, nachdem er in Worms das Osterfest gefeiert hatte. Von Bamberg ging er nach Nürnberg. Hier erschienen vor ihm einige der aus Köln vertriebenen Bürger, klagten gegen den Erzbischof, stellten ihm das Elend der Stadt vor, und fleheten um Hülfe und Schutz. Eine sich von selbst darbietende Gelegenheit, gegen den Erzbischof Hanno auftreten zu können, konnte Heinrich nicht anders als höchst willkommen seyn. Aber nun traf zu gleicher Zeit auch eine sehr feierliche, vom Pabst Gregor VII. an den König geordnete Gesandtschaft in Nürnberg ein. Dieselbe betraf sehr wichtige Angelegenheiten, und das päbstliche Schreiben enthielt mehrere, dem Könige in Beziehung auf seine Verhältnisse zu den Sachsen sehr günstige Andeutungen. Natürlicher Weise hatte jetzt Heinrich nicht Zeit, sich mit der Kölner Sache sehr zu befassen. Als aber bald darauf das Gerücht sich verbreitete: Wilhelm, Herzog von der Normandie und jetzt König in England, werde, weil vom Erzbischofe Hanno gerufen, nächstens mit einem zahlreichen Heere an der deutschen Küste landen, verließ Heinrich, im höchsten Grade gegen Hanno entrüstet, sogleich Bayern,

---

Menschen geräuschvoll sich drängten, sah man jetzt nur hie und da Einen ganz still, traurig und gebeugt einherschleichen. Bei allem dem erholte sich doch Köln sehr bald wieder. Daß aber eine Stadt, nachdem sie das Schicksal eines mit Sturm eroberten Orts getroffen hatte, und schon Sechs Hundert der reichsten und angesehensten Familien ausgewandert waren, dennoch in kurzer Zeit sich wieder zu ihrem frühern Flor erheben konnte: dieß ist unstreitig der sprechendste Beweis von dem ungemein blühenden Zustand und der außerordentlichen Wohlhabenheit der damaligen großen und handeltreibenden Städte Deutschlands.

und eilte an den Rhein. In Mainz ward er, weil sein Ansehen nunmehr wieder ungemein gestiegen war, von dem eben so schwachen, als habsüchtigen und achselträgerischen Erzbischofe Siegfried auf das glänzendste empfangen. Von Mainz ging es den Rhein weiter abwärts. Unterweges kamen Boten, von Hanno gesandt, welche dem Könige von Seiten des Erzbischofes betheuerten: die Annäherung Wilhelms von England sey eine eben so abgeschmackte, als boshafte Erdichtung seiner Feinde, und zwar derselben, die ihn erst unlängst aus Köln vertrieben hätten und jetzt durch Lügen und grobe Verläumdungen ihn zu verfolgen suchten. Sein ganzes bisheriges Leben habe hinreichend bewiesen, daß er nicht so gewissenlos seyn könnte, persönlicher Beleidigungen wegen das Reich an Fremde zu verrathen. Zuletzt erbaten sich die Abgeordneten von dem Könige für den Erzbischof die Erlaubniß, selbst vor ihm erscheinen zu dürfen. Als diese Erlaubniß ohne Anstand gegeben ward, kam Hanno in Andernach zu dem Könige und reinigte sich von dem Verdacht durch einen feierlichen Eid, worauf Heinrich ihm erklärte, daß er theils aus Rücksicht auf die ehemals zwischen ihnen bestandene Freundschaft, theils aus Achtung für die hohe erzbischöfliche Würde, alle übrigen, gegen ihn erhobenen Beschuldigungen auf sich wolle beruhen lassen. Indessen ging Heinrich doch nach Köln und saß dort öffentlich zu Gericht. Wohl mochte er wünschen, und daher auch hoffen, in den Klagen der Kölner gegründete Veranlassung zu finden, den ihm bisher so abholden Erzbischof in etwas zu demüthigen. Aber Hanno wußte sich so trefflich zu vertheidigen und die Wahrheit in ein so klares Licht zu setzen, daß er selbst rein von jeder Schuld, und nur die Kölner Bürger als die Schuldigen erschienen. Um den Kölnern, die ohnehin schon so grausam gebüßt

hatten, sich einigermaßen günstig zu erweisen, foderte der König von dem Erzbischofe, daß er alle, die er mit dem Kirchenbann belegt, von demselben lößen sollte, und da der Erzbischof, wie es sich aus dem Gerstunger Frieden klar ergab, ebenfalls zu den, gegen den König verschwornen Fürsten gehört hatte, so foderte Heinrich noch ferner, daß Hanno ihm sechs seiner Ritter als Geisseln und Bürgen seiner künftigen Treue stellen sollte. Beides ward von dem Erzbischof verweigert; das letztere, als unerhört und seiner unwürdig; jenes, weil den Satzungen der Kirche zuwider, zu Folge deren der Gebannte erst nach geleisteter Genugthuung von dem Banne gelößt werden könnte. Obgleich nun der König in gebietterischem und drohendem Tone sprach, blieb Hanno dennoch standhaft bei seiner Weigerung; lieber, sagte er, wolle er sein Leben verlieren, als den Foderungen des Königes sich fügen; und schon befürchteten sowohl das königliche Gefolg als auch die Vasallen des Erzbischofes, der König möchte jetzt zu gewaltsamen Maßregeln schreiten. Aber Heinrich, damals schon sehr ernstlich mit seinem großen Plan der völligen Unterwerfung Sachsens beschäftiget, war zu klug, um nicht einzusehen, wie wenig zeitgemäß es wäre, einer im Ganzen nicht sehr bedeutenden Sache wegen, sich jetzt hier in neue, für seine übrigen Entwürfe nicht sehr förderliche Wirrnisse einzulassen. Er gab also nach, und zwar mit den Worten: Er wolle dem Erzbischofe Gutes für Böses vergelten; und würde ihm Hanno für die Zukunft wahrhaft treu bleiben, dann sollte er auch stets in ihm einen gnädigen König finden *). Der Aufenthalt in Köln

*) Schon im folgenden Jahre starb der Erzbischof. Durch ein nächtliches Traumgesicht ermahnt und geschreckt, sprach er nun Alle, die er gebannt hatte, aus eigenem Antriebe von dem Banne los, erlaubte auch jedem

hatte für Heinrich nichts Anziehendes. Unter dem Vorwand, die Gegend von Aachen gegen jeden möglichen feindlichen Einfall zu sichern, begab er sich dahin, weilte aber nicht sehr lange allda, sondern kehrte wieder in seine, ihm so treue, und daher auch so werthe Stadt Worms zurück.

7. Nicht zu sehr gelegener Zeit begrüßten hier den König Abgeordnete seines Schwagers, des Königes Salomo von Ungarn. Diesem hatten Bela's drei Söhne Geisa, Ladislav und Lambert, welche so großmüthig auf die ungarische Krone verzichtet hatten, in dem mehrere Jahre dauernden Kriege mit benachbarten barbarischen Nationen, vorzüglich mit den Cumanen und Petschenegen, sehr wesentliche Dienste geleistet. In allen Feldzügen stets siegreich, stieg nach und nach ihr Ruhm so hoch, daß er selbst die Eifersucht des Königes erregte. Zwischen Salomo und seinen Vettern trat nun eine Kälte ein, die, weil immer noch mehr zunehmend, endlich beiderseitigen Haß erzeugte. Die Brüder glaubten, der König stelle ihnen nach, ja sogar ihr Leben stehe in Gefahr, und an dem Herzen des Königes nagte der Argwohn, Bela's Söhne möchten nach der Krone streben und diese ihm zu entreißen suchen. Die beiderseitigen, immer quälender werdenden Besorgnisse nährten sorgfältig die Anhänger des Königes wie jene seiner Vettern. Was vorauszusehen war, geschah. Ein förmlicher Familienkrieg brach aus. Salomo ward von dem kriegskundigen Geisa in zwei Treffen geschlagen, vermochte sich nicht mehr in seinem Reiche

---

der Ausgewanderten, wenn er wollte, ohne beunruhiget zu werden, wieder nach Köln zurükkommen zu dürfen, und ließ jene, denen ihr Vermögen war geraubt worden, auf ganz gerechte und angemessene Weise entschädigen.

zu halten, floh daher nach Deutschland und suchte Hülfe bei seinem Schwager, dem Könige Heinrich. Die Ereignisse in Deutschland hatten bisher diesem nicht erlaubt, sich mit den Angelegenheiten eines fremden Reiches zu beschäftigen. Aber in Worms kamen abermals Gesandte von seinem Schwager an. Noch weit dringender war jetzt ihr Gesuch um schleunige Hülfe. Salomo versprach dem Könige, wenn er durch seinen Beistand das Reich wieder erhalten würde, einen bedeutenden Strich Landes mit sechs festen Städten abzutreten, ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen und ihm einen jährlichen Tribut zu entrichten. Heinrich glaubte eine so günstige Gelegenheit zur Vergrößerung und Mehrung des Reiches nicht unbenutzt lassen zu dürfen. Von Worms aus entbot er alle Fürsten des Reiches zu einer Heerfahrt nach Ungarn. Aber Niemand kam, und jeder der geistlichen wie weltlichen Herren hatte einen besondern Grund, aus dem er den König, ihn von diesem Feldzuge zu dispensiren, bitten zu dürfen glaubte. Heinrich hatte jedoch damals schon wieder eine bedeutende Hausmacht, diese vermehrte er durch neue Werbungen und zog dann, wahrscheinlich auch noch durch eine Schaar Bayern verstärkt, nach Ungarn. Aber das nämliche defensive System, dessen die Ungarn sich schon oft gegen die Deutschen mit Vortheil bedient hatten, brachte auch Geisa jetzt wieder in Anwendung. Er verheerte nämlich die ganze gegen Deutschland vorliegende Gegend, und da Heinrichs Heer, das keine Zeit gehabt hatte, sich gehörig zu rüsten, nur auf wenige Tage mit Lebensmitteln versehen war, so stellte sich sehr bald bei demselben auch wieder Hungersnoth ein, und im Gefolge derselben, wie gewöhnlich, mancherlei pestartige Krankheiten. Kurz, Heinrich ward gezwungen, völlig unverrichteter Dinge und nicht ohne einen bedeutenden

Verlust an Pferden, welche aus Mangel an Futter gefallen waren, sich aus Ungarn wieder zurückzuziehen. Geisa behauptete sich auf dem Throne, auf welchem ihm drei Jahre nachher sein Bruder Ladislav folgte *). — Salomo lebte indessen mit seiner Gemahlin in einem Kloster im Oestreichischen.

8. Heinrichs Entwürfe gegen die Sachsen waren indessen immer mehr und mehr zu ihrer Reife gelangt. Beinahe sämmtliche südliche und westliche Fürsten Deutschlands hatte er für sich zu gewinnen gewußt. Am thätigsten erwieß sich der Herzog Rudolph von Schwaben, theils um seinen frühern Abfall von dem Könige in Vergessenheit zu bringen, theils vorzüglich auch aus Haß gegen die Sachsen, weil diese ihm, durch ihren Gerstunger Frieden, den Weg zum Thron wieder versperrt hatten. Er versprach dem Könige nicht nur seinen Beistand, sondern

---

*) Ladislaus gehörte zu den größten Königen Ungarns. Zwanzig Jahre herrschte er mit eben so viel Weisheit als Milde, war Gesetzgeber und Eroberer, besiegte die sein Reich umwohnenden Völker: Petschenegen, Russen, Polen ꝛc. und ward wegen seines glühenden und thätigen Eifers um Verbreitung und Beförderung des Christenthums, verbunden mit einem stets reinen und tadellosen Wandel und auch allen übrigen höhern Tugenden eines Christen, nach seinem Tode von der Kirche in die Zahl ausgezeichneter heiliger Freunde Gottes aufgenommen. Pabst Cölestin III. war es, der in dem Jahre 1198 ihn feierlich den Heiligen beizählte. — Sein Andenken, auch jetzt noch den Ungarn heilig und ehrwürdig, ward von denselben auch noch dadurch lange Zeit geehrt, daß sie sein Bildniß auf ihre Goldmünzen prägten, bis endlich, als Ungarn unter östereichische Herrschaft kam, das Bild der hochbegnadigten jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers, der Glorie aller Heiligen, jenes des heiligen Ladislaus ersetzte.

suchte ihn immer noch mehr in seinen kriegerischen Entwürfen gegen die Sachsen zu bestärken. Den Herzog Welf von Bayern zwang sein eigenes Interesse, sich zum Könige zu halten; denn ging der so eben erwähnte Friedensschluß in Erfüllung, so mußte er das Herzogthum Bayern, das er mit so vieler Mühe und so großen Summen erworben hatte, wieder an den Herzog Otto von Nordheim zurückgeben. Der Erzbischof Siegfried von Mainz, dessen Politik kein höheres Ziel kannte, als den Thüringer Zehnten, den er während der sächsischen Unruhen nicht erhalten hatte, und den auch die Thüringer, sich stützend auf den letzten in Gerstungen geschlossenen Vertrag, gar nie mehr zu entrichten Lust hatten, war nun ebenfalls auf die Seite des Königes getreten und hatte dem Monarchen bei dessen Durchreise nach Köln durch einen ungemein glänzenden Empfang seine Treue (?) und Ergebenheit zu beweisen gesucht. Des weisen und geradesinnigen Herzogs Gozelo von Niederlotharingen konnte der König ohnehin ganz sicher seyn und den mächtigen Herzog Wratislav von Böhmen hatte Heinrich, durch das Versprechen, ihm die Markgrafschaft Meißen zu geben, völlig in sein Interesse gezogen. Dem Könige standen nun gerade die mächtigsten Fürsten zu Gebote, an die sich die kleinern und minder Mächtigen von selbst anschließen mußten. Endlich war es Heinrich auch gelungen, die sächsischen Fürsten unter einander zu entzweien. Viele hatten außerhalb Sachsen noch Güter, die sie nicht verlieren wollten, daher sich in die Länder begaben, wo diese lagen, mithin von dem Bunde sich trennten. Mehrere Andere hatte Heinrich durch glänzende Verheißungen gewonnen, selbst die Treue eines Theils der Untervasallen gegen ihre Herren wankend gemacht, indem er jene schon ein ganzes Jahr hindurch, wenn sie zu ihm kamen,

prächtig empfing, ungemein herablassend sich mit ihnen unterhielt, bisweilen sogar sehr ehrenvolle Aufträge ihnen gab. Auch das damals noch zwischen dem Pabste und dem König herrschende freundschaftliche Verhältniß zog mehrere sächsische Bischöfe auf Heinrichs Seite. Die Westphalen und Meißner stellten sich sämmtlich zu dem König. Kurz, der große Sachsenbund war so gut wie aufgelößt; und nur Otto von Nordheim, der Herzog Magnus von Sachsen, dessen Oheim, der Graf Hermann, und vorzüglich die Bischöfe Werner von Magdeburg, Bucco (Burchard) von Halberstadt, Werner von Merseburg und Imad von Paderborn, nebst einigen andern minder mächtigen Fürsten beharrten fest in ihrer feindlichen Stellung gegen Heinrich *).

9. Otto, bisher die Seele des Bundes, gab sich nun alle Mühe, wenigstens die Trümmer desselben zusammen zu halten, und diesen, was ihnen an extensiver Stärke mangle, durch intensive zu ersetzen. Aber immer mehr ahneten auch er und seine Genossen die ihnen sich nähernde Gefahr. Besonders auffallend und große Besorgnisse erregend war für sie die ganz ungewöhnlich große Anzahl von Fürsten und Bischöfen, die, als der König das Weihnachtsfest mit schon lange her nicht mehr gesehenem Glanze zu Straßburg feierte, sich um denselben drängten und von ihrer völligen Ergebenheit ihn zu überzeugen suchten. Jetzt nahmen sie zu ihren alten Künsten

*) Ob Herzog Magnus und dessen Oheim, Graf Hermann von Sachsen, sich noch zu dem Bunde hielten oder von demselben getrennt hatten, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Von Einigen wird das Erstere bezweifelt, während jedoch die meisten andern ihn immer noch unter die Zahl der gegen den König verbundenen sächsischen Fürsten zu setzen fortfahren.

wieder ihre Zuflucht, schrieben an die rheinischen Fürsten Briefe über Briefe voll Klagen und Schmachreden gegen den König, erinnerten sie an den alten, mit ihnen geschlossenen Bund, baten um Beistand, oder wenn sie diesen nicht zu leisten gesonnen wären, doch wenigstens den König, wenn er Sachsen wieder mit Krieg überziehen wollte, nicht zu unterstützen. Aber alle ihre Klagen und Bitten fanden keinen Anklang mehr. Zu sehr hatten sich die Zeiten geändert, und mit diesen auch das Interesse der Einzelnen, wie der Gesammtzahl der rheinischen Fürsten. Dieses geheime, ängstliche und dabei für den König so beleidigende Treiben der Sachsen blieb Heinrich nicht unbekannt, und nur noch mehr dadurch gereizt, brachte er es bei allen südlichen und westlichen Fürsten Deutschlands dahin, daß sie sämmtlich mit einem feierlichen Eide ihm versprachen, ohne sein Wissen und seine Bewilligung keine Gesandtschaft von den Sachsen anzunehmen, in keine Art von Unterhandlungen sich mit ihnen einzulassen; und als er bald darauf das Osterfest in Worms feierte, und mehrere sächsische Fürsten sich der Stadt näherten, um den König ebenfalls zu begrüßen und ihre Ehrerbietung ihm zu erweisen, schickte er ihnen Boten entgegen, welche ihnen sagen mußten: sie möchten nur eiligst wieder nach Hause gehen, es ja nicht wagen, dem Könige unter das Gesicht zu treten, dem sie nach so schweren ihm zugefügten Beleidigungen noch nicht die gehörige Genugthuung geleistet hätten. Zu gleicher Zeit erließ Heinrich durch das ganze Reich ein Aufgebot zu einem Feldzuge gegen die Sachsen. Am achten Junius (1075) sollte das Heer bei Breitenbach an der Fulda versammelt seyn.

10. Nun folgten Gesandtschaften auf Gesandtschaften an den König. Die Sachsen erboten sich

zu jeder Art von Genugthuung, die nur immer der König und die Fürsten ihnen auferlegen möchten; sie machten die billigsten und annehmbarsten Vorschläge und ließen sich selbst zu den demüthigsten Vorstellungen und Bitten herab *). Aber Heinrichs Haß gegen die Sachsen war unüberwindlich. Die in Goslar versammelten Fürsten und Herren ließ er auffodern, ihm den Bischof Bucco von Halberstadt, den Herzog Otto, den Pfalzgrafen Friedrich nebst noch einigen Andern, die allein sie selbst und das leichtsinnige sächsische Volk zur Empörung aufgereizt hätten, alsogleich auszuliefern. Würden sie darin gehorchen, so wolle er, uneingedenk ihrer bisher begangenen Majestätsverbrechen, ihnen vollkommene Verzeihung ertheilen; wo nicht, so würde auch sie als Empörer dieselbe

*) Unstreitig wird es immer tadelnswerth seyn, wenn blos persönlicher Haß oder auch persönliche Zuneigung die politische Handlungsweise eines Monarchen ausschlieslich motiviren. Wenn man aber hier bedenkt, daß Heinrich, nach den vielen so höchst schmerzhaften Erfahrungen, welche die Sachsen ihn hatten machen lassen, nothwendig die Ueberzeugung gewonnen haben mußte, daß er auf die Treue und die Gerechtigkeit dieser Fürsten nie werde zählen dürfen, und daß sie unter veränderten, ihnen günstigern Zeitverhältnissen sogleich wieder ihre alten, verrätherischen, offenbar nichts Geringeres als das völlige Verderben des Königs bezweckenden Umtriebe wieder anfangen würden; so mußte auch eine gesunde Staatsklugheit es ihm jetzt zum Gesetze machen, den gegenwärtigen, von ihm mit so vieler Mühe und Kunst herbeigeführten Augenblick, der vielleicht sobald nicht wiederkommen könnte, mit allem Ernste zu benutzen, um jene Banal-Feinde, deren Macht und bisheriges Ansehen mit seiner königlichen Existenz unvereinbar zu seyn schien, auf immer unschädlich zu machen; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, möchte Heinrichs anscheinende Härte nicht wohl einem gerechten Tadel unterworfen werden können.

Strafe treffen. — Darauf antworteten die Sachsen: Sie seyen bereit, die von ihm bezeichneten Fürsten gefesselt zu überliefern, sobald dieselben sich weigern sollten, ihm Genugthuung zu geben, nämlich die, von dem gemeinen Volke niedergebrannte Kirche, wie auch das zerstörte Kloster, prächtiger als sie gewesen, wieder aufzubauen, alles, was der Pöbel geraubt, wieder zu ersetzen, dem Könige auch alles, was er zu seiner Entschädigung noch ferner fodern könnte, an Geld und Gütern zu geben und hierauf wegen aller übrigen, gegen sie erhobenen Beschuldigungen, sich zu rechtfertigen. Der König möge also, mehr auf seine Würde als auf Rache bedacht, ein Fürstengericht anordnen und den Beschuldigten sicheres Geleit geben, damit sie ihre Sache vor dem Gericht führen könnten, und dann entweder verurtheilt oder freigesprochen würden. Wollte jedoch der König dieses gerechte Begehren zurückweisen und jene Fürsten blos aus persönlichem Haß verderben wollen, so wären sie entschlossen, mit jenen, mit welchen sie zur Vertheidigung ihrer Freiheit gemeinschaftlich die Waffen ergriffen hätten, auch ferner noch zu kämpfen. Der König möge also entweder ihnen Allen verzeihen, oder sie sämmtlich ohne Ausnahme verdammen. — Die sächsischen Abgeordneten, welche dem Könige diese Antwort hinterbringen sollten, wurden gar nicht vorgelassen, und Heinrich ließ ihnen unter der Hand andeuten, daß, wenn sie sich nicht alsogleich wieder entfernten, er sie als Aufwiegler und geheime Späher behandeln würde. — Als die Sachsen alle Mittel, den König zu versöhnen, fruchtlos erschöpft hatten, rüsteten sie sich ebenfalls zum Kriege. Der Ruf zu den Waffen durchlief jetzt wieder das ganze Land, und weil es hie und da an Waffenvorrath gebrach, so ersetzten diesen Mangel nun dicke, schwer mit Eisen und Blei beschlagene Knittel; und an dem-

selben Tage, an welchem der König über sein Heer bei Breitenbach Heerschau hielt, musterten auch die sächsischen Fürsten das Ihrige, zu dessen Sammelplatz sie Lupizen gewählt hatten.

11. Seit vielen Jahren hatte Deutschland kein so zahlreiches, so wohl gerüstetes und von einem so trefflichen Geiste beseeltes Heer gesehen, als jenes, welches jetzt unter dem Banner des Königes in den Ebenen von Breitenbach lagerte. Alle Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands, Herzoge und Grafen, wie Bischöfe und Aebte hatten ihre Schaaren, zahlreicher als je, in eigener Person herbeigeführt. Man sah hier den Herzog Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern, Gozelo von Niederlotharingen, Thodorich von Oberlotharingen und endlich auch den, dem Könige so getreuen Herzog Wratislav von Böhmen, der mit so vielen Truppen angekommen war, daß man mit diesen allein schon den Feldzug gegen die Sachsen hätte eröffnen können. Auch alle Bischöfe waren gegenwärtig und von persönlicher Heeresfolge nur der Erzbischof Hanno von Köln und der ehrwürdige Theodorich von Lüttich freigesprochen worden; der Erstere, weil der König ihm nicht trauete und der Andere, weil seinem Schutze die Königin war übergeben worden. Indessen hatten doch beide ihre Lehn- und Dienstleute in großer Anzahl, wohl gerüstet und mit allem versehen, zu dem Heere gesandt. — In den angestrengtesten Eilmärschen, so daß an einem Tage zwei Tagmärsche gemacht wurden, zog Heinrich jetzt den Sachsen so schnell entgegen, daß er schon am dritten Tage ganz in der Nähe derselben stand. Auch dieser Marsch war sehr ermüdend gewesen. Noch stand die Sonne nicht im Mittagskreise. Der Tag war sehr schwül (11. Juni). Der König wollte seinem Heere einige

Ruhe gönnen, gab daher Befehl, das Lager aufzuschlagen. Er selbst legte seine Rüstung ab, um auf einem Feldbette ein paar Stunden zu ruhen. Aber in diesem Augenblicke, so wird wenigstens erzählt, trat der Herzog Rudolph von Schwaben in das Zelt zum Könige und meldete ihm: die Sachsen stünden, kaum eine Stunde von hier entfernt, im Lager, ahneten auch nicht von weitem die Nähe des königlichen Heeres und seyen in thörichter Sicherheit blos mit der Pflege ihres Leibes beschäftiget. Man müsse also unverzüglich sie überfallen und angreifen; an einem glänzenden Erfolge sey gar nicht zu zweifeln, besonders da man die ganze Hälfte eines ohnehin sehr langen Sommertages noch vor sich habe. — Freudig sprang der kampflustige junge Monarch vom Lager auf, umarmte den Herzog und versicherte ihn, daß er diesen ihm geleisteten Dienst nie vergessen werde. Dem Heere ward alsogleich das Zeichen gegeben, unter die Waffen zu treten, es in aller Eile geordnet und hierauf gleichsam im Sturmschritte gegen den Feind geführt. Jetzt erst, als die Sachsen die ungeheuern gegen Himmel wirbelnden Staubwolken und gleich darauf die hoch in der Luft wehenden, feindlichen Paniere erblickten, erfuhren sie die Nähe des Feindes. Aber nun gerieth auch ihr ganzes Heer in die größte Bestürzung und Verwirrung. Viele hatten nicht mehr Zeit, sich gehörig zu bewaffnen, viele andere gar nicht einmal ihre Kleidungsstücke anzulegen. Alles rannte in der größten Verwirrung unter einander hin und her, während die Häupter und Anführer sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe über Sorglosigkeit und Mangel an Wachsamkeit machten. Das Heer gehörig in Schlachtordnung zu stellen, war nicht mehr möglich. In einzelnen Haufen und in der größten Unordnung stürzten sich die Sachsen auf die zum Angriff heran-

rückenden Schwaben. Nach einem hartnäckigen Gefechte wurden jedoch diese zum Weichen gebracht. Schnell eilte ihnen jetzt der Herzog Welf mit seinen braven Bayern zu Hülfe. Aber auch die Bayern fingen bald an zu wanken, endlich zurückzuweichen und schon schien sich der Sieg auf die Seite der Sachsen zu neigen, als der König, der den Kern des Heeres anführte, einen neuen Angriff machte und zugleich die treffliche lotharingische Reiterei, die damals für die beste in ganz Europa galt, die Sachsen überflügelte und sie in ihren beiden Flanken und im Rücken angriff. Jetzt vermochte Herzog Otto von Nordheim, der auch in dieser Schlacht als Soldat und Feldherr sich gleich groß zeigte, nicht mehr die Seinigen zusammen zu halten. In wilder Flucht lößte sich das ganze sächsische Heer auf. Die Sieger verfolgten die Fliehenden bis jenseits der Unstrut. Eine Menge derselben ward auf der Flucht erschlagen und von den vielen, die in die Unstrut gesprengt wurden, ertranken die meisten in den Wellen des Stroms. Aber auch auf dem jenseitigen Ufer der Unstrut war für die Fliehenden noch keine Sicherheit, denn Herzog Gozelo ging mit seiner trefflichen Reiterei über den Fluß und verfolgte sie noch über zwei Meilen weit nach der sächsischen Gränze. Das feindliche Lager fiel den Siegern in die Hände. Die Beute war ungeheuer, denn man fand in demselben einen solchen Ueberfluß von Lebensmitteln, von Gold, Silber und prachtvollen Kleidern, daß man hätte glauben mögen, die Sachsen wären nicht zum Kriege, sondern zu festlichen prachtvollen Ritterspielen ausgezogen. — Die Schlacht hatte von Mittag bis des Abends neun Uhr gedauert. Als der König sehr spät am Abend vom Verfolgen des Feindes in das Lager zurückkam, ward er unter wildem Waffengeräusch und frohlockendem Zuruf von dem Heere als Sieger begrüßt. —

Wohl mochte Heinrich mit diesem Tage und seinem an demselben vollbrachten Tagewerk nicht wenig zufrieden seyn *).

*) Unstreitig würde das Detail einer so blutigen Schlacht, wo Deutsche gegen Deutsche mit gleichem Heldenmuthe fochten, manches nicht wenig Interessante darbieten. Aber im Ganzen wissen wir davon eigentlich gar Nichts mit voller Gewißheit, als blos, daß im Jahre 1075 Heinrich den Sachsen — jedoch nicht einmal wo — ein sehr blutiges Treffen lieferte und sie besiegte. Alles übrige, mithin auch das hier oben Erzählte, ist höchst ungewiß, größtentheils nur Dichtung mit einer kleinen Tinktur von Wahrheit gemischt. Die Berichte der Chronisten sind so mangelhaft, oft so unverständig abgebrochen, dabei so unwahrscheinlich und enthalten zum Theil sogar vieles, der Natur der Sache nach völlig Unmögliches, daß es eine vergebliche Arbeit seyn würde, aus solchen Berichten und Angaben sich ein nur einigermaßen anschauliches, der Wahrheit sich näherndes Bild zu entwerfen. Wie läßt es sich z. B. denken, daß Herzog Otto, der nach einstimmigem Zeugniß, und zwar mit Recht, als der größte Feldherr seiner Zeit gepriesen wird, der auch, wie wir in der Folge sehen werden, in allen Schlachten, in denen er den Oberbefehl führte, siegte: daß ein solcher des Krieges vollkommen kundiger Fürst sich so linkisch sollte benommen haben, daß er ein Heer von ungefähr hundert tausend Mann, das doch nicht wie ein Dieb in der Nacht auf den Zehen herbeischleichen kann, sich bis auf eine Stunde Weges hätte können auf den Hals kommen lassen, ohne dessen Annäherung auch nur von weitem zu ahnen? Ferner, wie kann man glauben, daß Otto das sächsische Heer dieß- und jenseits eines Stromes habe lagern lassen, ohne sich zugleich der Communication beider Ufer zu versichern, und dabei noch in einer solchen Entfernung, daß der jenseitige Theil, als der dießseitige angegriffen ward, nicht mehr Zeit hatte, ihm zu Hülfe zu eilen, obgleich die Schlacht doch sieben bis acht Stunden dauerte. Aus den bis zum Tage der Schlacht gepflogenen Unterhandlungen der Sachsen geht deutlich hervor, daß diese im strengsten Sinne des Worts sich

12. Aber der Jubel des Heeres verwandelte sich bald wieder in Trauer. Als man nämlich gleich

---

blos auf der Defensive halten wollten, und nun lassen die Chronisten den Otto eine Stellung nehmen, der zu Folge er einen Strom, statt vor sich, unmittelbar in seinem Rücken hatte, und zwar abermals, ohne durch Herbeischaffung einer gewissen Anzahl von Schiffen und mittelst mehrerer wohl verschanzten Brücken nur einigermaßen für die Möglichkeit eines sichern Rückzuges zu sorgen. — Daß die Sachsen wären überfallen worden, ist eine beinahe handgreifliche Erdichtung des Bruno, offenbar blos um die Schmach einer verlornen Schlacht, die gewöhnlich, obgleich nicht immer mit Recht, auf den besiegten Theil zurückfällt, von seiner Nation abzuwenden. Er erzählt, die Sachsen hätten nicht einmal Zeit gehabt, ihre Kleidung anzulegen, viel weniger sich gehörig zu bewaffnen; und doch sagt er gleich darauf, daß jeder Sachse mit zwei bis drei Schwertern wäre umgürtet gewesen, weil, wie er uns glauben machen will, die Sachsen damals diese Waffe mit ungleich mehr Gewandtheit und weit größerer Stärke, als alle übrigen Deutschen, zu führen gewußt hätten. — Endlich soll auch das Terrain so ungemein durchschnitten und enge gewesen seyn, daß man nur in dichten, hinter einander aufgestellten Massen von schmaler Fronte sich schlagen konnte; und doch hören wir wieder bald darauf, daß die lotharingische Reiterei und die Schaar der Bamberger, welche doch die hintersten Colonnen bildeten, sich auf einmal rechts und links hervorzogen, die Sachsen überflügelten und ihnen in den Rücken und die Flanken fielen. Wer kann daraus klug werden? — Aber die Geschichtschreiber jener Zeit waren Geistlichen, größtentheils Klostergeistlichen, die, wenn auch von dem Schauplatze des Krieges nicht weit entfernt, doch ohne alle Sachkenntniß, was sie nur immer von einem Ritter oder Reitersknecht mochten gehört haben, zusammen schrieben; und so darf man sich daher nicht wundern, daß, wenn es einem, übrigens auch noch so ehrwürdigen Pater Quardian oder Pater Prior einfällt, von der Stellung zweier feindlichen Heere, von

am folgenden Tage mit Aufgang der Sonne das Schlachtfeld wieder in Augenschein nahm, und es mit den Leichen so vieler Tausenden von Erschlagenen bedeckt fand, dabei jetzt auch bald der Eine erfuhr, daß sein Bruder, der Andere, daß sein Sohn, oder irgend Einer seiner ihm theuern Verwandten unter den Todten liege, da hörte man in dem ganzen Lager nichts als Jammer und Klaggeschrei. Auf Seite der Sachsen belief sich der Verlust an Todten auf 8000, bei dem königlichen Heere nur auf 5000 Mann. Aber von dem Letztern waren ungleich mehr Fürsten und Herren gefallen. Man zählte unter den Todten den Markgrafen Ernst von Oestreich, bisher so oft siegreich gegen die Ungarn, ferner den mächtigen Grafen Engelbert, die beiden Söhne des biedern Grafen Eberhard von Nellenburg, und noch eine Menge vornehmer, edler Herren aus Bayern und Schwaben; selbst Herzog Rudolph von Schwaben würde dem Tode nicht entgangen seyn, hätte seine treffliche Rüstung ihn nicht gegen die Schwerter der Sachsen geschützt, und nur seinem undurchdringlichen Helme hatte er es zu verdanken, daß sein eigener Vetter Markgraf Udo von der Ostmark, als beide mit geschlossenem Visier, und daher ohne sich zu kennen, im Getümmel auf einander stießen, ihm nicht den obern Theil des Kopfes spaltete. Mehrere erhaltene sehr starke Quetschungen bewiesen jedoch, wie wenig der Herzog an dem Tage der Schlacht sich geschont hatte. Auf Seite der Sachsen waren, mit Ausnahme des Grafen Gebhard von Querfurt,

---

ihren strategischen Aufmärschen, von der Entwickelung ihrer Colonnen, von den Schwankungen einer Schlacht und den dadurch nothwendig gewordenen Bewegungen ꝛc. ꝛc. etwas zu sprechen oder zu schreiben, auch nothwendiger Weise nichts als wunderliches und unverständliches Zeug herauskommen kann.

nur gemeine Dienst- und Lehnleute gefallen. Die sächsischen Fürsten und übrigen Großen hatten in der Schnelligkeit ihrer Pferde Rettung und Sicherheit gefunden. Dieses vermehrte den Unmuth des königlichen Heeres; denn da gerade die Urheber des Krieges sämmtlich entronnen waren, so fing man an einzusehen, daß durch den so theuer erfochtenen Sieg eigentlich wenig oder nichts gewonnen wäre, und eine zweite nicht minder blutige Schlacht noch bevorstünde. Man bedauerte demnach auch um so mehr das, völlig nutzlos, obgleich stromweise vergossene Blut der vielen tausenden, an dem Kriege völlig schuldlosen gemeinen Dienstleute, besonders da eine große Anzahl sächsischen Fußvolkes, das man zur Bedeckung im Lager zurückgelassen, aber nachher völlig vergessen hatte, wie gemeines Schlachtvieh war hingewürgt worden. Vielen machte sogar ihr Gewissen Vorwürfe darüber, daß so viele tausend Deutsche von Deutschen wären erschlagen worden, und der größte Theil des Heeres zeigte wenig Lust zur Fortsetzung des Krieges. In diesem kritischen Augenblicke erzeigte der Erzbischof Siegfried von Mainz dem Könige einen ungemeinen, aber im höchsten Grade schändlichen Dienst. Plötzlich trat er nämlich öffentlich hervor und schleuderte unter den Augen des Heeres den Bannfluch gegen die Thüringer, und zwar aus der Ursache, weil sie im vorigen Jahr, wahrscheinlich als er wieder den Zehnten eintreiben wollte, mit dem Schwerte in der Faust in die Kirche gegen ihn eingedrungen wären. Diesen schrecklichen Mißbrauch der bischöflichen Gewalt, diese frevelhafte Verletzung bestehender Kirchensatzungen sahen natürlicher Weise die ununterrichteten Laien, die Vornehmen wie die Niedrigen, nicht ein; besonders da Siegfried vorgab, er sey zu diesem Verfahren unmittelbar von dem Pabste ermächtiget worden.

Der Krieg erhielt also jetzt auch eine Art religiöse Schattirung. Die Gewissen wurden demnach beschwichtiget; denn die rohen Krieger glaubten nun allzumal, daß gegen Gebannte und mit dem Fluche der Kirche Beladene auch die Fortsetzung eines, obgleich mörderischen und verheerenden Feldzuges, wenn nicht gerade ein Gott wohlgefälliges, doch wenigstens ganz sündenloses Werk sey.

13. Heinrich brach nun mit dem Heere auf und zog durch Thüringen nach Sachsen. Der Rauch brennender Dörfer, der Schutt niedergebrannter Kirchen und Flecken, Trümmer zerstörter Burgen und Schlösser, und mitunter aufgehäufte Leichen ermorderter, wehrloser Menschen bezeichneten den Marsch des königlichen Heeres. Die sächsischen Fürsten und Herren hatten sich in ihre festen Schlösser geflüchtet. Ohne einem Feinde zu begegnen, konnten einzele königliche Heerhaufen, mit dem Schwert und der Brandfackel in der Hand, alles verheerend und verwüstend, das Land nach allen Richtungen durchziehen. Die armen Landleute flüchteten in Wälder und Gebirgshöhlen, und zwar in der Hoffnung, daß ihre Frauen und Töchter sehr leicht einen sichern Zufluchtsort in den Kirchen finden könnten. Diese zu zerstören, hatte zwar Heinrich strenge verboten. Aber des Königs Gebot ward nicht befolgt, und gerade waren es die Lehnleute der bei dem königlichen Heere befindlichen Bischöfe, welche der Kirchen und deren Güter am wenigsten schonten. Eine nicht minder schreckliche Plage für das unglückliche Land war noch überdieß der zahllose, dem siegenden Heere folgende Troß, der mit jedem Tage sich vermehrte, und dessen raubgierigen, alles erspähenden Augen nichts entging, selbst nicht die an den unbekanntesten und einsamsten Orten verborgenen Kostbarkeiten.

Aber an Wildheit, Grausamkeit und den unerhörtesten Freveln sollen die Böhmen selbst die zügellosesten Schaaren noch bei weitem übertroffen, ärger als Heiden gewüthet und hie und da sogar Kirchen sammt dem darin geflüchteten Frauenvolk, nachdem sie dieses vorher auf das schändlichste mißhandelt hatten, verbrannt haben. So drang das königliche Heer bis Halberstadt vor. Während dieses Zuges ließ Heinrich die Fürsten auffodern, sich ihm zu ergeben. Aber diese, obgleich sie den über das ganze Land hin verbreiteten Greuel der Verwüstung von den Zinnen ihrer Burgen erblicken konnten, trauten dennoch dem Könige nicht, blieben unbeweglich hinter ihren festen Wällen und Mauern und erwarteten den Zeitpunkt, da Mangel an Lebensmitteln den König zum Rückzuge zwingen würde. Dieser Zeitpunkt konnte nicht mehr sehr ferne seyn, da der tägliche Bedarf des zahlreichen Heeres ganz ungeheuer war, und zudem auch die blinde Wuth der wilden Krieger schon große Vorräthe an Feldfrüchten jeder Art muthwillig zerstört hatte. Inzwischen besuchte Heinrich jetzt wieder einmal sein geliebtes Goslar. Von mehreren Bischöfen ward er hier auf das prächtigste empfangen; auch ergaben sich ihm zu Goslar der Markgraf Udo von der Ostmark, der Bischof Werner von Merseburg und noch einige andere sächsische Großen. Udo, der seinen Sohn als Geißel stellte, erhielt sogleich wieder seine Freiheit. Bischof Werner ward dem Abte von Lorsch, die Uebrigen einigen andern Herren zur Aufbewahrung übergeben. — Da die Lebensmittel schon anfingen selten zu werden, und die Erntezeit noch auf mehrere Wochen entfernt war, schickte Heinrich an die sächsischen Fürsten eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz stand. Sicgfried gab sich alle Mühe, die Sachsen zu bewegen, sich unbedingt dem Könige zu

ergeben. Er bürgte ihnen dafür, daß sie vielleicht selbst schon am Tage ihrer Uebergabe oder doch gleich darauf ihre Freiheit wieder erhalten, und weder ihre Würden und Lehen, noch irgend Etwas von ihren Familiengütern verlieren sollten. — Die Sachsen antworteten darauf: des Königes nicht leicht zu versöhnendes Gemüth sey ihnen bekannt, und was seine, des Erzbischofes, Bürgschaft betreffe, so hätte diese für sie gar keine Geltung; denn durch sein bisheriges schwankendes, zweideutiges Benehmen hätten seine Worte wie seine Versprechungen längst schon allen Werth verloren. Sollte jedoch Gott das Herz des Königs gerührt und Heinrich wirklich einiges Erbarmen mit ihrem grenzenlosen Unglück haben, so würden sie seine Gnade mit Dank annehmen und ihm künftig mit Treue und Ergebenheit dienen. Wollte er aber darauf bestehen, daß sie sich selbst ihm unbedingt überliefern sollten, so seyen sie entschlossen, lieber als freie Männer mit dem Schwerte in der Hand auf dem Schlachtfelde eines ehrenvollen Todes zu sterben, als mit Verlust ihrer Würden und Besitzungen schmachvoll und verachtet in ewiger Haft zu leben. Auch dieser letzte Versuch war also ebenfalls mißlungen und mußte nothwendig mißlingen, weil weder der König den Fürsten, noch diese dem Könige traueten, mithin ein jeder foderte, was der Andere nicht gewähren zu dürfen glaubte. — Heinrich ging nun mit seinem Heere von Halberstadt nach Eschwege zurück. Hier entließ er dasselbe und erlaubte jedem in seine Heimath zurückzukehren; jedoch erst, nachdem er von sämmtlichen Fürsten das sichere Versprechen erhalten hatte, daß sie mit ihrer ganzen Mannschaft, zu einem neuen Feldzuge wohl gerüstet, am zwei und zwanzigsten Oktober bei Gerstungen versammelt seyn würden. Heinrich selbst begab sich hierauf nach Worms.

14. Nach vielen trüben und nebelichten Tagen war nun dem Könige die, ihm sich so lange verbergende Sonne des Glückes wieder aufgegangen. Seitdem er herrschte, hatte er noch nie so zufrieden, so stolz und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken können, als jetzt. Als ein nunmehriger Günstling des Glückes half dieses ihm jetzt auch sogar da auf, wo weder Er selbst, noch ein Anderer ihm zu helfen vermocht hätten. Durch die langen Unruhen nämlich, und besonders durch den großen Aufwand, den der sächsische Feldzug erfodert hatte, waren die Koffer des Königs völlig erschöpft. Ihn drückte schwere Geldnoth, und zum Kriegführen ist doch Geld das erste Bedürfniß. Aber kaum in Worms angekommen, langten auf einmal und ganz unerwartet ungeheure Summen von Gold und Silber aus Rußland an, die der Großfürst Jaroslav dem Könige sandte, um ihn zu bewegen, seinem, des Großfürsten, aus Rußland vertriebenen und nach Deutschland geflohenen Bruder Demetrius keinen Beistand zu leisten. Diese Schätze hätten zu keinem erwünschtern Zeitpunkt ankommen können; und Heinrich war nun eines glücklichen Erfolges des in einigen Monaten bevorstehenden Feldzuges schon im voraus versichert. — Aber noch weit größern Gewinn brachte es dem Könige, daß es ihm jetzt gelang, den eben so weisen als willenskräftigen, und des Krieges nicht unkundigen Herzog Gozelo von Niederlotharingen auf immer an sich und seinen Dienst zu fesseln. Durch den Tod nämlich des hoch betagten, ehrwürdigen Theodorichs war der bischöfliche Stuhl von Lüttich erlediget worden. Gozelo hatte einen Bruder, oder wenigstens sehr nahen Blutsverwandten, Namens Heinrich, der Kanonikus zu Verdün war. Der Herzog wünschte, daß dieser ein Bisthum erhalten möchte. Heinrich erfuhr es, eilte sogleich mit zuvorkommender Bereit-

willigkeit dem Wunsche Gozelo's entgegen, und ertheilte nun ohne zu säumen jenem Heinrich den erledigten Stuhl von Lüttich. Hatte Gozelo bisher blos aus politischen Rücksichten, und nach der jedesmaligen Lage der Dinge, sich bald mehr, bald weniger zu dem Könige gehalten; so ergab er sich ihm von jetzt an aus Dankbarkeit ganz unbedingt mit unverbrüchlicher Treue. Der König hatte also durch diese Vergebung eines Bisthums zwei treue Freunde gewonnen, denn auch der neue Bischof Heinrich vergaß nie die von dem König erhaltene Wohlthat.

15. Nicht minder ermunternd waren auch die Nachrichten, welche Heinrich aus Sachsen erhielt. Kaum hatte der König mit seinem Heere das Land verlassen, als sogleich auch Sachsens und Thüringens Fürsten von ihren Burgen herabkamen und neue Volksversammlungen anstellten. Sie hofften, den völlig gebrochenen Muth der Nation auf das neue zu beleben und zur Fortsetzung des Krieges gegen den König zu bewegen. Aber nun war das Volk, das heißt, die Menge der Lehnleute und Dienstmannen im höchsten Grade gegen die Fürsten erbittert. Sie warfen denselben vor, daß sie durch täuschende Ueberredung und Uebertreibung die Nation zur Empörung gegen den König verführt hätten, und als es endlich zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht gekommen wäre, da hätten die Fürsten, blos auf ihre eigene Sicherheit bedacht, in der Schnelligkeit ihrer Pferde ihr Heil gesucht, sie aber dem Schwerte ihrer Feinde preisgegeben, so daß eine zahllose Menge der Ihrigen wie das Vieh wäre abgeschlachtet worden. Die Fürsten, beschämt und unwillig, warfen die Anklage auf die Lehnleute und Dienstmannen zurück, beschuldigten sie der Feigheit und Unthätigkeit, während sie selbst die ruhmwürdigsten

Thaten vollbracht hätten. Aber gerade dadurch ward die zahlreich versammelte Menge nur noch ergrimmter. Sie griff jetzt sogar zu den Waffen. Eine schreckliche Meuterei schien ausbrechen zu wollen; es war zu befürchten, die Fürsten möchten von ihren eigenen Leuten ergriffen und gefesselt dem Könige überliefert werden. Natürlicher Weise lenkten sie jetzt schnell wieder ein, ließen sich sogar zu Bitten herab, und nun gelang es dem schlauen Herzog Otto von Nordheim und dem beredten unruhigen Bischof Bucco von Halberstadt die Gemüther wieder zu beruhigen, und zwar vorzüglich durch das Versprechen, dem unglücklichen Lande um jeden Preis den Frieden zu verschaffen. Wirklich wurden auch zwei, dem Könige angenehme Individuen, nämlich der Erzbischof Liemar von Bremen und der Markgraf Udo von der Ostmark, der sich unlängst dem Könige unterworfen hatte, als Gesandte an denselben erwählt. Mit dieser Wahl waren die Gemeinen zufrieden, und beruhiget trennte sich nun wieder die Versammlung. Aber die Fürsten gaben den Gesandten Aufträge, von denen, wie man voraussehen konnte, kein glücklicher Erfolg zu erwarten war. Die alten, schon einigemal von dem Könige verworfenen Foderungen wurden wiederholt, und daher abermals von Heinrich verworfen. Jetzt nahmen die Fürsten wieder zu den alten Künsten ihre Zuflucht. Durch die übertriebensten Klagen über die Grausamkeit und Unversöhnlichkeit des Königes, und besonders durch schreckhafte Darstellung aller der Drangsale, die noch in der Zukunft über das Land kommen würden, suchten sie die Sachsen auf das neue gegen den König zu reitzen und zu erbittern. Aber der Geist der Nation war erschlafft, oder vielmehr sie war klug genug geworden, um einzusehen, daß die Fürsten, blos ihres eigenen Vortheils und nicht des gemeinsamen Bestens

wegen den Krieg angefangen hätten, und ihn jetzt auf Kosten des Volkes noch länger fortzusetzen strebten. Noch mehrere Gemeindeversammlungen wurden gehalten, die jedoch kein anderes Resultat hatten, als daß, so oft man sich trennte, die Ansichten immer verschiedener, und der Wunsch und das Verlangen nach Friede immer allgemeiner und vorherrschender wurden.

16. Inzwischen rückte der Tag heran, an welchem das königliche Heer bei Gerstungen versammelt seyn sollte. Als Heinrich allda ankam, fand er zu seiner größten Zufriedenheit alle Bischöfe, Aebte und Grafen Deutschlands mit ihren Lehnleuten und Dienstmannen auf dem Sammelplatz, eben so auch die beiden Herzoge von Ober- und Niederlotharingen. Durch die zahlreichen, dabei auserwählten und treflich gerüsteten Schaaren, welche der Herzog Gozelo herbei geführt hatte, zeichnete sich dieser wieder vor allen übrigen aus. Aber dafür fehlte Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern und Bertold von Kärnthen. Alle drei Herzoge ließen dem Könige entbieten: „Es reue sie das viele schon vergessene, und zwar fruchtlos vergossene Blut; auch mißfalle ihnen die Härte und Unversöhnlichkeit des Königes, dessen Zorn gegen die Sachsen weder durch deren Thränen, noch durch die, in den Feldern Thüringens geflossenen Ströme Blutes wäre besänftiget worden. Unmöglich könnten sie sich demnach entschließen, auch an diesem neuen Feldzuge gegen die unglücklichen Sachsen und Thüringer Theil zu nehmen.“ — Daß diese drei Herren indessen von den Sachsen waren gewonnen worden und sich in ein geheimes Verständniß mit denselben eingelassen hatten, — daran war nun nicht mehr zu zweifeln; uud eben so klar ist es auch, daß nicht zarte Theilnahme an dem Schick-

sal der Sachsen, sondern blos die Furcht, die königliche Macht, die sie doch immer mehr herabzudrücken, ja wohl zu vernichten strebten, möchte durch die völlige Unterwerfung der Sachsen allzu sehr erhöhet werden; die einzige Ursache war, warum sie jetzt ihr vor einigen Monaten in Eschwege gegebenes Fürstenwort, welches freilich in jenen Zeiten, wie wir schon mehrmal gesehen, bei weitem nicht den Werth des Wortes eines Bürgers aus Worms oder Köln hatte, so treulos wieder zu brechen sich erfrechten. — Durch den Abfall der drei Herzoge war zwar das königliche Heer minder zahlreich, als das erstemal; aber immer noch stark genug, um besonders bei der jetzigen zerrissenen innern Lage Sachsens das angefangene Werk glücklich zu vollenden. Heinrich brach also mit seinem Heere auf, und zog jedoch nur in langsamen Märschen — wahrscheinlich um den Sachsen noch Zeit zur Besinnung zu lassen — nach Thüringen. Indessen hatten auch die sächsischen Fürsten ein nicht ganz unbedeutendes Heer bei Nordhausen zusammen gezogen. Von hier aus ordneten sie schon wieder Gesandte an den König mit der Bitte ab: Einige von seinen Fürsten an sie zu schicken, mit welchen sie unterhandeln, und Allem, was diese als Recht erkennen würden, sich fügen wollten. Die Gesandten waren schon angekommen, bevor der König Gerstungen verlassen hatte. Anfänglich schien Heinrich wenig geneigt, diese Bitte zu gewähren; gab jedoch nach drei Tagen auf das anhaltende Flehen der Abgesandten nach, und versprach einige Bischöfe oder Fürsten in das sächsische Lager zu schicken. Aber aus Furcht partheiisch zu erscheinen entweder für den König oder für die Sachsen, wollte Niemand diesen Auftrag übernehmen. Erst nach einigen Tagen, während der König, obgleich langam, doch immer wieder verheerend bis an die Helbe

vorgerückt war, entschlossen sich endlich der Herzog Gozelo von Niederlotharingen und vier Bischöfe, nämlich Siegfried von Mainz, Gebhard von Salzburg, Adalbero von Würzburg und Embricho von Augsburg, zu den Sachsen zu gehen und eine Friedensvermittelung zu versuchen. Diesen, sobald sie in das Lager kamen, warfen sich die sächsischen Fürsten zu Füßen, suchten auf alle Weise ihr Mitleiden zu wecken, aber zugleich auch ihnen begreiflich zu machen, daß das eigene Interesse aller Fürsten Deutschlands mit dem ihrigen innigst verschmolzen sey; wohl möchten sie daher bedenken, ob nicht des Königes jetziges gesetzloses Verfahren gegen die Sachsen nicht eines Tages auch sie selbst und alle übrigen Fürsten treffen könnte. — Gozelo und die vier Bischöfe erwiederten: Sie wären nicht gekommen, weder um die Gründe des Aufstandes der Sachsen zu untersuchen und zu verdammen, noch auch die Strenge des Königes zu loben, sondern um ihnen zu bedeuten, daß ihr, seit Jahrhunderten im Reiche unerhörtes Unternehmen nur dadurch gesühnt werden könnte, daß sie sich dem Könige ergäben, und seine und des Reiches Majestät, die sie so sehr verletzt hätten, öffentlich und reumüthig anerkennten. Die Gesandten fügten noch hinzu, daß sie erbötig wären, ihnen dafür zu bürgen, daß sie weder an ihrem Leben und ihrer Freiheit, noch an ihren Würden, Lehen und übrigem Eigenthum nur im mindesten würden gefährdet werden; und um diese Zusage eidlich bekräftigen zu können, kehrten die Gesandten augenblicklich wieder zu dem Könige zurück, um ihn zu fragen, ob er sie zu einem solchen Versprechen ermächtige. Mit Freude soll Heinrich seine Einwilligung dazu gegeben und sogar diese mit einem Eide bekräftiget haben *).

---

*) Mit Bestimmtheit läßt sich jedoch dieß durchaus nicht

Ungesäumt eilten die Gesandten wieder zu den Sachsen zurück. Aber zu ihrem größten Erstaunen fanden sie jetzt die Gesinnungen der sächsischen Fürsten völlig verändert. Kein Gedanke mehr an Unterwerfung. Es fehlte daher nicht an stürmischen Auftritten in dem Lager; man hörte sogar wieder den Ruf zu den Waffen. Als aber die Fürsten doch endlich wieder bedachten, daß alle ihre Lehn- und Dienstleute in dem sehnlichen Wunsche nach Frieden mit dem Könige beharrten, auch Gozelo und die vier Bischöfe das ihnen vor einigen Tagen gemachte Versprechen eidlich bekräftigten, auch sogar noch beifügten, daß sie, wenn sie dem Könige und den Foderungen des Reiches durch eine augenblickliche persönliche Unterwerfung Genugthuung geleistet hätten, sogleich entlassen, und vielleicht noch an demselben Tage ihnen, ohne alle Minderung und Beschränkung ihrer bisherigen Verhältnisse, in ihre Länder wieder zurückzukehren gestattet werden sollte, so legte sich auch wieder der Sturm in ihren Gemüthern, und sämmtlich willigten sie nun, obgleich mit beklommener Brust, in die für sie so schwere Bedingung persönlicher Unterwerfung. Der Friede ward also unterzeichnet, jedoch von Seite der sächsischen Fürsten nicht ohne manche bittere Thräne und ohne manches die Unterschrift begleitendes Angstgeschrei.

---

sagen. Lambert sagt nur: sicut vulgata in plurimos *fama* loquebatur. Auch bei den übrigen Chronikern heißt es blos: Fama testante. Noch deutlicher spricht die Vita Henrici: *sperantes* (Saxones) regem sola deditione contentum gratiam suam facile donaturum. Sed longe praeter spem evenit. — Wohl wäre es auch möglich, daß die königlichen Gesandten ihre Vollmachten überschritten. Wegen der Folge späterer Ereignisse wollten wir einstweilen diese Bemerkung voran gehen lassen.

17. Als die Nachricht von dem geschlossenen Frieden in dem königlichen Lager ruchbar ward, gab es sich erst recht kund, wie wenig Lust das Heer zu einem neuen blutigen Kampfe mit den Sachsen hatte. Alles war voll Freude; überall hörte man nur Jubel, und der Eine wünschte dem Andern Glück, jetzt ohne alles Blutvergießen einen so herrlichen Sieg errungen zu haben. — Unverzüglich ward nun das sächsische Heer aufgelößt. Als dieß geschehen war, ließ Heinrich sein Heer auf der vor dem Lager sich mehrere Meilen weit hinstreckenden Ebene in zwei Treffen, jedoch mit gegen einander gewendeter Front, aufstellen; denn das gesammte Heer sollte jetzt Zeuge des großen Schauspiels seyn, welches Heinrich ganz Deutschland und der Welt zu geben im Begriffe stand. In der Mitte zwischen beiden Heerabtheilungen ward ein Thron errichtet, und Zufriedenheit und stolzes Selbstgefühl strahlten aus den Augen des jungen Monarchen, als er denselben bestieg und sämmtliche bei seinem Heere anwesenden Fürsten, Bischöfe und Edeln in ehrerbietiger Stellung seinen Thron umgaben. Alle Blicke waren jetzt auf Heinrich gerichtet. Aber welche Empfindungen mußten jetzt in seiner Brust rege werden, als er dieselben stolzen und einst so mächtigen Männer, die von seiner frühesten Jugend an ihn gehaßt, verläumdet, grausam verfolgt, sogar einigemal Thron und Leben ihm zu rauben gesucht hatten, nun tief gebeugt und mit gesenktem Blick herankommen sah. Sobald Heinrich sich auf dem Throne niedergelassen hatte, wurden ihm sämmtliche sächsische und thüringische Fürsten ihrem Range nach, zuerst die Bischöfe und Fürsten, dann die Grafen und übrigen Herren, alle völlig entwaffnet, baarfuß und mit unbedecktem Haupte vorgeführt. Einer nach dem Andern näherte sich dem Throne, warf sich an den

Stufen desselben nieder, bat reumüthig um Verzeihung und unterwarf sich der Hoheit und Majestät Heinrichs, seines Herrn und Königes (Ende Oktob. 1075). — Die Gefangenen wurden einstweilen andern Fürsten und Bischöfen in solange zur Aufbewahrung und Bewachung übergeben, bis in einer nächstens zusammen zu berufenden Versammlung von Fürsten nach Recht über sie würde erkannt worden seyn. — Den übrigen minder mächtigen Herren, welche sich noch nicht unterworfen hatten, ward ein äußerster Tag dazu festgesetzt, und zwar mit der Drohung, in die Acht erklärt zu werden, wenn sie denselben, ohne sich ergeben zu haben, würden vorüber gehen lassen. Der König kehrte hierauf nach Gerstungen zurück, entließ hier sein Heer und ging nach Worms, wo er schon am 10. Nov. desselben Jahres sich wieder befand.

18. Großes, ja Größeres, als seine treuesten Freunde und Rathgeber hoffen konnten, hatte jetzt Heinrich in dem fünf und zwanzigsten Jahre seines Lebens errungen. Aber gestehen muß man auch, daß der junge Monarch in dem so verworrenen und blutigen Conflikt mit den stolzen Sachsen, besonders wenn von seinen eigenen Bischöfen und Fürsten verlassen, verrathen, getäuscht und belogen, alle Eigenschaften einer ungewöhnlich starken Seele entwickelte: unerschütterliche Standhaftigkeit, Gleichmuth im Unglück, seltene Klugheit, unermüdete Thätigkeit, Kriegskunde, persönliche Tapferkeit und selbst an Schlauheit seine Gegner nicht selten übertreffend, von denen er die Einen gewann, die Andern schreckte, wieder Andere von einander trennte, zuletzt alle überwand, und endlich gerade seine stolzesten und ärgsten Feinde zwang, ihren Nacken vor seinem Namen und seinem Throne zu beugen. — Wohl mochte Heinrich jetzt

hoffen, das er das, was sein großer Vater Heinrich III. erstrebt hatte, nun wirklich erreichen werde. Aber gerade jetzt, wo unumschränkte Herrschergewalt sich ihm schon in naher Perspektive zeigte, trat ihm plötzlich und ganz unerwartet ein Mann entgegen, dessen unsichtbare Macht die Welt und auch Heinrich damals noch nicht kannte, der, ohne Gold und Eisen, blos durch die Kraft seines Wortes ihm gefährlicher ward, als die vereinten Waffen aller deutschen Fürsten ihm hätten werden können; und diese seltene und höhere Menschennatur, die Heinrichs Thron, der jetzt mehr als je befestiget zu seyn schien, gleichsam blos mit einem Hauche ihres Mundes stürzte, war niemand anderes als Pabst Gregor der Siebente. — Bevor wir aber das Verhältniß Heinrichs zu diesem großen Pabste erklären und zur Erzählung des zwischen beiden entstandenen, wahrhaft auf Tod und Leben geführten Kampfes uns wenden können, müssen wir uns erst in dem bisherigen Laufe der allgemeinen Völkergeschichte einen, jedoch nicht sehr bedeutenden Rückschritt erlauben und den, in dem zwei und zwanzigsten Band abgebrochenen Faden der speciellen Geschichte unserer heiligen Kirche wieder auffassen.

X.

Specielle Kirchengeschichte.

Pontificat Nicolaus II.

1. Der sterbende Pabst Stephan IX. hatte den Cardinälen geboten, nicht eher, als bis der Diacon Hildebrand, den er nach Deutschland an den Hof der Kaiserin Agnes gesandt hatte, zurückgekehrt seyn würde, zu einer neuen Wahl zu schreiten. Diese

ward also auch wirklich bis dahin ausgestellt. Aber schon in den ersten Tagen nach Stephans Tode wurden die Römer in einer Nacht plötzlich durch Waffengeräusch und tumultuarisches Geschrei aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Die Grafen von Tusculum und Galeria hatten an der Spitze zahlreicher kriegerischer Schaaren Rom überrumpelt und waren in die Stadt eingedrungen. Sie führten den Bischof Mincius von Veletri, einen Sprossen des tusculanischen Hauses, mit sich, um ihn als Nachfolger des verstorbenen Pabstes der römischen Kirche aufzudringen. Die ganze Stadt ward aufgeregt. Der Tumult dauerte einige Tage, während derselben Leute in die Häuser der Bürger liefen, Geld austheilten und das Volk für die Sache des Mincius zu gewinnen suchten. Jeder schlechte Zweck wird gewöhnlich durch Geldspenden am leichtesten erreicht. Auch die Grafen von Tusculum erreichten den ihrigen. Verschiedene mächtige Familien des römischen Adels standen ohnehin schon mit ihnen in Verbindung; der Pöbel ward gewonnen, eben so auch ein Theil des niederen Clerus, und Mincius nun wirklich auf den Stuhl des heiligen Petrus gesetzt. Er nahm den Namen: Benedikt der Zehnte an. — Diesem gewaltsamen und gottlosen Unternehmen hatte sich zwar der Cardinalbischof Petrus Damiani an der Spitze aller übrigen Cardinäle nach Kräften widersetzt. Aber die Feinde waren zu mächtig, die Bessergesinnten viel zu schwach, wurden daher auch bald gezwungen, wollten sie sich nicht ermorden lassen, aus Rom zu entfliehen.

2. Die Nachricht von diesem, jetzt seit geraumer Zeit nicht mehr erhörten Frevel setzte alle Gutgesinnten in ganz Italien in Bestürzung. Bald flog die Kunde davon auch über die Alpen und kam zu den Ohren der Kaiserin Regentin. Agnes, die durch

diese gewaltsame, zugleich auch ohne ihre Mitwirkung geschehene Besetzung des römischen Stuhles die Rechte ihres Sohnes, des Königes, verletzt fand, sandte augenblicklich den Diakon Hildebrand wieder zurück, um in Verbindung mit dem Herzoge Gottfried, an den sie ihm Aufträge mitgab, den Eingedrungenen wieder aus Rom zu vertreiben. — Bei seiner Ankunft in Italien berief Hildebrand alsogleich sämmtliche Cardinäle wie auch alle übrigen aus Rom entflohenen Geistlichen zu einem Concilium nach Siena. Wahrscheinlich wohnten auch mehrere wohlmeinende, der tusculanischen Faction nicht angehörende Männer, sowohl aus dem römischen Adel wie aus dem Volke, dieser Synode bei. Auf Hildebrands Antrag ordnete die Versammlung eine neue Gesandtschaft nach Deutschland, um die Regentin, wie früher Heinrich III., zu ersuchen, für würdige Besetzung des erledigten apostolischen Stuhles Sorge zu tragen; zu gleicher Zeit aber erhielten die Abgeordneten auch den Auftrag, der Kaiserin, im Namen der zu Siena versammelten Cardinäle, den Bischof Gerhard von Florenz zum Pabste vorzuschlagen. Gerhard war der Kaiserin bekannt, ward auch seiner Tugenden wegen von ihr sehr geschätzt. Ohne Anstand genehmigte sie also den Vorschlag der Gesandten, worauf die Cardinäle und übrigen Geistlichen ihn zu Siena auf das neue in einer förmlichen Wahl einstimmig erwählten (Dez. 1058). Der Neuerwählte legte sich den Namen Nicolaus II. bei. Gleich im Anfange des folgenden Jahres führte Herzog Gotfried an der Spitze einer zahlreichen kriegerischen Mannschaft den neuen Pabst nach Rom. Auch viele Bischöfe aus Tuscien und der Lombardei folgten dem Pabste dahin. Bei dem Anblicke so vieler Bischöfe, und besonders der toscanischen bewaffneten Macht entfiel dem Anhang des Mincius

der Muth. Er selbst sammt den tusculanischen Ruhestörern nahmen die Flucht. Nicolaus ward demnach von den durch die toscanische Macht geschreckten Römern mit der größten Ehrfurcht empfangen und im Jänner des Jahres 1059 feierlich inthronisirt. — Was den Bischof Mincius betrifft, so ward derselbe in einem zu Sutri gehaltenen Concilium nicht nur der bischöflichen Würde entsetzt, sondern auch die Ausübung aller priesterlichen Functionen ihm für sein ganzes Leben untersagt *).

3. Auch Nicolaus II. betrat die von dem heiligen Pabste Leo IX. gebrochene Bahn. Auch er machte es sich zu einer seiner wichtigsten Aufgaben, die Kirche von den beiden, sie mit Schmach bedeckenden und immer mehr zerrüttenden Uebeln, nämlich von der Simonie und der Unenthaltsamkeit ihrer Diener zu reinigen. Aber obgleich seit den Zeiten Leo's eine Menge und zwar immer geschärfterer Verordnungen gegen Simonie und die Unzucht des Clerus war erlassen worden, so hatte man doch bisher nur sehr Weniges, und selbst dies Wenige höchst unvollkommen erreicht. Der neue Pabst und dessen Freund Hildebrand, der das Meiste zur Erhebung

---

*) Mincius war ein äußerst beschränkter, durchaus zu nichts fähiger Mann, ein willenloses Werkzeug in den Händen des Grafen von Galeria. Aus eigenem Antriebe würde er sich nie eines so gewaltsamen Unterfangens erkühnt haben. Petrus Damiani in einem seiner Briefe sagt von ihm: Ita est homo stolidus, deses, ac nullius ingenii, ut credi possit nescire, per se talia machinari. — Dieser unselige Bischof soll eigentlich Johannes geheißen haben, und Mincius nur ein aus dem italienischen Worte Minchione, was einen einfältigen Menschen bezeichnet, in das Lateinische übertragener Spottname gewesen seyn.

desselben beigetragen hatte, und daher auch von Allem, was geschah und geschehen sollte, die Seele ward *), begriffen jetzt sehr wohl, daß, bevor jene große

*) Der Einfluß, den Nicolaus II. dem Hildebrand gestattete, war so groß, daß man wohl sagen könnte: Beide hätten die Kirche und den Staat gemeinschaftlich regiert. Aber gerade dieß veranlaßte neuere Geschichtschreiber, den intellectuellen Charakter dieses Pabstes sehr ungünstig zu beurtheilen. Er sey, sagen sie, ein Mann ohne Geist und Willenskraft gewesen. Wohl möglich, daß dieses ungerechte Urtheil zum Theil auf dem beruhet, was der durchaus so höchst verdächtige Benzo in seiner gewöhnlichen, gemeinen und pöbelhaften Manier von diesem Pabste und dessen Freund Hildebrand sagt: „De cetero pascebat suum Nicolaum Prandellus — (so nennt Benzo den Hildebrand) — in latarensi palatio, quasi asinum in stabulo.“ — Ganz anders lautet über diesen Pabst der Bericht des Damiani, der doch schwerlich je in seinem Leben etwas gelobt hat, das nicht lobenswerth gewesen. „Bene,“ sagt Damiani „litteratus est et *vivacis ingenii*, sine suspicione castus, in erogandis eleemosynis pius. — Für den Verstand und die Einsicht des Pabstes Nicolaus zeugt schon sehr vortheilhaft der Umstand, daß er das ungewöhnliche Talent Hildebrands zu würdigen wußte und dessen Geist begriff. Wer den wahren Maßstab der Geister gefunden hat, gehört schon zu den mehr als gewöhnlichen Menschen. Warum hätte der Pabst nicht den Grundsätzen und Maximen Hildebrands folgen sollen, so bald er sie als sehr weise und zum Zweck führend erkannte? Im Gegentheil sind es gerade die beschränktesten, am Geiste ärmsten und in einen engen Kreis von wenigen Ideen gebannten Köpfe, welche am eigensinnigsten sind, jedes Andern Rath verschmähen, oder wenn sie ihn einmal doch annehmen, so vieles von dem Ihrigen hinzuthun, daß aus dem guten Rath ein schlechter wird. Nicolaus folgte zwar der Leitung Hildebrands, aber nicht wie ein Blinder, sondern als ein Mitsehender und ein Mann, dem es ebenfalls an richtigem Urtheil und scharfem Blick nicht gebrach.

und schwere Aufgabe vollkommen gelößt werden könnte, man sich durchaus zuerst mit einer nicht minder wichtigen Vorfrage in allem Ernste beschäftigen müsse. Und diese Vorfrage war: was ist jetzt zu thun, um dem römischen Stuhl die ihm geziemende primitive Heiligkeit und Erhabenheit auch für alle folgenden Zeiten zu erhalten; denn wie wäre es möglich, die Kirchen Italiens, Deutschlands und Frankreichs von den beiden so eben erwähnten, ihnen so sehr anklebenden Flecken der Simonie und Unenthaltsamkeit zu reinigen, so lange die römische Kirche, die Mutter aller übrigen Kirchen, selbst nicht rein ist? Die Erfahrungen der Vergangenheit hatten den Pabst und Hildebrand vollkommen überzeugt, daß der bis dahin bestandene Grundsatz, dem zu Folge der Pabst von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt und von dem Kaiser bestätiget werden sollte, durch den so sehr veränderten Charakter der Zeiten höchst mangelhaft geworden, mithin durchaus nicht länger mehr anwendbar wäre. Wie oft waren, besonders in den verflossenen drei letzten Jahrhunderten, nicht Päbste auf ganz andere als canonische, das heißt, der Heiligkeit der Kirche Jesu angemessene Weise, ja bisweilen sogar durch die schlechtesten Künste zu dieser erhabenen Würde gelangt? Wie oft war nicht der römische Stuhl, von Jesu Christo gegründet und durch das Blut der beiden Apostelfürsten und so vieler ihrer frühern Nachfolger geheiliget, nur die Beute bald des Reichsten, bald des Schlauesten oder auch Mächtigsten und Gewaltthätigsten geworden? Offenbar war es also jetzt die höchste Noth, durch eine wohl überdachte, weise Wahlverordnung den apostolischen Stuhl auf immer dem Spiel der Partheien, den Umtrieben des Ehrgeizes, der Herrschsucht und den frevelhaften Einmischungen mächtiger und eben so habsüchtiger als gewissenloser Großen

auf immer zu entziehen. Nicolaus und Hildebrand sahen dieß ein und fühlten in sich Muth und Kraft genug, ein Werk zu unternehmen, dessen dringende Nothwendigkeit die erst unlängst, nach dem Tode Stephans des Neunten vorgekommenen Ereignisse auf das neue bewährt hatten.

4. Gleich im dritten Monate nach seiner Erhebung hielt demnach Nicolaus II. im Lateran ein Concilium von hundert und dreizehn Bischöfen. Zuerst beschäftigten sich die versammelten Väter mit der Häresie des Berengarius; da dieser aber sich sogleich unterwarf und das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß unterzeichnete, so war diese Angelegenheit bald abgethan. Weit wichtiger und daher auch der eigentliche Zweck der Versammlung war es, eine Wahlordnung festzusetzen, wodurch in Zukunft der erledigte päbstliche Stuhl weder mit Gold erkauft, noch durch List oder Gewalt usurpirt werden könnte. Nach langen und reifen Berathungen, deren Gegenstand die häufigen, bei Pabstwahlen bisher entstandenen Spaltungen waren, ward endlich ein, sich darauf beziehendes päbstliches Dekret, welches Nicolaus dem Concilium vorgelegt hatte, von sämmtlichen anwesenden Bischöfen einstimmig genehmiget. Nachstehendes ist das Wesentlichste dieser Urkunde. — „Nach dem Tode eines Pabstes sollen die Cardinalbischöfe zu einer neuen Wahl zusammentreten, über diese sich berathen und mit der größten Sorgfalt, wie ihre Pflicht es ihnen gebeut, die Person des zu Wählenden prüfen und sich darüber verständigen. Ist dieses geschehen, dann sollen auch die übrigen Cardinäle (Cardinales clerici) der Wahl beigezogen werden; worauf erst der niedere Clerus, wie auch das Volk, um ihre Beistimmung zu geben, sollen herbei gerufen werden. Diese Wahlordnung," sagt das Dekret,

„gründet sich auf das, was in frühern Zeiten geschehen ist, wie auch auf die von verschiedenen (heiligen) Vätern gegebenen Regeln und Vorschriften, und endlich auch auf eine Verfügung Leo IX., der zu Folge keiner als Bischof soll betrachtet werden, der nicht von der Geistlichkeit gewählt, von dem Volke begehrt und von dem Metropoliten geweiht und in sein bischöfliches Amt eingeführt worden. Da aber der apostolische Stuhl allen Kirchen auf Erden vorgesetzt ist, mithin keinen Metropolitanbischof über sich hat, so müssen die Cardinalbischöfe die Stelle des Metropoliten vertreten und diesen steht es allein zu, den Gewählten auf dem apostolischen Stuhle zu inthronisiren. Der neue Pabst soll stets aus dem Schooße der römischen Kirche gewählt werden. Nur in dem Falle, daß in derselben sich kein für diese erhabene Würde taugliches Individuum vorfände, könnte der zu Erwählende auch aus einer andern Kirche genommen werden, jedoch mit Vorbehalt der schuldigen Ehre und Hochachtung gegen unsern geliebten Sohn Heinrich, der jetzt noch König ist, aber mit der Hülfe Gottes einst Kaiser zu werden hofft; wie wir unserer Seits es ihm zugestanden haben, so wie auch allen seinen Nachfolgern, wenn sie persönlich dieses Recht von dem römischen Stuhle werden erhalten haben *). Sollte aber wegen gottlosen Unterfangens boshafter Menschen eine freie, reine und ächte Wahl in Rom nicht

---

*) Diese, den Antheil des Kaisers an einer Pabstwahl bezeichnende Stelle scheint etwas dunkel, ja sogar gewissermaßen auf Schrauben gestellt zu seyn, jedoch nur für jene, die weder mit der Geschichte der Päbste der frühern Jahrhunderte sehr bekannt, und noch weit weniger in den Geist der Institutionen der römischen Kirche eingedrungen sind.

gehalten werden können, so haben die Cardinalbischöfe, in Verbindung mit andern frommen Geistlichen, wie auch gut gesinnten, ächt katholischen Laien — sollten es deren auch nur wenige seyn — das Recht, den Wahlort nach einer andern beliebigen Stadt zu verlegen. Wenn endlich nach geschehener Wahl Krieg oder überhaupt stürmische Zeiten es verhindern sollten, den Neugewählten nach Rom zu führen und nach gewohnter Weise feierlich zu inthronisiren, so sey derselbe (kraft dieses Dekrets) ermächtiget, das Kirchenregiment mit der vollen päbstlichen Gewalt zu übernehmen." — Am Ende werden noch fürchterliche Flüche über alle ausgesprochen, die sich erkühnen würden, den in dem Dekret enthaltenen Verordnungen zuwider zu handeln. — „Derjenige," heißt es, „der entweder durch Geld oder Waffengewalt sich auf den apostolischen Stuhl würde erheben lassen, soll nicht als Pabst betrachtet, sondern wie der Satan, der Antichrist und als ein Feind des Christenthums von den Schwellen der heiligen römischen Kirche zurückgestoßen werden, für immer verflucht seyn und nie zu irgend einem kirchlichen Amte mehr zugelassen werden." — Aehnliche Verwünschungen werden auch gegen jeden hohen wie niedern Laien ausgesprochen, der einen solchen Eingedrungenen in seinem Unterfangen begünstigen und ihm anhängen würde. „Der Zorn des Allmächtigen müsse über ihn kommen und der Fluch der beiden heiligen Apostelfürsten, deren Kirche er zerstören wollte, ihn in diesem und dem künftigen Leben verfolgen. Er sey unter die Gottlosen gezählt, die am Tage des Gerichts werden verworfen werden. Sein Haus werde wüste, und niemand wohne unter seinem Dach. Seine Kinder werden Waisen und seine Frau eine Wittwe. Aufruhr soll sein und seines Geschlechts Loos sein, und er als ein Bettler aus seiner Woh-

nung geworfen werden. Wucherer und Fremdlinge müssen sich in sein Eigenthum theilen. Der ganze Erdkreis erhebe sich feindlich gegen ihn; alle Elemente müssen sich zu seinem Untergang verschwören; und die Verdienste aller im Herrn entschlafener Heiligen nur Schrecken, Rache und Verderben über ihn bringen." — Aber auch kräftige und erhebende Segenswünsche werden über alle jene ausgesprochen, die dieses Dekret befolgen und in seiner vollen Kraft zu erhalten suchen würden. „Die Erbarmungen Gottes mögen stets über ihnen schweben, und durch die Verdienste der beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus sie von den Banden aller ihrer Sünden lößen *).

5. Auf demselben lateranischen Concilium kam nun auch wieder, wie bisher auf allen Concilien geschehen, das Laster der Simonie und der Unenthaltsamkeit der Geistlichen zur Sprache. Gegen die Simonisten ward verordnet, daß alle um Geld Geweihten ohne Nachsicht ihrer geistlichen Würde entsetzt werden sollten. Wer aber, ohne selbst Geld gegeben zu haben, von einem der Simonie schuldigen Bischofe geweiht worden, soll zwar für die Schuld des Bischofes, der ihn geweihet, nicht büßen, daher

*) Von diesem die Pabstwahl für die Zukunft festsetzenden Decrete hat man zwei verschiedene, nicht mit einander übereinstimmende Redactionen. Baronius behauptet, daß die obige die ächte, die andere aber von Schismatikern unterschoben worden sey. Wirklich wird auch von mehreren Geschichtschreibern berichtet, was auch große Wahrscheinlichkeit hat, daß nämlich Guibert, der Kaiserin Agnes Kanzler für Italien, das Decret, um es seinem Hofe desto annehmbarer zu machen, auf seine Art erst zugestuzt, hier etwas hinweggelassen, dort etwas hinzugefügt und überhaupt manche Veränderung daran gemacht habe.

ihm die Strafe erlassen werden; jedoch sey dieser Erlaß nicht in strengem Rechte gegründet, sondern blos als ein Werk der Barmherzigkeit zu betrachten. Gegen die Unzucht der Geistlichen ward verordnet, daß kein Laie der Messe eines Priesters beiwohnen soll, der eine Concubine sich beigelegt habe, oder notorisch mit irgend einem weiblichen Geschöpfe einen unerlaubten Umgang pflege. Zu Folge desselben Canons wurden auch alle Priester, Diakone und Subdiakone, welche nach der von Leo IX. gegen das Concubinat der Geistlichen erlassenen Verordnung öffentlich eine Concubine genommen und sie indessen nicht entlassen hatten, excommunicirt, von allem dem Grade ihrer Weihe angemessenen Functionen suspendirt, auch von aller Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste ausgeschlossen; zudem sollte ihnen ihr kirchliches Einkommen und alles, was ihnen für den Kirchendienst bisher gereicht worden, so lange entzogen werden, bis sie wahre Buße geleistet und der Pabst alsdann eine andere Verfügung getroffen haben würde. Um diesen Verordnungen einen erwünschten Erfolg zu sichern, ward endlich auch noch beschlossen, das gemeinsame Leben wieder unter den Geistlichen einzuführen, demnach ihnen zum Gesetze zu machen, sämmtlich in einem und demselben Gemach zu schlafen und auch in Gemeinschaft an einem und demselben Tische zu speisen. — Diese Canons, so heilsam und nothwendig sie auch waren, hatten doch, wie alle frühern seit den Zeiten Leo's IX. erlassenen Verordnungen, wenig oder vielmehr beinahe gar keinen Erfolg. Das pestartige Verderbniß der Simonie und Unenthaltsamkeit der Geistlichkeit war durch Verjährung so sehr verhärtet worden, daß jetzt kaum noch eine Kirche gefunden ward, die nicht, nur mehr oder weniger, von diesen schrecklichen Uebeln angesteckt gewesen wäre. Hatte auch Strafe

bisher hie und da einen Schuldigen getroffen, so gab es doch solcher abschreckenden Beispiele, im Verhältniß mit der ungeheuern Anzahl der Strafbaren, weit zu wenig, als daß man die erwünschte allgemeine Wirkung davon hätte erwarten können.

6. Ganz vorzüglich herrschten beide Laster in Oberitalien. Aber keine Kirche war so versunken und so völlig verdorben, als die Mailändische. Der Leser wird sich erinnern, daß schon im Anfange des neunten Jahrhunderts die Päbste nicht selten der Kirche von Mailand den Vorwurf der Verkäuflichkeit heiliger Weihen machten. Seit dieser Zeit hatte dieses Uebel immer größere Fortschritte gemacht. Von dem Bischof bis zu dem letzten Kleriker war jetzt die ganze mailändische Geistlichkeit mit Simonie befleckt. Die einen verkauften die Weihen, die Andern kauften dieselben, und dieser schändliche Handel ward so schamlos getrieben, daß schon seit mehreren Jahren für jeden Grad der Weihe eine gewisse, feststehende Taxe eingeführt war, welche die angehenden Geistlichen zu entrichten hatten, bevor sie zu den Weihen zugelassen wurden. Mit der Simonie hielt Weiberlust und Unenthaltsamkeit gleichen Schritt. Unter den mailändischen Geistlichen hatte die Unzucht selbst das jedem Laster anklebende Schandbare verloren. Es war zu einer Art kirchlichen Sitte geworden. Ein besserer Sinn regte sich jedoch bisweilen bei dem Volke, besonders den ärmern Volksklassen; aber ohnmächtig und zum Schweigen gezwungen, konnten sie nur im Stillen über die Sittenlosigkeit eines Standes trauern, der doch vorzüglich durch Heiligkeit und Reinheit des Wandels sich auszeichnen sollte. Der Erste, der diesen frommen Volkssinn noch mehr zu wecken und dadurch auch bei der Geistlichkeit eine Sittenverbesserung zu bewirken suchte,

war ein Priester an der Kathedrale von Mailand, Namens Anselm da Baggio. Aber dem Erzbischof Guido mißfielen Anselms Predigten gegen Simonie und das unerlaubte Leben der Geistlichen. Guido selbst hatte sich zwar weder ein Weib noch eine Concubine beigelegt, aber desto stärker mit dem Laster der Simonie sich befleckt. Den strengen Prediger suchte er also aus Mailand zu entfernen, nahm ihn mit sich auf einer Reise nach Deutschland, und da er bei Hofe in einigem Ansehen stand, so brachte er es leicht bei der Kaiserin Regentin dahin, daß diese den Anselm zum Bischof von Lucca ernannte. Aber an seine Stelle traten nun in Mailand zwei andere nicht minder begeisterte, fromme Geistlichen, Namens Landulph und Arialb. Ihre Predigten gegen das schreckliche Sittenverderbniß der mailändischen Kirche wurden mit jedem Tage heftiger, und da sie einen ungemein starken Eindruck auf die Gemüther ihrer Zuhörer machten und das Volk immer mehr aufregten, so erhob sich gegen sie auch bald eine Menge mächtiger und erbitterter Gegner. Diese waren zuerst der höhere Klerus, der von dem Handel mit geistlichen Würden und Aemtern einen reichen Gewinn zog, dann, wie es sich von selbst versteht, alle beweibten oder weiberfüchtigen Geistlichen und endlich auch die mit denselben lebenden Frauen und deren sämmtliche Verwandten, wovon viele den vornehmsten und reichsten Familien der Stadt angehörten. Aber auch die Anzahl der Freunde und Verehrer der beiden Prediger war nicht minder groß, und nun bildeten sich in Mailand zwei einander feindlich gegenüberstehende Partheien, wovon die Eine, die schlechtere, alle Vortheile des Reichthums, des Ranges und des Geburtsadels für sich hatte, die Andere, die bessere, welche stark war durch die Heiligkeit ihrer Sache und die Begeisterung ihrer

Anhänger. Da diese jedoch größtentheils nur den niedern und niedrigsten Volksklassen angehörten, so blickten die Reichen und Vornehmen mit einer gewissen Verachtung auf sie herab und gaben ihnen den Spottnamen: Patariner, das heißt Lumpengesindel. Dieser Spottname ward jedoch bald ein Ehrentitel. Die, welche ihn trugen, vereinigten sich nach und nach in einen großen Bund, Pataria genannt, der sich endlich über die ganze Lombardei, wenigstens über die vornehmsten und bevölkertsten Städte Oberitaliens verbreitete.

7. Indessen wurden die Patariner immer zahlreicher und mächtiger, und in dem Jahre 1057 waren sie schon so stark, daß, als das Volk, auf die Anregung Arialds und Landulphs, einen allgemeinen Beschluß zur Wiedereinführung des Cölibats gefaßt hatte, sie die Geistlichen zwingen konnten, sich dem allgemeinen Willen des Volkes zu fügen und dessen gefaßten Beschluß ebenfalls zu unterzeichnen. — Von jetzt an wird auf ein paar Jahre die Geschichte der mailändischen Kirche ziemlich räthselhaft. Der gefaßte Volksbeschluß blieb ohne Wirkung; und auf einer, auf Geheiß des Pabstes Stephan IX. von dem Erzbischofe Guido gehaltenen Synode wurden Concubinat und Priesterehen in Schutz genommen, dafür aber Ariald und Landulph mit dem Banne belegt. Beide gingen nach Rom, fanden auch dort freundliche Aufnahme; aber der päbstliche Hof that in der Sache, wie es scheint, keinen entscheidenden Schritt. Ariald und Landulph kehrten wieder nach Mailand zurück und brachten es bei dem Volke dahin, daß es von verehelichten Priestern oder Concubinariern die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen wollte. Die Folge davon waren stürmische Auftritte, mancherlei Gewaltthätigkeiten, und zwar

von beiden Seiten. Gegen Landulph wurden Meuchelmörder gedungen, deren Nachstellungen er jedoch, obgleich nicht ohne zweimal verwundet zu werden, glücklich entging. Die Patariner behielten endlich die Oberhand und der größte Theil des mailändischen Adels, der längst schon die weiberlustigen oder schon beweibten Geistlichen in seinen ganz besondern Schutz genommen hatte, verließ die Stadt.

8. Inzwischen hatte Nicolaus II. den apostolischen Stuhl bestiegen; und da die, auf dem vom Pabste gleich nach seiner Erhebung im Lateran gehaltenen Concilium gegen Simonie und das unenthaltsame Leben der Geistlichen, erlassenen scharfen Verordnungen den ohnehin schon in der Nähe von den Patarinern bedroheten Clerus in Mailand nicht wenig schreckten, so sandte er, wahrscheinlich auf Anregung seines Erzbischofes, Abgeordnete nach Rom, welche den Pabst demüthig baten, mit den reuigen Gesinnungen der mailändischen Kirche Mitleiden zu haben *). — Nikolaus sandte den Cardinalbischof Petrus Damiani von Ostia und den Bischof Anselm von Lucca nach Mailand, um diese Kirche mit der römischen wieder auszusöhnen. Beide Legaten fanden in Mailand eine feierliche, ihrer Würde wie ihrer wichtigen Sendung vollkommen entsprechende Aufnahme. Als sie aber den Zweck ihrer Ankunft bekannt gemacht hatten, nämlich daß sie gekommen

---

*) Legati Mediolanenses venerunt ad eundem Papam Nicolaum, suppliciter exorantes, ut Mediolanensi Ecclesiae contritionibus dignaretur misereri et compati. Hujus rei gratia venerabilem virum Petrum Damiani Ostiensem Episcopum Nicolaus Papa illuc destinavit, et vices suas in corrigendis ac statuendis his, quae ad Ecclesiam illam pertinebant, ei concessit. *(Nicol. Aragon.)*

wären, um die in dem lateranensischen Concilium gegen Simonie, Priesterehe und Concubinat erlassenen Beschlüsse auch in Mailand in Vollziehung zu setzen und diese Kirche mit der römischen wieder auszusöhnen, geriethen alle mit diesen Lastern befleckten Geistlichen, das heißt, mit wenigen Ausnahmen der gesammte mailändische Clerus in Schrecken. Wie unsinnig liefen sie in den Straßen und Häusern herum und suchten unter dem Vorwande: man wolle die Kirche des heiligen Ambrosius schmähen, sie erniedrigen und unter das Joch einer fremden Kirche, nämlich der römischen, beugen, das Volk gegen die Legaten zu erbittern. Wirklich gelang es ihnen, das Volk völlig zu bethören; und als am folgenden Tage die beiden Legaten mit dem Erzbischof und dessen Clerus in der Kirche versammelt waren, erhob sich plötzlich alles Volk in furchtbarem Aufruhr. Alle Straßen waren mit Menschen angefüllt, und unter dem unaufhörlich wiederholten, wilden Rufe: „man dürfe durchaus nicht zugeben, daß die Kirche des heiligen Ambrosius erniedriget werde," wälzten sich ungeheure Volksmassen unter dem Geläute aller Glocken und dem Getöse einer Menge kriegerischer Hörner nach der Kathedrale. Schon glaubten Damiani und der Bischof von Lucca, daß ihre letzte Stunde ihnen nahe. In der That drohete auch beiden Legaten eine um so größere Gefahr, als jetzt die gesammte Geistlichkeit der ganzen weitschichtigen Diöcese beisammen war, und sie sich in der Mitte derselben befanden. Aber furchtlos trat der Cardinalbischof der wüthenden Menge entgegen. Schon sein edler Anstand, sein würdevoller Ernst und seine ganze ruhige Haltung imponirte den Rasenden und gebot unwillkührliche Ehrfurcht. Sobald das Toben des Volkes sich etwas gelegt hatte, und er seine Stimme hörbar machen konnte, hielt er an dasselbe

ine eben so belehrende als rührende Rede: „Sie seyen," sagte er, „nicht gekommen, um die Ehre der mailändischen Kirche anzutasten, sondern vielmehr um sie zu retten, noch mehr zu erhöhen und ihr (der mailändischen Kirche) die Gnade Gottes durch Jesum Christum, wenn sie nur nicht selbst dieselbe hartnäckig zurückstoßen würden, auf das neue wieder zuzuwenden. Was die römische Kirche betreffe, so bedürfe dieselbe von Menschen weder geehrt noch gelobt zu werden, denn von Jesu Christo sey sie schon im Anbeginn des Christenthums zur höchsten Würde und Ehre erhoben worden, indem der Erlöser selbst, als er dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels überreichte, sie zum Felsen und zur Grundfeste seiner Lehre und des Glaubens gemacht habe. Zudem könnte es auch ihnen nicht unbekannt seyn, daß, so wie die beiden heiligen Apostelfürsten die römische Kirche durch ihr Blut befestiget, sie auch bald darauf, nämlich in den Zeiten des wachsenden Glaubens, obgleich erst durch einen ihrer Jünger, auch die mailändische Kirche Christo gewonnen hätten. Der ausgezeichnete, heilige Märtyrer Nazarius nämlich sey es gewesen, der, durch das Ansehen des heiligen Petrus von dessen Nachfolger dem Pabste Linus getauft, zugleich mit dem heiligen Celsus den Glauben zu Mailand mit seinem Blute besiegelt habe." — Durch diese und ähnliche Worte, wodurch er es den Mailändern immer anschaulicher machte, daß die römische Kirche die Mutter aller Kirchen sey, und dabei selbst auf das Zeugniß des von ihnen so hoch geehrten heiligen Ambrosius hinwieß, gelang es dem Petrus Damiani vollkommen, die Gemüther wieder zu beruhigen, und Alle versprachen, den Anordnungen der beiden päbstlichen Legaten sich in Gehorsam zu unterwerfen. Jetzt erhob sich auch der Erzbischof Guido und las eine Schrift ab, in welcher er die

Simonie verdammte und feierlich vor Gott gelobte, sich selbst und alle seine Nachfolger zu verpflichten, diesem schrecklichen Laster auf immer zu entsagen. Auf gleiche Weise verdammte Guido auch das Concubinat und versprach, alle jene aus seiner Geistlichkeit, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, ihres Amtes zu entsetzen. — Dieser Erklärung traten sämmtliche Geistlichen bei und unterzeichneten die so eben abgelesene Schrift. Jetzt trat der Erzbischof an den Altar; die ganze Geistlichkeit seiner Kirche folgte ihm dahin nach, und alle, jeder nach seinem Range, bekräftigten ihr Versprechen durch einen feierlichen Eid, den sie in die Hände des päbstlichen Legaten, Anselms von Lucca, ablegten. — Den ganzen merkwürdigen Akt schloß eine ungemein rührende Scene. In reumüthiger Haltung näherte sich der Erzbischof den päbstlichen Legaten und warf sich mit der ganzen Länge seines Körpers zu den Füßen derselben nieder, sie inständigst bittend, ihm eine seiner Sünde angemessene Buße aufzulegen, indem er zwar den sündhaften Verkauf geistlicher Würden in seiner Kirche nicht eingeführt, jedoch desselben sich bisher ebenfalls schuldig gemacht habe. Der Cardinalbischof legte ihm eine Buße von hundert Jahren auf, wovon er jedoch stets ein Jahr nach dem andern durch eine jedesmal dafür, entweder zum Besten der Kirche oder der Armen zu verwendende bestimmte Summe Geldes einlösen könnte. Darauf ward auch allen übrigen Geistlichen, nachdem sie Besserung gelobt, eine verhältnißmäßige Buße auferlegt.

9. Die mailändische Kirche war nunmehr mit der römischen wieder ausgesöhnt. Aber leider war diese Vereinigung nur von kurzer Dauer, indem, wie wir bald sehen werden, der Erzbischof und dessen Clerus ihrem, den Legaten gemachtem Ver-

sprechen bald wieder untreu wurden. — Der Bund der Patariner gewann indessen immer neuen Zuwachs, und ihre Conföderation erstreckte sich schon über mehrere nicht unbedeutende Städte Oberitaliens. Ueberall klagte das Volk über die Unkeuschheit der Geistlichkeit, wie über die Verkäuflichkeit kirchlicher Würden. Gezwungen, zum Theile selbst geschreckt durch den immer lauter und ungestümmer sich kund gebenden Volkswillen, gingen die lombardischen Bischöfe noch in demselben Jahre 1059 nach Rom, wo sie in einer dort gehaltenen Synode dem Pabste zu gehorchen und dessen Beschlüsse gegen Simonie und nicolaitische Häresie zu vollziehen feierlich versprachen. Aber trotz ihrem gegebenen Wort unterließen sie nach ihrer Rückkehr in ihre Diöcesen, theils aus Furcht, theils durch Geschenke gewonnen, die so eben erwähnten Beschlüsse zu verkündigen. Eine ehrenvolle Ausnahme machte blos der Bischof von Brescia, ward aber dafür von seiner durchaus verdorbenen Geistlichkeit beinahe tödtlich mißhandelt. Dieser Frevel empörte die Gemüther aller Bessergesinnten, erregte überhaupt allgemeinen Unwillen und trug nicht wenig dazu bei, die Conföderation der Patariner noch mehr zu verstärken. In vielen Städten der Lombardei, in Brescia, Cremona, Piacenza trennte sich auf das Betreiben der Pataria (so nannte man den von den Patarinern geschlossenen Bund) der größte Theil der Einwohner von aller Gemeinschaft mit simonistischen oder im Concubinate lebenden Geistlichen. Auch zu Pavia und Asti wurden die, vom Hofe in Deutschland während der Vormundschaft ernannten Bischöfe nicht aufgenommen, weil man wußte, daß sie durch Simonie zu ihren bischöflichen Würden gelangt waren. Landulph und Ariald fuhren indessen in ihrem Eifer fort, und Letzterer führte in dem Jahre ein tausend und einj und sechzig mit mehrern, von gleichem Geiste

beseelten Klerikern zum erstenmale das gemeinschaftliche canonische Leben in Mailand ein. — Schmerzhaft fühlte es jetzt der heilige Petrus Damiani, wie fruchtlos alle seine bisherigen Bemühungen gewesen waren. Er, der sonst so ungemein sanfte, alles so gerne friedlich ausgleichende und vermittelnde Cardinal schrieb nun selbst an den Pabst und suchte ihn zu überzeugen, daß auf dem bis jetzt betretenen Wege der Milde und Versöhnung nie das erwünschte Ziel würde erreicht werden, und nur durch die strengsten und energischsten Maßregeln die so tief gewurzelten und so weit verzweigten Uebel könnten geheilt werden. Aber demungeachtet konnte von Seite des römischen Stuhles noch nicht sogleich etwas Entscheidendes geschehen. Eine andere, durchaus vorher noch zu ordnende, nicht minder wichtige und vielleicht noch wichtigere Angelegenheit beschäftigte die Seele Hildebrands und nahm seine, wie des Pabstes ganze Aufmerksamkeit jetzt vorzüglich in Anspruch.

10. Niemand wird läugnen, daß von der Aufrechthaltung und Befolgung des, von Nicolaus erlassenen, die Pabstwahlen betreffenden Dekrets die Ehre der Kirche und in gewisser Rücksicht das Heil der ganzen Christenheit abhing, und daß an eine radicale und dauernde Sittenverbesserung unter der Geistlichkeit nicht gedacht werden könnte, auch alle diesfalls schon gemachten Anstrengungen fruchtlos bleiben würden, so lange der päbstliche Stuhl dem Getriebe menschlicher Leidenschaften, der Herrschsucht, des Ehrgeitzes, der Habsucht ꝛc. preisgegeben würde; mithin auf einen Würdigen ein Unwürdiger folgen, und dieser wieder zerstören könnte, was der Erstere mit so vielen Opfern errungen und aufgebaut hätte. In der That, was hatte man sich nicht bis jetzt bei streitigen Wahlen erlaubt, um seinen Anhang zu

vermehren; und haben nicht sogar Päbste, selbst bei eigenem völlig tadellosen Wandel, dennoch hie und da sich einer zu großen Nachsicht oder gar Schwäche schuldig gemacht, blos weil sie sich einer nicht ganz fleckenlosen Wahl bewußt waren? Sollte also die Kirche von allen ihr jetzt noch anklebenden Schlacken, von allem Gemeinen, Niedrigen und Schändlichen gereiniget werden, so mußte offenbar vor Allem erst der Stuhl des heiligen Petrus wieder in dem vollem Mittagsglanze seiner primitiven Reinheit und Heiligkeit strahlen. Aber gegen eben dieses Dekret des Pabstes Nikolaus II. erhoben sich gleich bei seiner Erscheinung von allen Seiten eine Menge mächtiger Gegner. Schon der römische Adel, und besonders die Grafen von Tusculum und Galeria, deren Einfluß in den Pabstwahlen schon so oft eben so entscheidend als verderblich gewesen war, und die das Recht, die Kirche zu verwirren und den apostolischen Stuhl zu entweihen, gleichsam als ein Erbrecht ihres Hauses betrachteten, empörten sich förmlich gegen ein Dekret, das sie nicht wenig demüthigte, ihr Ansehen und ihre Macht ungemein beschränkte und alle künftige Combinationen ihres Ehrgeitzes wie ihrer Herrschsucht auf immer zerstörte. Auch das Volk murrte laut gegen dasselbe Dekret; denn da man, wie wir gesehen, bei solchen Gelegenheiten große Summen Geldes, und zwar oft mit verschwenderischer Freigebigkeit unter dasselbe vertheilte, so hatte es sich nach und nach gewöhnt, in der Besetzung des erledigten päbstlichen Stuhles, wenn auch gerade nicht allemal, doch wenigstens bisweilen eine sichere Quelle reichen Gewinnes zu erblicken. Aus demselben Gesichtspunkt betrachteten auch viele aus dem niedern Clerus die neue Wahlordnung; auch diese hatten bisher nicht selten an dem reinen und heiligen Feuer der Vesta ihr Kraut und ihre Rüben gekocht.

Zudem war von dem deutschen Hofe ebenfalls heftiger und hartnäckiger Widerstand zu befürchten. Dort war Heinrichs des Dritten eigenmächtige und willkührliche Besetzung des römischen Stuhles noch in zu lebhaftem Andenken; aber leider nicht auch die gebieterischen Umstände, die dieses Eingreifen nothwendig gemacht hatten, und wozu daher auch dieser Kaiser offenbar von der Kirche selbst war ermächtiget worden. Wegen den damaligen innern Verhältnissen Deutschlands und der von vielen Seiten erschütterten vormundschaftlichen Regierung war zwar daher für jetzt noch keine bedeutende Reaktion zu erwarten, aber für die Zukunft, was auch wirklich geschah, ein desto gefährlicherer Kampf zu befürchten. Endlich mußten auch die zahlreichen, völlig verweltlichten lombardischen Bischöfe mit ihrer zügellosen Geistlichkeit im höchsten Grade gegen eine Neuerung aufgebracht seyn, die ihnen für immer die Hoffnung benahm, einmal wieder einen Mann nach ihrem Sinne auf den päbstlichen Stuhl erhoben zu sehen, der ihnen gestatten würde, ihr bisheriges ungebundenes Leben ruhig fortzuführen, und wie bis jetzt an dem Busen des doppelten Lasters der Simonie und der Unkeuschheit ungestört fort zu schwelgen.

11. Dem Pabste und besonders Hildebrands scharfem, auch in die Ferne sehenden Blicke war es nicht schwer, alle diese dem römischen Stuhle von so vielen Seiten drohenden Stürme vorauszusehen. Um diese zu beschwören, mußten sie also bei Zeiten auf Mittel sinnen, die jetzt auch um so leichter aufgefunden wurden, da sie ihnen ganz nahe lagen und die, jetzt ganz Unteritalien beherrschenden Normänner sie ihnen gleichsam von selbst anboten. — Wegen Einziehung und Beraubung verschiedener Kirchengüter hatte Pabst Stephan IX. die Normänner

mit dem Banne belegt. Um von diesem gelößt zu werden, waren längst schon normännische Gesandten bei Nicolaus in Rom angekommen, und die diesfalls angeknüpften Verhandlungen hatten nach und nach immer wieder zu neuen Unterhandlungen geführt. Ihr Inhalt blieb zwar ein Geheimniß, das jedoch aus dem, was darauf folgte, nun leicht zu errathen ist. — Die Normänner bedurften eines staatsrechtlichen Besitztitels zu dem Lande, das sie erobert hatten. Unstreitig gibt zwar der Sieg dem Sieger gewisse Rechte; beruhen diese aber blos auf dem Schwerte, so haben sie in den Augen der Völker nur eine schwache, äußerst schwankende Grundlage. Ihrer Herrschaft in Italien eine festere zu unterlegen, sie auf allgemein anerkannte Staatsgrundsätze zu stützen und sich durchaus mit den übrigen civilisirten Völkern auf gleiche Linie zu stellen, war also für den neuen, so kräftig aufblühenden normännischen Staat in Italien eines der ersten und dringendsten Bedürfnisse. — Aber auf der andern Seite bedurfte auch der Pabst einer weltlichen Macht, der er die Schutzvogtei über die römische Kirche anvertrauen könnte, und mit der er daher auch nothwendig in solche Verhältnisse treten müßte, daß ihr eigenes Interesse mit jenem des römischen Stuhles, der nun durch die neue Wahlordnung auch eine weit bessere zeitliche Basis erhalten hatte, nicht nur vereinbar, sondern sogar völlig unzertrennbar davon wäre. Dazu war nun keine Macht so vollkommen geeignet, als der neue normännische Staat. Die Normänner bedurften des Pabstes, von dem allein sie einen staatsrechtlichen Besitzstand und Sicherheit desselben erhalten konnten, und die jetzt, nicht nur in ganz Italien gefürchtet, auch jenseits des Meeres sich furchtbar gemacht hatten, daher auch im Stande waren, den heiligen Stuhl gegen einheimische wie

fremde Angriffe zu schützen. — Nachdem alles im Stillen vorbereitet war, begab sich der Pabst, von Hildebrand begleitet, den Nicolaus indessen zur Würde eines Kardinaldiacon erhoben hatte, nach Melfi. Dahin berief er auch alle Bischöfe Unteritaliens. Vor diesem zahlreichen Concilium erschienen nun auch die beiden normännischen Häupter, Robert Guiscard und Richard, leisteten für die an der Kirche begangenen Frevel dem Pabste die erfoderliche Genugthuung, gaben alle geraubten Kirchengüter wieder zurück und wurden darauf von dem Banne freigesprochen. Von Melfi begab sich der Pabst nach Benevent. Auch hier erschienen wieder vor einem nicht minder zahlreichen Concilium die beiden Normänner Robert Guiscard und Richard; aber nicht mehr als Büßende, wie auf jenem zu Melfi, sondern umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge sämmtlicher Häupter ihrer Nation; und feierlichst belehnte nun Nicolaus II. vom Throne herab den Richard mit dem Fürstenthum Capua, den Robert aber mit ganz Calabrien, Apulien und der Insel Sicilien, jedoch unter der Bedingung, diese erst vorher den Sarazenen zu entreißen, was auch bald darauf geschah. Robert erkannte den Pabst für seinen obersten Lehnsherrn, sich selbst als einen Lehnsträger des apostolischen Stuhles. Er verpflichtete sich zu einem jährlichen Zins von zwölf Denarien von jedem Joch Ochsen, und leistete dem Pabste einen doppelten Eid. Durch den ersten versprach er die richtige Entrichtung des ihm auferlegten Zinses, zu dessen Abtragung nach beendigtem Jahre der erste Tag des folgenden Osterfestes festgesetzt ward. Der andere Eid, den jetzt Robert leistete, war der eigentliche Vasallen- oder Lehnseid. Er gelobte eidlich: „Nie durch Rath oder That an Unternehmungen Theil nehmen zu wollen, die etwas Schädliches gegen

des Pabstes Leben, Glieder und Freiheit erzielten. Geheime Mittheilungen, die der Pabst ihm machen möchte, niemand zu offenbaren; der römischen Kirche nach Kräften behülflich zu seyn, daß die Regalien des heiligen Petrus erhalten und die verlornen wieder erworben würden, auch dazu eben so bereitwillig zu helfen, daß der Pabst seine päbstliche Würde sicher und ungefährdet behaupten könne. Auch wolle er ohne Erlaubniß des Pabstes oder dessen Nachfolger keine neue Eroberung machen, oder ohne Zustimmung desselben feindliche Einfälle sich erlauben. Den bestimmten Lehnszins für die Länder, welche er von dem Pabste schon erhalten oder von dessen Nachfolgern noch erhalten werde, wolle er pünktlich und treu entrichten. Alle in seinen Staaten gelegenen Kirchen und deren Güter werde er in die Hände des Pabstes legen und deren Beschützer seyn. Nach dem Tode eines Pabstes wolle er, wenn von den gut gesinnten Kardinälen, Geistlichen und Laien dazu aufgefodert, den nöthigen Beistand leisten, daß ein neuer Pabst auf gesetzlichem Wege zur Ehre des heiligen Petrus gewählt und ordinirt werde *). Alles dieses verspreche er treulich zu halten und zu erfüllen, auch werde er dieselbe Treue gegen alle folgenden Päbste beobachten, wenn sie nur die ihm jetzt ertheilte Investitur bestätigen und auch seinen Nachfolgern ertheilen würden." — Von jetzt an nannte sich Robert „von Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles Gnaden, Herzog von Apulien, Calabrien und mit beider Hülfe nun auch bald von ganz Sicilien" **). —

---

*) Also offenbar, und nur mit andern Worten: Aufrechthaltung und pünktliche Vollziehung des von Nicolaus erlassenen Wahldekrets.

**) Es ist unbegreiflich, wie Katerkamp des Pabstes Ver-

Mit welcher Treue der neue Herzog alle seinem Lehnherrn gemachten Versprechen erfüllen werde, davon gab Robert jetzt sogleich einen für Italien und

---

bindung mit den Normännern und deren Belehnung mit Unteritalien als ein planloses, von Hildebrand in einer Art von Geistesabwesenheit unternommenes Werk tadeln konnte, da es doch offenbar ein Erzeugniß der feinsten und scharfsinnigsten, Gegenwart und Zukunft, wie Kirche und Staat umfassenden Combinationen war. — Aber noch weit ungerechter, ja wohl unverständiger ist es, wenn man, wie es jetzt allgemein geschieht, dem Pabste den Vorwurf macht: Er habe, ohne dazu berechtiget zu seyn, über fremdes Eigenthum verfügt und Länder, die ihm nie gehört, willkührlich verschenkt. — Eigentlich war es nicht der Pabst, der Etwas gegeben, im Gegentheil selbst Vieles erhalten hat. Die Normänner hatten Unteritalien erobert, und daß sie ihre Eroberung behaupten und die Griechen sie ihnen nie mehr zu entreißen im Stande seyn würden, dieß lag klar am Tage, indem, wie wir bald sehen werden, Herzog Robert, dieser normännische Held, sogar das Meer überschiffte, die Griechen in ihrem eigenen Reiche angriff, zahlreiche griechische Heere in die Flucht schlug, Städte und Festungen eroberte, und nichts Geringeres als selbst den Thron von Konstantinopel zum Objekt seines kriegerischen Zuges machte. Factisch gehörte also Unteritalien den Normännern. Da sie aber, wie wir schon erwähnt, ihren Besitzstand staatsrechtlich begründen, ja demselben gewissermaßen noch eine höhere religiöse Sanction geben wollten, so übertrugen sie ihre Länder dem Pabste, mit dem Vorbehalt, sie alsogleich wieder damit zu belehnen; gerade so, wie dieß in Deutschland, als man anfing, alle Allodien in Lehen zu verwandeln, ebenfalls geschah, weil es nicht anders geschehen konnte. Worin liegt also jetzt die Ungerechtigkeit des Pabstes? Hätte er allenfalls den Antrag der Normänner zurückweisen und statt den mächtigen und gefürchteten Herzog Robert zu seinem *Miles* und Beschützer der römischen Kirche zu machen, zu seinem gefährlichsten, weil so

die ganze Welt laut sprechenden Beweis. Ein Theil des mächtigern römischen Adels nämlich hatte gleich nach Bekanntmachung des neuen Wahldekrets eine drohende Stellung angenommen, sich in Geheim an den deutschen Hof gewendet, diesen gegen die neue Wahlordnung aufzureitzen gesucht, dabei seine Paläste in der Stadt wie seine Burgen auf dem Lande noch mehr befestiget und durch eine förmliche, obgleich stillschweigende Kriegserklärung der Welt kund gethan, daß er in vorkommendem Falle der Vollziehung des von Nicolaus II. mit Zustimmung von hundert und dreizehn Bischöfen erlassenen Dekrets sich mit Gewalt widersetzen werde. — Dieser nicht länger mehr zu ertragende Trotz und Uebermuth, der auch in frühern Zeiten, wie wir gesehen, die Päbste so sehr geängstiget, so viel Schmach über den römischen Stuhl und selbst über ganz Rom so viel Unglück gebracht hatte, ward jetzt von des Pabstes neuem und mächtigen Lehnsmanne auf eine, für alle italienischen Großen warnende Weise gezügelt. Ein normännisches Heer folgte nämlich dem Pabste und zog sogleich gegen die Grafen von Tusculum und die übrigen Häupter des übermüthigen und unruhigen römischen Adels, zerstörte ihre Burgen, brach ihre Macht und demüthigte sie so sehr, daß der Pabst so bald nichts mehr von ihren frechen Anmaßungen zu befürchten hatte. — Daß die Belehnung Roberts mit so beträchtlichen und schönen Provinzen und

---

nahe gelegenen Feind machen sollen? — Welche Zumuthung! Für Viele, wie es scheint, ist die Geschichte nicht selten eine Art jener optischen Guckkasten, in welchen man immer das Unterste zu Oberst und das Oberste zu Unterst erblickt, und die daher es sogleich höchst tadelnswerth finden, sobald sie darin die Leute nicht auf den Köpfen, sondern auf den Füßen einhergehen sehen.

des Pabstes Lehenherrlichkeit über ganz Unteritalien die Eifersucht und den Unwillen des deutschen Hofes im höchsten Grade erregen mußte: dieß versteht sich von selbst. Man hielt es in Deutschland für einen schnöden Eingriff in die landesherrlichen Rechte eines Königes von Italien. Aber die vormundschaftliche Regierung war außer Stande, etwas dagegen zu unternehmen; auch waren Deutschlands damalige Verhältnisse der Art, daß wohl vorauszusehen war, man würde so bald nichts dagegen unternehmen können, und zudem waren endlich die Normänner in Italien nun schon so stark und mächtig, daß sie selbst einer noch größern, aber auch weit entferntern Macht wenigstens Besonnenheit und Mäßigung anrathen konnten. Bald darauf starb Nicolaus II. am zwei und zwanzigsten Julius des Jahres ein tausend ein und sechzig zu Florenz nach einer zwar kurzen, aber ungemein thatenvollen Regierung von zwei Jahren und fünf Monaten.

XI.

Pontificat Alexanders II.

1. Der Tod Nicolaus II. war ein, an großen Folgen ungemein schwangeres Ereigniß. Es mußte sich jetzt entscheiden, ob des Verstorbenen, die Pabstwahl betreffenden Verordnungen nun wirklich in das Leben treten und der Kirche die erwünschten Früchte bringen würden. Was vorauszusehen war, geschah. Unruhevolle Tage traten ein; heftige Stürme erhoben sich gegen die Kirche; aber dennoch siegte Nicolaus des Zweiten gegebenes Wahldekret, und abgerissen ward jetzt sogar der letzte Faden, an den, zu Folge des neuen Wahlgesetzes, weltlicher Einfluß auf die

Pabstwahl noch geknüpft war. — Gleich nach dem Tode des Pabstes traten die Kardinäle, in Gemäßheit der ihnen zur Richtschnur dienenden Vorschrift, zusammen, um sich über die Wahl zu bereden. Einstimmig erkannten sie den Bischof Anselm von Lucca als den Würdigsten, den apostolischen Stuhl zu besteigen. Schon diesen Zusammentritt hatte die tusculanische Faction in Rom stören wollen. Wirklich entstand auch ein kleiner Volksauflauf, der jedoch im Ganzen keine Störung hervorbrachte, jedoch leider der Vorbote weit größerer Stürme war. Die Kardinäle, welche den Bischof von Lucca gewählt hatten, säumten nicht, Gesandte nach Deutschland zu schicken, um den Gewählten von dem Hofe bestätigen zu lassen. Man hoffte um so eher die königliche Bestätigung zu erhalten, da Bischof Anselm bei der Kaiserin in großer Gunst stand, auch wirklich seines milden und frommen Sinnes, wie seiner großen Gelehrsamkeit und seines tadel- und fleckenlosen Wandels wegen die Liebe und Achtung der ganzen Christenheit verdiente.

2. Aber die lombardischen Bischöfe waren keinesweges gesonnen, dem Wahldekret Nicolaus II. jetzt auch durch die That selbst zu huldigen. Sie wünschten von dem Zwang befreit zu seyn, den ihnen die Strenge einer Reihe von Päbsten auferlegt hatte. Dazu gab es kein anderes Mittel, als jetzt einen Mann auf den apostolischen Stuhl zu erheben, der, von demselben Geiste, wie auch sie, beseelt, ein Pabst nach ihrem Herzen seyn würde. Von Wibert, Agnesens Kanzler für Italien, begünstiget und ermuntert, traten nun auch die lombardischen Bischöfe und deren Clerus zusammen. Von dem Wahldekret des verstorbenen Pabstes war natürlicher Weise unter ihnen keine Rede. Aber dafür

stellten sie den, an Absurdität alles nur denkbare Absurde noch weit übertreffenden Grundsatz auf, daß, so wie nur ein König von Italien römischer Kaiser werden könne, eben so auch ein Pabst stets aus dem Paradiese Italiens (der Lombardei) müsse erwählt werden. Einen andern würden sie nicht anerkennen; und zudem müsse es auch ein Mann seyn, der nicht von rauhen, sondern sanften und milden Sitten wäre, daher auch mit den Schwachheiten der menschlichen Natur Nachsicht haben könnte. — Offenbar wollte dieses, nur mit andern gleisnerischen Worten, eben so viel sagen, als: wir wollen einen Pabst, der, weil selbst lasterhaft, uns ebenfalls gestattet, lasterhaft zu seyn, täglich an üppigen Tafeln zu schwelgen, durch Kleiderpracht, glänzendes Gefolg und eitles Gepränge unserm Hochmuth zu fröhnen, durch Verkauf geistlicher Weihen uns zu bereichern, durch Jagd, Spiel und müßiges weltliches Geschwätz den innern Menschen völlig zu ertödten, und dann des Nachts in den Armen eines Weibes oder einer feilen Buhldirne von der schweren Arbeit des Tages auszuruhen. Unstreitig würde es genug Päbste dieser Art unter den lombardischen Bischöfen gegeben haben. Statt eines hätte man zehn finden können. Indessen fiel ihre Wahl doch einstimmig auf den Bischof Cadalous von Parma; wahrscheinlich den schlechtesten von allen, der, ungemein reich und dabei mit jedem Laster befleckt, schon auf drei Concilien war verdammt worden, jedoch in der Nachsicht und Milde des römischen Stuhles stets wieder Schonung gefunden hatte *). — Eine aus der Mitte lombardischer Bi-

*) Pestilens homo Cadalous tantum abest, ut ex Petri litteris cessaret exterritus (Petrus Damiani hatte nämlich an ihn geschrieben und ihn ermahnet, von seinem Vorhaben abzustehen), ut etiam ipse turpis-

schöfe gewählte Gesandtschaft, an die sich auch mehrere Unzufriedene aus dem römischen Adel anschlossen, und an deren Spitze der, von Nicolaus II. excommunicirte Graf von Galeria stand, eilte nun unverzüglich nach Deutschland, um den Cadalous der Kaiserin zum Pabste vorzuschlagen. Die Gesandten brachten kostbare Geschenke mit, unter andern ein goldenes Diadem für den jungen König, dem sie jetzt auch die Insignien der römischen Patricierwürde überreichten. Von einigen lombardischen Bischöfen und einem Theile des deutschen hohen Clerus, der sich ebenfalls keinen sehr strengen Pabst wünschte, kräftig unterstützt, fanden sie, besonders durch ihr ungemein unterwürfiges Betragen, sehr leicht Eingang bei der Kaiserin wie deren Räthen. Es gelang ihnen, die gute Agnes zu bethören und völlig für den Bischof von Parma einzunehmen. — Bald darauf langte in Deutschland auch der, von den Kardinälen in Rom gesandte Kardinal Stephan an. Es war ein Unglück, daß er nicht vor der lombardischen Gesandtschaft angekommen war. Stephan war einer der ausgezeichnetsten römischen Kirchenfürsten, von ungeheuchelter Frömmigkeit, eben so weise und einsichtsvoll, als gelehrt und reich an Erfahrung, und bei aller Strenge gegen sich selbst, doch voll Nachsicht mit den Schwachheiten Anderer, sobald solche nur nicht in Laster ausarteten. Aber weder sein eigenes Verdienst, noch die Heiligkeit seines Charakters vermochten ihn jetzt gegen schnöde

---

simus turpissime viveret, et ita viventibus conniveret; sicque, ut hac velut arte quadam illorum omnium incontinentium clericorum conciliaret sibi animos (erat horum ingens numerus), libidini fraena laxaret, ut qui antea *Nicolaitae* dicebantur, dicendi essent a propugnatore *Cadaloitae*. (*Baron.* ad a. 1061. No. 26.)

Behandlung zu schützen. Er ward gar nicht vorgelassen, und als er fünf Tage fruchtlos auf eine Audienz bei der Kaiserin gewartet hatte, ward ihm ziemlich höhnisch bedeutet: die Regentin sey entschlossen, wegen des erledigten päbstlichen Stuhles unverzüglich eine Versammlung von Bischöfen und Fürsten nach Basel zu berufen; wenn er wollte, könnte er ebenfalls allda erscheinen, und was er allenfalls zu sagen hätte, dort vorbringen.

3. Stephan, dem jetzt über das, was in Basel geschehen sollte, und ganz gewiß auch geschehen würde, kein Zweifel mehr vorschweben konnte, ging eiligst nach Rom zurück, berichtete den Kardinälen den unwürdigen Empfang, den er am Hofe Agnesens gefunden und gab den ihm für die Kaiserin mitgegebenen Wahlbericht uneröffnet zurück. Jetzt bedurfte es der ganzen Seelenstärke eines Hildebrands, nicht blos um dem nun unvermeidlich sich erhebenden Sturm kühn entgegen zu treten, sondern auch, um seinen übrigen Collegen den nöthigen Muth dazu einzuflößen. Noch nie beinahe drohte dem päbstlichen Stuhle solche Gefahr wie jetzt. Die Kirche des Sohnes Gottes sollte auf das neue entehrt, der Stuhl des heiligen Petrus geschändet und auf denselben ein, schon auf drei Concilien verdammter, notorisch lasterhafter Priester erhoben werden. An eine Kirchenverbesserung, an Reinheit der Sitten unter der Geistlichkeit, mithin auch an Heiligung der Völker durch die von Gott ihnen gesetzten Hirten, war alsdann auch nicht von weitem mehr zu denken, wohl aber vorauszusehen, daß das Wenige, was schon erreicht worden, nicht nur wieder verloren gehen, sondern Alles sich noch zu weit Schlimmerm kehren würde. Endlich war auch jetzt der Augenblick gekommen, wo entschieden werden mußte, ob des

Pabstes Nicolaus II. Wahldekret, gegründet in der Geschichte früherer Jahrhunderte und aus der innersten Natur des kirchlichen Lebens von selbst hervorgehend, nun aufrecht erhalten, oder der erhabene Stuhl des Apostelfürsten, dieser Eckstein christlicher Wahrheit und der Mittelpunkt der Einheit und aller wahrhaft christlicher Gesinnung, nun für immer ein Spielwerk niedriger Intrigue und bethörter, gottlos mißbrauchter weltlicher Gewalt bleiben sollte. Auf Hildebrands Betreiben beschlossen die Kardinäle, fest an dem Wahldekret des verstorbenen Pabstes zu halten und offen und kühn der Kaiserin und deren Räthen entgegen zu treten. Sie versammelten sich daher auf das neue, und wählten nun förmlich den Bischof Anselm von Lucca, über welchen sie sich früher schon verständiget hatten, zum Pabste. Auf das Ansuchen der Kardinäle war nun auch, seinem Vasalleneide getreu, der normännische Herzog Robert mit gewaffneter Mannschaft herbei geeilet. Seine Gegenwart gebot der tusculanischen Parthei Schweigen, und am dreißigsten September des Jahres 1061 ward Anselm mit großer Feierlichkeit und unter dem üblichen frohen Zurufe des Volkes auf den Stuhl des heiligen Petrus gesetzt. Anselm nahm den Namen: Alexander der Zweite an.

4. Als die Nachricht von dem entscheidenden Schritte der Kardinäle in Deutschland ankam, gerieth alles in die größte Bewegung. Die, welche Lust hatten, dem von der Kaiserin nach Basel ausgeschriebenen Concilium beizuwohnen, waren schon angekommen. Indessen war die Versammlung doch nichts weniger als sehr zahlreich. Von den deutschen Bischöfen und Reichsfürsten waren nur wenige da, aber desto größer war die Anzahl der, von dem Bewußtseyn ihrer Schuld gedrückten und daher jetzt

größtentheils herbeigeeilten lombardischen Bischöfe. — An der Seite seiner Mutter, der Kaiserin, erschien auch der zehnjährige König Heinrich, und zwar ganz in dem Costüm eines römischen Patriciers, geschmückt mit allen Insignien dieser längst schon ganz obsolet gewordenen ehemaligen römischen Würde. Das erste Geschäft, was diese Versammlung auserlesener Bischöfe vornahm, war nun, daß sie das Wahldekret des Pabstes Nicolaus verdammte, es für nichtig erklärte und dann den Pabst Alexander II. wieder absetzte. Die Bischöfe von Piacenza und Vercelli schlugen hierauf den Bischof Cadalous als würdigen Nachfolger des heiligen Petrus vor. Da alles schon verabredet war, so gab auch die ganze Versammlung sogleich ihre Zustimmung. Cadalous ward nun förmlich zum Pabste erwählt, und da der junge König und dessen Mutter, indem sie dem Neuerwählten einige Zeichen der päbstlichen Würde überreichten, diese Wahl bestätigten, so erhob sich die ganze Versammlung und begrüßte höchst ehrfurchtsvoll den Cadalous als Pabst, der nun von jetzt an von seinem Anhang sich Honorius den Zweiten nennen ließ. Zum Glücke war die Kaiserin außer Stande, ein starkes deutsches Heer nach Italien zu schicken, um ihren Günstling mit gewaffneter Macht nach Rom zu führen. Diesen Auftrag ertheilte sie also dem Bischofe Bucco von Halberstadt, schrieb auch an Einige ihrer italienischen Vasallen, daß sie den Baseler Pabst nach Rom führen und dort inthronisiren sollten. Aber um solchen Auftrag auszuführen, bedurfte es einer sehr großen kriegerischen Macht; denn in ganz Italien, wie auch in Deutschland, war es schon bekannt, daß der mächtige Gottfried von Lotharingen, jetzt Herzog von Toscana, so wie auch dessen Gemahlin Beatrix und deren damals schon fünfzehnjährige Tochter Mathilde den Pabst Alexander anerkannt

hätten, mithin ihn auch gegen seine Feinde schützen würden. Zudem trat auch in diesem Jahre der Winter sehr frühzeitig ein, der jedoch besonders im Anfange bei weitem nicht so strenge war, daß er die Reise des Cadalous über die Alpen hätte verhindern können, jedoch jetzt ihm zum Vorwand diente, bis zum nächsten Frühjahre in Deutschland zu bleiben.

5. Daß die physische Natur auch mit der geistigen in ungleich näherer Verbindung stehe, als man gewöhnlich wohl glauben möchte, davon gab das Jahr 1062 abermals einen ziemlich deutlich sprechenden Beweis. Mit allen den Greueln, wovon dieses Jahr Zeuge seyn sollte: mit der, in Italien wie in Deutschland herrschenden, alle gesellschaftliche Ordnung im Staate wie in der Kirche umstürzenden, zum Theile blutigen Verwirrung und endlich mit dem schrecklichen Aergerniß, das der Christenheit gegeben werden sollte, hielten nicht minder schreckende Naturerscheinungen gleichen Schritt: furchtbare Erdbeben, heftiger Donner und Blitz mitten im Herzen des Winters, pestartige Krankheiten, ungemeine Sterblichkeit unter Menschen wie unter dem Vieh, dabei völliger Mißwachs an Getraide und Wein, daher auch, vorzüglich in Deutschland, überall entweder Hungersnoth oder wenigstens seit langer Zeit nicht mehr erlebte Theuerung selbst der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens *). Im Monate März ging Cadalous in Be-

*) VI Idus Febr. terrae motus, fulgura et tonitrua facta sunt: pestilentia et mortalitas subsecuta multos extinxit. — — Tempore veris, medio mense Aprilis, per quatuor dies hyems saeva, ventosa et nivosa, aves et pecora frigore extinxit, arborum et vinearum maximam quoque pertem perdidit. (*Herman.* Contr. ad an. 1062.)

gleitung des Bischofes Bucco von Halberstadt ganz in Geheim über die Alpen. Voraus geschickt hatte er mehrere reich mit Geld versehene Emissäre. Als er in Parma ankam, fand er daher schon eine hinreichende Truppenanzahl unter seiner Fahne versammelt. Wohl fühlend, daß ihm die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde nicht gestatten würde, festen Fuß in der Lombardei zu fassen, entschloß er sich sogleich, etwas Entscheidendes auf Rom selbst zu unternehmen, deßen Thore, wie er mit Recht hoffte, er durch Geld und Bestechungen sich leicht würde öffnen können. Ueber Sutri zog er also nach Rom. Bei seiner Annäherung setzten sich nun auch unverzüglich alle seine Anhänger innerhalb Roms in Bewegung. Einige vom römischen Adel, die zu seiner Parthei gehörten, bemächtigten sich des Thurms des Crescentius und noch eines andern, an der milvischen Brücke gelegenen, und diese daher beherrschenden Thurms. Aber auch der bessergesinnte Adel, wie alle Freunde der Kirche und gesetzlicher Ordnung griffen jetzt ebenfalls zur Vertheidigung des rechtmäßigen Pabstes zu den Waffen und reiheten sich unter den Fahnen des heiligen Petrus. Das päbstliche Heer war jedoch nur sehr unbedeutend, denn das gemeine Volk in Rom, und vorzüglich die römischen Valvassoren oder Capitane, waren größtentheils schon von dem Afterpabst bestochen und gewonnen. Am 14. April erschien Cadalous vor Rom, um mit dem Schwert in der Hand und einer zahlreichen Räuberschaar sich einen blutigen Weg zu jenem erhabenen und heiligen Stuhl zu eröffnen, den er bisher durch die verdammlichsten und niedrigsten Künste zu erschleichen gesucht hatte. Er lagerte auf der neronischen Wiese. Dahin ließ nun auch der Pabst sein kleines Heer ziehen. Alsogleich kam es jetzt zu einem sehr hitzigen Treffen;

aber die päbstlichen Schaaren wurden völlig geschlagen, und schon fingen Cadalous und dessen würdiger Freund, der Kanzler Wibert, an zu triumphiren und stürmten mit wildem Ungestüm auf Rom los, wo ihr zahlreicher Anhang sie schon jubelnd erwartete, als plötzlich Gottfried von Toscana an der Spitze zahlreicher wohlgerüsteter Schaaren erschien, die vermeintlichen Sieger angriff, sie in die Flucht schlug, viele in die Tiber sprengte und das ganze Heer des Afterpabstes zerstreute. Cadalous, enge eingeschlossen, war jetzt offenbar ein Gefangener Gottfrieds; und mit seiner Gefangennehmung hätte der unselige, der Christenheit so großes Aergerniß gebende Zwist ein Ende gehabt. Aber der Markgraf gestattete ihm freien Abzug, worauf derselbe eiligst nach Parma zurückkehrte *).

---

*) Ueber die Beweggründe, warum Herzog Gottfried so gehandelt, sind die Meinungen sehr getheilt. Beinahe allgemein wird jedoch geglaubt, Cadalous habe auch von dem Herzoge durch eine große Summe Geldes sich freien Abzug erkauft. Eine solche niederträchtige Handlung ist jedoch mit Gottfrieds übrigem gar nicht unedlem Charakter durchaus nicht vereinbar. Nach unserer Ansicht möchte es daher weit wahrscheinlicher seyn, daß Gottfried hier blos als ein kluger, sehr vorsichtig zu Werke gehender Hofmann handelte. Er wünschte nämlich — was er auch nachher erreichte — sein ehemaliges Herzogthum Lotharingen wieder zu erhalten. Sehr begreiflicher Weise durfte er daher auch nicht der Kaiserin Agnes sich feindlich entgegen stellen und offen und entschieden sich für die Sache desjenigen erklären, den der deutsche Hof damals völlig zu unterdrücken suchte. Er mußte sich also damit begnügen, daß er einstweilen den Pabst Alexander rettete und die Truppen des Cadalous zerstreute. Diese Handlung konnte Gottfried in Deutschland gar leicht dadurch rechtfertigen, daß er blos allem fernern Blutvergießen habe vorbeugen wollen. Aber eben daher mußte er um so nothwen-

In Rom selbst herrschte jedoch jetzt die größte Verwirrung. Die Stadt, in mehrere Partheien getheilt, konnte jeden Augenblick ein Schauplatz wilder und blutiger Auftritte werden. Der Pabst selbst glaubte in Mitte dieser Aufregungen seine Sicherheit gefährdet, und um den Nachstellungen seiner geheimen Feinde zu entgehen, verließ er nun ebenfalls Rom und begab sich unter einer starken Bedeckung, welche Beatrix ihm sandte, nach seinem bisherigen bischöflichen Sitze nach Lucca.

6. Die Abwesenheit des Pabstes aus Rom war jedoch nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre kehrte er wieder dahin zurück und ward von den Einwohnern — denn die Bessern bildeten jetzt schon die Mehrzahl — mit Jubel empfangen. Aber auch Cadalous begann auf das neue sich zu rüsten. Als der Kardinal Petrus Damiani es erfuhr, suchte er durch ein sehr langes, an ihn erlassenes Sendschreiben, ihn von fernern gewaltthätigen Unternehmungen abzuhalten. Er möchte doch, sagte er ihm unter anderm, einmal aufhören, gleich einem feuerspeienden Berge Flammen der Hölle über die Kirche zu schleudern, und durch sein Geld den Sinn der Menschen zu bethören und deren Herzen zu verderben. Die Ermahnungen des frommen und eifrigen Kardinals gingen jedoch unbeachtet an den Ohren des Cadalous vorüber. Seine Hoffnung stützte sich vor-

---

diger auch den Cadalous frei und ungekränkt wieder nach Parma zurückkehren lassen, ihn allenfalls blos, was der kluge Fürst auch sicher gethan haben wird, noch ermahnen, in Parma ruhig zu erwarten, was der Hof in Deutschland noch weiter in seiner Sache beschließen würde. — Diese ganz einfache Erklärung scheint auch Gottfrieds ferneres Betragen vollkommen zu bestätigen.

züglich auf den Beistand derjenigen, die ihn zum Pabste gemacht hatten, nämlich auf die Kaiserin Agnes und des Kanzlers Wiberts viel vermögenden Einfluß am deutschen Hofe. Aber diese beiden Stützen brachen jetzt plötzlich ganz unvermuthet entzwei. Der Kaiserin ward die Vormundschaft ihres Sohnes und mit dieser auch die Regierung des Reiches entrissen, und der Erzbischof Hanno, der an die Spitze der Verwaltung trat, nahm dem Wibert die Kanzlerwürde ab und gab sie dem Bischofe Gregor von Vercelli. Als Bischof taugte dieser zwar nicht viel, war aber der Geschäfte nicht unkundig, wenigstens kein Anhänger des Afterpabstes. Die Hoffnungen des Letztern stiegen jedoch wieder um vieles höher, als nämlich bald darauf der Erzbischof Adalbert von Bremen das Reichsregiment, unter dem Namen des jungen, jetzt volljährig erklärten, fünfzehnjährigen Königes übernahm. Adalbert war zwar kein besonderer Gönner des Cadalous, wollte jedoch auch nichts gegen ihn unternehmen, blos um die Kaiserin Mutter, der er sich auf alle Art gefällig zu erzeigen suchte, dadurch nicht zu kränken. Im ganzen genommen blieben von Deutschland aus Rom und die römische Kirche sich selbst überlassen.

7. Cadalous fuhr indessen fort, durch reiche Geldspenden, die er nach Rom sandte, seine Anhänger, deren Zahl sich besonders unter den Valvassoren eher vermehrt als vermindert hatte, in ihrer Treue gegen ihn zu erhalten. Auf ihren Ruf zog er endlich abermals gegen Rom, aber ganz in der Stille, marschirte blos bei Nacht und wußte seinen Marsch so gut zu verbergen, daß außer seinen Anhängern niemand in Rom seine Annäherung ahnte. Desto größer war die Ueberraschung, als Cadalous jetzt plötzlich bei nächtlicher Weile vor Rom erschien,

sich der leontinischen Vorstadt, wie auch der St. Peterskirche bemächtigte, und nun der ganze jenseits der Tiber gelegene Theil der Stadt ihm in die Hände fiel. Aber fruchtlos waren am folgenden Tage alle seine Versuche, in Rom selbst einzudringen. Die Einwohner schlossen die Thore und griffen zu den Waffen, und als bald darauf auch der normännische Fürst Richard von Capua mit einem Haufen Geharnischter ankam, machten die Römer einen wüthenden Ausfall. Des Cadalous zusammengerafftes Gesindel, ohne alles Interesse für die Sache, die es verfechten sollte, ward nun mit leichter Mühe geschlagen und zerstreut, und Cadalous wäre abermals der Gefangenschaft nicht entgangen, hätte Cencius, der Sohn des Stadtpräfekten, ein ungewöhnlich wilder und frecher Mensch, der ihm früher einige wesentliche Dienste geleistet, ihn nicht wieder gerettet und in einen festen Thurm geführt. Hier ward er sehr lange belagert. Aber immer mehr und mehr entfiel nun auch seinen Anhängern ihr bisheriger Muth. Viele, die von ihm, weil sie ihn für verloren hielten, nun kein Geld mehr zu erhalten hoffen konnten, gaben ihn nicht nur ganz auf, sondern stellten sich ihm jetzt feindlich gegenüber. Von Cencius selbst ward Cadalous gleich einem Gefangenen behandelt, mußte dabei noch jeden Augenblick befürchten, von demselben ausgeliefert zu werden. Um Leben und Freiheit zu retten, war er endlich gezwungen, mit dem Cencius ein Abkommen zu treffen. Er gab ihm 300 Pfund Silber, das einzige Geld, was er jetzt noch hatte, worauf derselbe ihn entwischen ließ, und arm und verlassen, und nur mit einem einzigen Diener und einem Maulthier dürftig versehen, kam er in Burgo Berretro an, wo er nur einige Tage ruhete und sich dann wieder zu seiner bischöflichen Kirche nach Parma begab.

8. Das Aergerniß dieses schon so viele Jahre dauernden Schisma hatte nunmehr den höchsten Grad erreicht. Auch jetzt noch ließ Cadalous sich Honorius den Zweiten nennen, trug alle Insignien der päbstlichen Würde, erlaubte sich Verrichtungen, die nur dem Oberhaupte der Kirche geziemten, und schleuderte sogar päbstliche Sendschreiben in die Welt hinein. In den Ländern jenseits der Alpen, wo man den bisherigen Gang der Ereignisse entweder gar nicht oder nur sehr dunkel kannte, auch von den besondern, die Wahl Alexanders wie des Cadalous begleitenden Umständen nicht die mindeste Kunde hatte, daher das Gesetzmäßige, Canonische oder Mangelhafte derselben nicht zu beurtheilen vermochte, war natürlicher Weise der Anblick zweier, um die Nachfolge des heiligen Petrus, mit Feuer und Schwert kämpfenden Päbste in den Augen aller christlichen Völker ein unerhörter Greuel; und da noch viele von der Geistlichkeit Oberitaliens sich zu dem Cadalous stellten, und selbst in Schriften durch mancherlei sophistische Spitzfindigkeiten die Rechte desselben zu vertheidigen strebten, so entstand endlich in allen Köpfen eine völlige Verwirrung der Begriffe, so daß Niemand mehr wußte, wer der wahre oder der falsche Pabst sey. Selbst Herzog Gottfried von Lotharingen fing an, in seiner bisherigen Anhänglichkeit an Alexander so sehr zu schwanken, daß der Kardinal Petrus Damiani, den der Herzog vorzüglich ehrte, es für nothwendig hielt, durch ein langes Sendschreiben, worin er die wahren Verhältnisse der beiden streitenden Partheien sehr umständlich entwickelte, ihn wieder für die gute Sache zu gewinnen. Bei dieser Lage der Dinge darf man sich nicht wundern, daß jetzt der normännische Fürst Richard von Capua, weil die Römer ihm die Patricierwürde, die er gesucht, nicht ertheilt hatten, feindlich in das römische Gebiet

einfiel und raubend und verheerend selbst bis vor die Thore von Rom streifte. Er sey, sagte der Normann, seines geleisteten Vasalleneides nicht uneingedenk, aber dieser verpflichte ihn nur zur Treue gegen das Oberhaupt der Kirche. Da man aber jetzt nicht wüßte, wer von den beiden Competenten der wahre Pabst wäre, so sey er auch weder dem Einen noch dem Andern verpflichtet. — Alle Völker Italiens rief Alexander gegen die Normänner zur Hülfe auf. Beatrix und deren Tochter Mathilde stellten sogleich die ganze Kriegsmacht Toscana's zur Verfügung des Pabstes. Auch noch mehrere andere große Städte Italiens sandten zahlreiche Hülfstruppen, und endlich trat auch die ganze römische Jugend wohl gerüstet unter die Fahne des heiligen Petrus. Ein sehr bedeutendes, mit Allem wohl versehenes Heer zog nun von Rom gegen die Normänner aus. Diese standen bei Aquino, ihrer, der Zahl nach unbedeutenden Streitkräfte wegen, stark verschanzt, unter dem Oberbefehl des Jordanus, eines Sohnes des Fürsten von Capua. Fruchtlos griff das weit zahlreichere päbstliche Heer jenes der Normänner in seiner festen Stellung an. Mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit schlugen die Normänner in den ersten Tagen alle feindliche Angriffe glücklich zurück. Aber auch die Truppen aus Toscana wie aus den andern italienischen Städten fochten mit demselben ausdauernden Muth; und selbst die, des Krieges entwöhnten Römer zeigten sich des römischen Namens nicht unwürdig. Achtzehn Tage lang wiederholte das päbstliche Heer seine Angriffe, bis endlich die durch die täglichen Gefechte immer mehr geschwächten Normänner sich endlich gezwungen sahen, nicht nur das römische Gebiet völlig zu räumen, sondern sich auch noch einen sichern und ungestörten Rückzug durch eine schwere Summe Geldes zu erkaufen. Im

Triumphe kehrte das päbstliche Heer wieder nach Rom zurück.

9. Da alle Furcht vor den Normännern verschwunden war, begab sich Alexander in die Abtei von Monte Cassino. Die Geistlichen dieser reichen und berühmten Abtei standen bei dem Pabste in ganz vorzüglicher Gunst; denn obgleich die Lage der meisten Kirchen und Klöster in Italien jedem theologischen wie wissenschaftlichen Streben höchst ungünstig war, so zeichneten sich doch die Mönche von Monte Cassino sämmtlich, entweder durch gelehrte Kenntnisse, oder auch hohen kirchlichen Sinn und leuchtende Frömmigkeit vor allen übrigen Klöstern in Italien aus. Zudem befand sich diese Abtei jetzt wieder in einem ganz ungemein blühenden zeitlichen Wohlstand; denn da der damalige Abt Desiderius im Begriffe stand eine neue Kirche zu erbauen, ließ er eine Menge Künstler, besonders in musiver Arbeit, aus Oberitalien, ja sogar aus Constantinopel kommen, und überall Marmor, Gold, Silber und Elfenbein in großen Quantitäten zusammen kaufen. Der Abt Desiderius war ein ausgezeichnet frommer, dabei ungemein milder und leutseliger Mann. Aber kurz vorher, ehe der Pabst nach Monte Cassino kam, waren in einem von dieser Abtei abhängigen, auf der Insel Tremiti gelegenen Kloster Unruhen ausgebrochen. Diese hatten vorzüglich ihren Grund in der Mönche Unzufriedenheit mit ihrem Obern, der Adam hieß. Desiderius, wie es scheint, glaubte, daß Adam nicht die erforderlichen Eigenschaften besitze, um mit eben so viel Milde als strengem Ernste über Untergebene zu gebieten. Er nahm ihm also die Leitung des Klosters, und ernannte den Traßmund, einen noch jungen Mann, und Sohn des Grafen Odirisi von Marsi zum Abte. Aber

was bald darauf erfolgte, rechtfertigte vollkommen den seiner Würde entsetzten Adam; denn nun brach gegen den neuen Abt sogar eine förmliche, weit furchtbarere Empörung aus. Aber dem Traßmund gelang es, dieselbe bald wieder zu dämpfen; da er aber glaubte, daß wenigstens die Schuldigsten gerechter Strafe nicht entgehen dürften, so gebot er, sobald es in dem Kloster wieder ruhig geworden war, scharfe Untersuchung anzustellen, und da es sich jetzt ergab, daß es vorzüglich vier Mönche gewesen, die als einzige Urheber der Empörung, die Andern gereitzt und verführt hätten; so ließ er dreien davon die Augen ausstechen, und dem Vierten die Zunge abschneiden. — Als Desiderius dieses erfuhr, vergoß er Thränen, theils aus Mitleiden mit dem harten Schicksale der Bestraften, theils auch aus tiefem Gram über die blutige Entweihung eines seiner Klöster. Mit tief verwundetem Herzen eilte Desiderius nach Tremiti, ließ den Traßmund vor sich kommen, entsetzte ihn unter den härtesten und bittersten Vorwürfen seiner bisherigen Würde, legte ihm eine sehr schwere Buße auf, und stieß ihn dann aus dem Kloster. Als nun dem Pabste während seiner jetzigen Anwesenheit auf Monte Cassino dieser Vorfall berichtet ward, übernahm Hildebrand, der nie von der Seite Alexanders wich, sogleich die Vertheidigung des Traßmunds. Er habe, sagte der Kardinaldiacon, nichts weniger als grausam gehandelt, sondern vielmehr sich als einen kraft- und muthvollen Mann erwiesen, und daher auch große Verbrecher nach der Größe ihres Verbrechens gestraft. Hildebrand verschaffte bald darauf dem Traßmund noch eine bessere Abtei, nämlich die von Casaubio, und machte ihn einige Zeit darauf sogar zum Bischof von Balva *).

*) Fleury, Hist. de l'Eglise. T. XIV.

10. Endlich erschien der lange ersehnte Augenblick, wo das große Aergerniß von der Christenheit wieder genommen und dem unseligen, so viele Gemüther so lange Zeit schon beunruhigenden und ängstigenden Schisma ein Ende gemacht werden sollte. Im Jahre 1067 begab sich Erzbischof Hanno, in Begleitung des Herzogs Gottfried von Lotharingen und noch einiger andern Bischöfe, mit einer kleinen Schaar Reißigen nach Italien. Hanno war zu kirchlich gesinnt und hatte zu viel Einsicht, als daß ihm die verderblichen Folgen eines völlig willkührlichen Einflusses der weltlichen Macht auf die Besetzung des römischen Stuhles hätten entgehen können. Zudem war er gewiß auch ein zu guter Canonist und mit der Geschichte der Kirche, besonders in den frühern Jahrhunderten, zu vertraut, als daß er die Schwäche und die Unhaltbarkeit der Gründe nicht hätte einsehen sollen, auf denen die Behauptungen der sogenannten königlichen Parthei beruheten. — Nachdem also Hanno sich zu Piacenza mit einigen lombardischen Bischöfen besprochen hatte, ging er nach Rom. Alexander empfing ihn sehr feierlich in der Mitte seiner Kardinäle. Da Hanno jetzt als Stellvertreter des Königes auftrat, so richtete er an den Pabst nun auch die Frage: wie er es habe wagen können, die päbstliche Würde ohne Genehmigung des Königes zu übernehmen? Hierauf nahm der Kardinaldiacon sogleich das Wort und bewieß dem Erzbischofe, daß die Beschlüsse der heiligen Väter den Königen nie ein solches Recht zugestanden haben. — Hanno behauptete jetzt, der König habe die Patricierwürde, und dieser stehe das Recht zu, eine Pabstwahl zu genehmigen und den Erwählten zu bestätigen. — Hildebrand war es ein leichtes, dem Erzbischofe abermals zu beweisen, daß dieses vermeintliche Recht nichts als eine, zur Zeit der griechischen Oberherr-

schaft über Italien von den Griechen ersonnene Fiction sey, und man weder in der Geschichte der frühern Jahrhunderte, noch in den Schriften der Väter oder in den Decreten der Päbste, wie in den Beschlüssen der Concilien die mindeste Erwähnung davon fände. — Die letzte Waffe Hanno's war nun das Wahldecret Nicolaus II. — Die ohnehin etwas dunkele, und wenn man will, einigermaßen auf Schrauben gesetzte Redaction dieses, in der Wahlverordnung auf den Antheil des Kaisers an einer Pabstwahl sich beziehenden Artikels würde es dem Kardinaldiacon leicht gemacht haben, dieselbe Waffe gegen den Erzbischof selbst zu wenden. Aber Hildebrand wollte den, ohnehin nur los geschürzten Knoten noch auf eine andere, gar keine Widerrede mehr gestattende Weise lösen. Er bemerkte nämlich dem Erzbischofe, daß, so wie die Fürsten Deutschlands während der Unmündigkeit des Königes eine vormundschaftliche Regierung geordnet hätten, ebenfalls die Kirche sich berufen gefühlt habe, in rein geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten die Vormundschaft über den jungen, seines zarten Alters wegen der Regierung noch nicht fähigen König zu übernehmen, und eben dadurch ihm die Rechte zu erhalten, die durch das in Basel gehaltene Afterconcilium ihm würden entrissen worden seyn.

11. Hanno, der nicht länger gegen seine Ueberzeugung eine ganz unhaltbare Sache vertheidigen wollte, ersuchte den Pabst, diese wichtige, die ganze Christenheit so sehr interessirende Angelegenheit auf einem allgemeinen Concilium entscheiden zu lassen *).

---

*) Man möchte sich vielleicht wundern, warum Hanno sich nicht auch auf die verschiedenen, in frühern Zeiten von den Päbsten, in Beziehung auf die Pabst-

Obgleich nun Alexander wohl fühlte und es auch zu erkennen gab, daß es eine Verletzung seiner Würde wäre, wenn ein Concilium erst darüber entscheiden sollte, ob er mit Recht als das höchste Oberhaupt der allgemeinen Kirche zu betrachten sey, und auf diese Weise gewissermaßen selbst die Rechtmäßigkeit seiner Wahl noch in Zweifel setzte, willigte er doch, dem Drange der Umstände nachgebend, in das Begehren des Erzbischofes ein und schrieb ein Concilium nach Mantua aus. Alle Bischöfe der Lombardei wurden ebenfalls dazu berufen, selbst auch Cadalous. Dieser aber schickte einen Legaten an Hanno und ließ ihm sagen: „Es gezieme sich nicht, daß der Jünger dem Meister Befehle ertheile; würde man ihm jedoch den Vorsitz bei dem Concilium zugestehen, so sey er bereit, nach Mantua zu kommen.“

---

wahlen, mit den Kaisern geschlossenen Verträge berief. Aber dazu war Erzbischof Hanno viel zu einsichtsvoll. Diese Verträge waren eigentlich nur Concessionen, welche einige Päbste, den jedesmaligen Zeitverhältnissen gemäß, zum Besten der Kirche den Kaisern gemacht hatten; worauf auch in dem Wahldecret Nicolaus II. jener, auf die Theilnahme der Kaiser an einer Pabstwahl sich beziehende Artikel ganz deutlich hinweißt. Also Concessionen, die nicht nur andern Kaisern verweigert werden konnten, sondern bisweilen sogar nothwendig verweigert werden mußten. Welche unerhörte Thorheit und schmähliche Erniedrigung der Kirche wäre es z. B. jetzt nicht gewesen, wenn man die, von sämmtlichen römischen Kardinälen, worunter sich mehrere durch Weisheit und Heiligkeit ausgezeichnete Männer befanden, einstimmig getroffene Wahl Alexanders II. erst noch von den Launen eines, aller kirchlichen Angelegenheiten völlig unkundigen Weibes und den egoistischen Ansichten einiger Hofbischöfe und roher, unwissender Laien, welche den Rath der Kaiserin bildeten, hätte abhängig machen wollen!

Das Concilium war ungemein zahlreich und glänzend. Außer den sämmtlichen Kardinälen der römischen Kirche und einer Menge Bischöfe aus Italien und der Lombardei, fanden sich auch der Herzog Gottfried von Lotharingen, Herzog Otto von Bayern, die Markgräfin Beatrix und deren geistvolle Tochter Mathilde mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und gerüsteten Schaaren in Mantua ein. — Es ist ein großer, wahrhaft zu bedauernder Verlust, daß von den Verhandlungen des Conciliums gar nichts auf uns gekommen ist. Die vom Pabste, von Hildebrand und dem Erzbischofe Hanno und noch manchen Andern gehaltenen Reden müßten, wären sie uns bekannt, ungemein belehrend und für die Geschichte bereichernd seyn. Was wir von der Synode in Mantua wissen, beruhet demnach blos auf den Berichten der Chronisten, die aber nichts weniger als mit einander übereinstimmen, selbst in den wesentlichsten Punkten von einander abweichen. Dem Kardinal Aragonius und Siegfried von Gemblours zu Folge, soll der Pabst in einer schönen ungekünstelten Rede die Rechtmäßigkeit seiner Wahl mit der größten Klarheit entwickelt, das Concilium von der Reinheit seiner Gesinnungen überzeugt, auch ganz vorzüglich den Frieden und die Einigkeit in der Kirche sämmtlichen versammelten Vätern dringend an das Herz gelegt haben; und da in den letztern Zeiten die Anhänger des Cadalous sich sogar erfrecht hatten, Pabst Alexander zu beschuldigen, er habe durch Geld sich den Weg zu dem apostolischen Stuhl gebahnt, daher auch die königliche Bestätigung nicht erwarten wollen; so reinigte sich derselbe jetzt durch einen feierlichen Eid von dieser Beschuldigung. Einstimmig erkannte nun das ganze zahlreiche Concilium sammt allen anwesenden weltlichen Fürsten Alexander den Zweiten als den wahren, auf cano-

nischem Wege erwählten Pabst. Alle erhoben sich und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll als das einzige rechtmäßige höchste Oberhaupt der Kirche. Jene von den longobardischen Bischöfen — und ihre Anzahl war nicht klein, — die bisher sich zu dem Afterpabst gehalten hatten, warfen sich zu den Füßen Alexanders, und baten um Verzeihung, die ihnen auch sogleich sammt dem päbstlichen Segen ertheilt ward. Das gräuelvolle Schisma hatte nun ein Ende; Recht und Wahrheit hatten gesiegt, und Friede und Einigkeit waren der Kirche wieder geschenkt. — Nur Erzbischof Heinrich von Ravenna verharrte noch in dem Schisma; und da alle Ermahnungen des römischen Stuhles fruchtlos blieben, so ward er und die ganze ihm hartnäckig anhangende Diöcese mit dem Banne belegt, worauf er seiner Seits auch alle, die er seine Gegner nannte, excommunicirte. Ohne mit der Kirche ausgesöhnt zu seyn und mit deren Fluch beladen, starb Heinrich am ersten Jänner des Jahres Eintausend und siebenzig. Nach seinem Tode schickte der Pabst den ehrwürdigen Petrus Damiani, jetzt in hohem Greisenalter, nach Ravenna. Die Einwohner der Stadt wie der ganzen umliegenden, zu der erzbischöflichen Diöcese gehörigen Gegend, schienen froh zu seyn, daß durch den Tod ihres Erzbischofes ihnen der Weg in den Schoos der allgemeinen Kirche wieder geöffnet werde. Sie unterwarfen sich daher willig und in Demuth der von Damiani ihnen auferlegten Buße und wurden darauf von dem Banne gelöst. — Was den Cadalous betrifft, so fuhr er auch jetzt noch fort, sich Honorius nennen zu lassen und die Zeichen der päbstlichen Würde zu tragen. Indessen achtete niemand mehr darauf. Seine Schmach überlebte er nur um zwei Jahre. Verachtet und unbemerkt starb er im Anfange des Jahres 1069, und mit seinem

Tode verschwand nun auch die letzte Spur jenes ärgernißvollen Schisma *).

---

*) Von allen Chronisten, die in ihren Geschichtsbüchern von den Verhandlungen des Conciliums in Mantua sprechen, verdienen unstreitig der Kardinal Aragonius und Siegfried von Gemblours den meisten Glauben. Da sie nur das, was sie davon wissen, uns erzählen, so sind auch ihre Berichte nur kurz, aber eben daher um so glaubwürdiger. Die Erzählungen der Uebrigen enthalten größtentheils zu abentheuerliche Dinge, als daß man ihnen unbedingten Glauben schenken könnte. So z. B. erzählt Otto von Freisingen: nicht der Pabst habe sich durch einen Eid von der Beschuldigung der Simonie gereiniget, sondern der Pabst habe vielmehr den König Heinrich (damals erst sechzehnjährig und noch unter der Leitung des Erzbischofes von Bremen) der Simonie beschuldiget, und ihn deßwegen zur Rechtfertigung vor den päbstlichen Stuhl nach Rom vorladen lassen!! — Aber am allertollsten und widersinnigsten ist Aventins Bericht. Diesem zu Folge trat Hanno in der Versammlung auf und sprach: „der König und die Großen des Reiches haben theils durch das Gerücht, theils durch Briefe erfahren, daß Du die päbstliche Würde erkauft, mit den Normännern Freundschaft geschlossen, dich gegen den König verschworen hast und nun auf feindliche Waffen dich stützend, das Pabstthum usurpiren willst.“ — Aber nun bekräftigte Alexander durch einen Eid, daß an allem diesem kein wahres Wort sey; worauf sogleich alle, selbst die Anhänger des Cadalous, ihm zufielen und ihn als rechtmäßigen Pabst erkannten. Aber am andern Tage, als die Väter des Conciliums, nur mit Ausnahme des Erzbischofes Hanno, sich wieder in der Kirche versammelt hatten, stürzten plötzlich die Anhänger des Cadalous mit gezückten Schwertern herein, schalten den Pabst einen Ketzer und wollten ihn ermorden. Alle anwesende Bischöfe begaben sich auf die Flucht. Nur der Pabst blieb allein, denn der Graf Wenzeslaus von Altaich aus Bayern hielt ihn zurück und sprach ihm Muth ein. Kühn trat also

jetzt der Pabst den Empörern entgegen, fuhr sie hart an und schreckte sie durch hohen Ernst und seine würdevolle, majestätische Haltung zurück. Aber gerade in diesem Augenblick kam auch die Markgräfin Beatrix mit gerüsteten Schaaren an, und sobald sie in die Kirche trat, entflohen eiligst sämmtliche Empörer. Die früher entflohenen Väter des Conciliums kehrten nun wieder zurück und verdammten und verfluchten den Cadalous und dessen Anhang, worauf Alexander als allgemein anerkannter Pabst nach Rom zurückkehrte. — Wahrhaftig ein seltenes Muster eines klaren, in sich vollkommen zusammenhängenden und daher das Gepräge der Wahrheit tragenden Berichts!

12. Während der ganzen zwölfjährigen Regierung Alexanders II. hörten die kirchlichen Unruhen in Mailand und noch anderen italiänischen Städten nicht auf. Erzbischof Guido von Mailand und dessen Clerus hatten ihr, den päbstlichen Legaten gegebenes Versprechen gebrochen, setzten ihre vorige Lebensweise fort, verkauften die Weihen, und lebten in unkeuscher Gemeinschaft mit Weibern. Aber um so weniger ließ auch Ariald nach, für die Reinheit der Kirche zu eifern. Eine kräftige Stütze fand er an Herlembald, einem Bruder des indessen verstorbenen Landulphs. Er war einer der reichsten und angesehensten Einwohner Mailands, ein Mann von Geist, Thatkraft und ausgezeichneter Frömmigkeit. Er war unlängst von einer Wallfahrtsreise nach Jerusalem zurück gekommen; und als er den traurigen Zustand der mailändischen Kirche sah, entschloß er sich, um die heiligen Sakramente nicht von unreinen Händen zu empfangen, in ein Kloster zu gehen, und fern von der Welt und ihrem Treiben sein Leben ungetheilt Gott zu weihen. Aber Ariald suchte ihn davon abzuhalten. Es würde, sagte derselbe, Gott wohlgefälliger seyn, wenn er,

bereit, jedes Opfer dem Wohl der Kirche zu bringen, an dem Kampfe gegen die simonistischen und nicolaitischen Ketzer thätigen Antheil zu nehmen sich entschließen könnte. Herlembald, schwankend zwischen seinem gefaßten Entschluß und dem Rathe Arialds, ging nach Rom. Bei mehreren Kardinälen und endlich selbst bei dem Pabste befragte er sich jetzt, was er thun sollte, und von Allen ward ihm gesagt, daß es in den Augen Gottes ein wohlgefälligeres Opfer seyn würde, dem Rathe seines frommen Freundes zu folgen, als in die Einsamkeit sich zurückzuziehen. Der Pabst gab ihm sogar eine Fahne des heiligen Petrus; diese sollte er vor sich und seinen Freunden wehen lassen, wenn es allenfalls zu einem offenen, von den Feinden Gottes und der Kirche herbeigeführten blutigen Kampfe kommen sollte. — Herlembald kehrte nach Mailand zurück und that, wie ihm war geboten worden. Im innigsten Verein mit Ariald kämpfte Herlembald von jetzt an sein ganzes Leben hindurch für die Sache Gottes und der Kirche. Einige Zeit darauf begab er sich wieder nach Rom und brachte von da ein Verdammungsurtheil gegen den Erzbischof Guido nach Mailand zurück. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. In der Hoffnung, das Volk durch abermalige Vorspiegelung der Gefahren, welche der Freiheit und dem Ansehen der ambrosianischen Kirche droheten, für sich zu gewinnen, erfrechte sich Guido, am heiligen Pfingsttag öffentlich darüber zu klagen, was man in Rom gegen ihn und seine Kirche unternommen habe. Ariald und Herlembald waren gegenwärtig und schon entschlossen, dem Erzbischofe zu antworten, als plötzlich ein Aufruhr in der Kirche entstand. Der Erzbischof ward angefallen, beinahe tödtlich mißhandelt, zur Kirche hinausgestoßen und sein erzbischöflicher Palast geplündert, wenigstens das Kostbarste daraus geraubt.

Doch dieser Volksaufstand ging bald vorüber und hatte keine ferneren Folgen. Aber was an ihm geschehen, wollte der Erzbischof nun an Ariald rächen. Vieren seiner Knechte, auf deren Treue er sich verlassen zu dürfen glaubte, gab er den Befehl, bei der ersten günstigen Gelegenheit sich heimlich des Arialds zu bemächtigen, ihn über den See in eine Einöde zu führen und dort zu ermorden. Dieß geschah. Aber kaum hatte man in der erzbischöflichen Wohnung erfahren, daß Ariald in den Händen der vier Knechte sey, als die Nichte des Erzbischofes, ein Teufel in weiblicher Gestalt, in der Besorgniß, jene vier Knechte möchten sich des frommen Priesters erbarmen und seiner schonen, zwei der verruchtesten Geistlichen mit dem Auftrage nachsandte, für genaue Vollziehung des gegebenen Mordbefehls zu sorgen. Die beiden Mörder ereilten die Vorausgesandten jenseits des Sees. Sogleich riefen sie diesen zu: „wo ist Ariald?“ — „Er ist todt,“ gaben sie zur Antwort. — Das teuflische Weib hatte es wirklich errathen. Die vier Knechte waren schon mit einander übereingekommen, den Ariald loszubinden und ihn entfliehen zu lassen. „Wenn er todt ist,“ erwiederten die beiden Kleriker, „so wollen wir seinen entseelten Körper sehen, denn dieß ist der Auftrag, den uns die Nichte unsers Herrn gegeben hat.“ — Indem sie nun ihre Augen wild in der Gegend herum schweifen ließen, erblickten sie in nicht sehr weiter Ferne den Ariald noch gebunden auf einem Stein sitzen. Sogleich liefen sie auf ihn zu, warfen sich über ihn her, faßten ihn bei den Ohren und schrieen: „Sage Galgendieb, ist unser Herr wahrer Erzbischof oder nicht?“ Ariald antwortete: „Er ist es nicht, war es auch nie gewesen, weil er nie bischöfliche Werke gewirkt hat.“ — Jetzt schnitten sie ihm beide Ohren ab. Mit zum Himmel gewandten Blick

sprach Ariald: „Ich danke dir, o mein Jesu! daß du mich heute würdigest, deines allerheiligsten Namens wegen zu leiden!“ Wüthend wiederholten nun die Kleriker ihre Frage: ob Guido wahrer Erzbischof sey; und als Ariald wieder dieselbe Antwort, wie das erstemal, gab, schnitten sie ihm die Nase und obere Lippe ab, bohrten ihm die Augen aus, schnitten ihm die Zunge aus dem Hals und hieben ihm die rechte Hand ab; doch damit noch nicht zufrieden, und um ihren grausamen, unerhörten Muthwillen auf das höchste zu treiben, machten die beiden verruchten Mörder sich noch die teuflische Lust, den frommen Dulder, unter den schamlosesten Zotten und Spottreden über dessen bisher so oft über die Keuschheit gehaltenen Predigten, auf das schändlichste zu verstümmeln. Ariald starb unter den Händen seiner Peiniger. Sein Körper ward in den See geworfen; aber die Wellen spülten ihn schon am andern Tage wieder an das Ufer. Man warf ihn auf das neue in das Wasser, und zwar mit Steinen beschwert, um ihn in die untersten Tiefen des Sees zu versenken. Aber demungeachtet ward er nach zehn Monaten völlig unversehrt wieder an dem Gestade des Sees gefunden. Als Herlembald dieses hörte, eilte er mit bewaffneter Mannschaft herbei, bemächtigte sich mit Gewalt der Leiche seines Freundes und brachte sie nach Mailand zurück. Alles Volk, staunend ob diesem Wunder, erkannte nun, daß Gott selbst der Heiligkeit seines treuen Dieners Zeugniß gegeben habe. Arialds Leiche ward als eine heilige Reliquie verehrt, und selbst seine ehemaligen Feinde unter dem Clerus mußten jetzt, wollten sie von dem Volke nicht gesteiniget werden, dem Ermordeten alle Ehren eines heiligen Märtyrers erweisen. Prachtvoll und unter dem Zulaufe einer zahllosen Menge aus der umliegenden Gegend herbeiströmenden Volkes

ward die Leiche zur Erde bestattet. Mehrere Wunder geschahen an Arialds Grabe, und als einige Zeit darauf Pabst Alexander nach Mailand kam, ward Ariald unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten heilig gesprochen und unter die Zahl heiliger Blutzeugen versetzt.

13. Auch in Florenz entstand eine, durch den nunmehr immer heftiger werdenden Kampf gegen die Simonie herbeigeführte Spaltung zwischen der Geistlichkeit und dem Volk. Der Bischof der Stadt war Petrus aus Pavia. Man argwohnte, er habe die bischöfliche Würde mit Geld erkauft. Einige Zeit lang war jedoch dieses nur bloßer Verdacht. Als aber bald darauf der Vater des Bischofes, ein Mann von sehr beschränktem Verstande, nach Florenz kam, um seinen Sohn zu besuchen, suchten einige schlaue Florentiner ihm das Geheimniß in Betreff der Erhebung seines Sohnes zu entlocken. Es kostete ihnen wenig Mühe, den guten einfältigen Mann recht treuherzig und gesprächig zu machen; als ihnen dieses vollkommen gelungen war, sagte auf einmal einer von denselben zu ihm: „Guter Mezabarba — so hieß der Vater des Bischofes — die Beförderung eures Sohnes wird Euch gewiß eine schöne Summe Geldes gekostet haben.“ Da der listige Florentiner seine Frage mit der Miene der größten Unbefangenheit gestellt hatte, so glaubte auch der Alte ohne Rückhalt antworten zu dürfen. „Ach!“ erwiederte er, „bei dem deutschen Hofe kann man jetzt nichts mehr umsonst erhalten. Die Bischofswürde meines Sohnes kostet mich wenigstens dreihundert Pfund Silbers.“ — Schnell verbreitete sich diese Rede in der ganzen Stadt und Gegend. Der bisherige Verdacht verwandelte sich in Gewißheit und entflammte nun auf das neue den gerechten Eifer der Mönche von Vallombrosa und St. Sal-

vator. Ausgezeichnet durch eigene Frömmigkeit, noch ausgezeichneter durch den Ruf der Heiligkeit ihres Vorstandes und Stifters, des heiligen Gualberts, standen die Mönche bei allem Volk in Florenz in großem Ansehen. Ganz vorzüglich geehrt ward Theuzon, früher ein ehrwürdiger Einsiedler, der fünfzig Jahre nicht über die Schwelle seiner Klause gekommen war, seit einiger Zeit aber als Mönch in dem Kloster von Vallombrosa lebte. Nicht ohne die Genehmigung des heiligen Gualberts, beschuldigte nun Theuzon auf einem öffentlichen Platze, in Gegenwart einer Menge von Zeugen, den Bischof Petrus der Simonie, alles Volk bittend und ermahnend sich von der Kirchengemeinschaft des simonistischen Bischofes fern zu halten, auch von den von ihm ordinirten Priestern die heiligen Sakramente nicht mehr zu empfangen. — Das Ansehen des heiligen Gualberts und seiner frommen Mönche war entscheidend. Alles Volk floh den Bischof gleich der Pest; eben so auch die von ihm ordinirten, oder ihm anhängenden Priester. Umsonst rief jetzt das Geläute der Glocken die Einwohner von Florenz in die Kirche; niemand kam, denn niemand wollte an dem Gottesdienst der Simonisten einen Antheil haben. Einige starben sogar ohne Empfang der heiligen Sakramente, blos weil in der irrigen Meinung, sie nicht aus den Händen eines Geistlichen der Kirche von Florenz empfangen zu dürfen.

14. Als der Pabst Alexander von den kirchlichen Unruhen in Florenz Kunde erhielt, gab er dem ehrwürdigen Damiani den Auftrag, sich dahin zu begeben, und dort Friede und Ruhe wieder herzustellen. Damiani verließ also auf einige Tage seine Einöde, in die er sich zurückgezogen hatte, und ging nach Florenz. Obwohl das Laster der Simonie von Her-

zen verabscheuend, billigte er doch keineswegs das allzuvoreilige, anmaßungsvolle Verfahren sowohl der Mönche wie der Einwohner von Florenz gegen ihren Bischof. Als er aber darüber zu dem Volke sprechen wollte, ließ man ihn nicht zum Worte kommen. Wahrscheinlich, schrie man ihm zu, werde er selbst von Simonie nicht rein seyn, da er die Vertheidigung eines simonistischen Bischofes übernehmen wolle. Da Damiani sah, daß er mit einem leidenschaftlich aufgeregten Volke nichts ausrichten könne, verließ er wieder die Stadt, schickte aber sogleich ein Sendschreiben nach Florenz, worin er nach seiner Art zwar kräftig, aber auch sehr umständlich den Mönchen, wie den Einwohnern auseinander setzte, welche grobe und sträfliche Anmaßung es von ihrer Seite gewesen, von einem Bischofe, bevor noch die Kirche ihn gehört, gerichtet und verdammt hätte, sich eigenmächtig zu trennen, ihn gleichsam dadurch seines bischöflichen Amtes zu entsetzen. Zudem belehrte er sie, daß die ganze Fülle göttlicher Kraft und Gnaden bei der Kirche sey. Diese lasse sie durch ihre Diener dem Volke spenden, und wenn sich unter jenen auch ein unwürdiger Diener des Altars fände, so könnte doch dessen Unwürdigkeit die Gnadenwirkungen des ertheilten Sakraments nicht schwächen. Endlich sagte er ihnen auch noch am Schlusse seines Schreibens: das Concilium, welches sich in jedem Jahre in Rom zu versammeln pflege, werde nächstens zusammen treten. Hätten sie also gegen den Bischof zu klagen, so möchten sie Abgeordnete nach Rom senden und dort vor dem Concilium ihre Klage vorbringen lassen. — Die Mönche sahen jetzt ihren Irrthum ein, beschlossen daher, dem ihnen ertheilten Rathe zu folgen. Mehrere von ihnen, von einigen Laien, ihren Freunden, begleitet, machten sich also auf den Weg nach Rom. Das Concilium bestand

aus hundert Bischöfen. Auch Herzog Gottfried von Toscana, der mächtige Beschützer des Bischofes von Florenz, wohnte demselben bei. Durch ihren Sprecher, den Abt Rudolph, einen sehr ernsten, tadellosen und würdigen Mann, klagten nun die Mönche gegen den Bischof Peter und beschuldigten ihn geradezu der Simonie, erboten sich sogar, ihre Anklage durch die Feuerprobe zu erhärten. Aber alle versammelten Bischöfe neigten sich auf die Seite des Angeklagten. Einige sprachen mit vieler Heftigkeit gegen die Mönche, und der Herzog von Toscana drohete sogar jene mit dem Tode zu bestrafen, die ferner noch den Bischof schmähen oder ihm nicht gehorchen würden. „Die Mönche standen wie Schafe unter den Wölfen.“ Aber auf einmal erhob sich der Kardinaldiacon Hildebrand von seinem Sitze, und mit demselben Flammeneifer, der ihn stets beseelte, wenn er innere oder äußere Feinde der Kirche zu bekämpfen hatte, übernahm er nun ganz allein auch die Vertheidigung der Mönche. Pabst Alexander befand sich jetzt in keiner kleinen Verlegenheit. Den angeklagten Bischof Peter wollte er nicht verdammen, weil sämmtliche versammelte Väter seine Parthei ergriffen hatten; aber eben so wenig auch gegen die Mönche entscheiden, und am allerwenigsten die Feuerprobe gestatten. In der Sache selbst ward also eigentlich gar nichts entschieden; nur die gegen Simonie und unkeusches Leben der Geistlichen erlassenen Verordnungen wurden auf das neue wiederholt und geschärft, und endlich die Mönche mit der Weisung entlassen, ferner nicht mehr gegen den Bischof zu predigen *).

*) Auf diesem Concilium wurden zwölf Canons gemacht; sämmtlich gegen die Simonie, die Unenthaltsamkeit der Geistlichen und die Laien, welche Beischläferinnen halten und die Opfer der Gläubigen oder den, der

15. Bischof Peter freuete sich jetzt seines Sieges; weder von dem Pabste noch von dem Concilium war er verdammt worden, und da demungeachtet die Mönche der ihnen in Rom gegebenen Weisung sich nicht fügten, in ihrem Eifer immer fortfuhren, daher auch die Gährung unter dem Volke täglich zunahm, so glaubte endlich der gewissenlose Bischof, durch harte, ja wohl grausame Bestrafung eines Theils der Mönche, die übrigen zu schrecken und dann, wenn diese schwiegen, auch die Gährung unter dem Volke ohne viele Mühe wieder ersticken zu können. In das, vor den Thoren der Stadt gelegene, ebenfalls unter der Leitung des heiligen Gualbert stehende Kloster zum heiligen Salvius schickte er bei nächtlicher Weile einen Haufen gewaffneter Leute. Gerade um die Mitternachtsstunde, als die Mönche zum Chor in der Kirche versammelt waren, drangen sie in das Kloster ein, fielen mit gezückten Schwertern über die Wehrlosen her, gaben dem Einen einen Hieb auf die Stirne, der ihm den Kopf bis auf das Gehirn spaltete, hieben einem Andern die Nase sammt dem obern Theile der Kinnlade ab, gaben Andern wieder andere nicht minder gefährliche Wunden, stürzten hierauf den Altar, plünderten die Kirche und zerstörten und zerschlugen alles, was sie nicht rauben

---

Kirche gebührenden Zehenten sich zueignen. Der letzte Canon bezieht sich auf die Mönche. Er lautet also: Da das Concilium von Chalcedon schon verordnet hat, daß die Mönche innerhalb ihrer Klöster bleiben sollen, so wird in Folge dieser Verordnung den Mönchen, wie fromm sie auch seyn mögen, auf das neue verboten, die Städte, Dörfer und Schlösser des Adels zu besuchen. Will ein Laie, in einer Angelegenheit seines eigenen Heils, sie um Rath fragen, so muß dieß innerhalb der klösterlichen Mauern geschehen.

konnten. Während diese Greuel vorgingen, setzten die frommen, gottergebenen Mönche, ohne einen Laut des Schreckens oder der Klage hören zu lassen, ihren Psalmengesang ruhig fort. Dieß ergriff mächtig die Mörder; sie staunten ob dem Heldenmuth der Mönche, schonten also auch ihrer, steckten jedoch, bevor sie das Kloster verließen, noch einen Theil des Gebäudes in Brand. — Als am Morgen des folgenden Tages der heilige Gualbert diese blutigen und zugleich sacrilegischen Frevel erfuhr, eilte er sogleich nach dem Kloster, tröstete die Verwundeten, wünschte ihnen sogar noch Glück, daß sie wären gewürdiget worden, ihre Anhänglichkeit an die Kirche, diese makellose Braut Jesu, mit ihrem Blute zu besiegeln. Der Mordanschlag war vorzüglich gegen den heiligen Gualbert gerichtet. Man wußte, daß er schon seit einigen Tagen sich in eben diesem Kloster aufhalte; aber von seinem guten Engel geleitet, hatte er gerade am Morgen desselben Tages, auf welchen eine für die Mönche so traurige Nacht folgen sollte, das Kloster verlassen, und war nach Vallombrosa zurückgekehrt.

16. Durch diese, für einen Oberhirten unerhörte Frevelthat erreichte jedoch der Bischof nichts weniger als was er bezweckte. Hatte man bisher bloß alle Gemeinschaft mit ihm vermieden, so floh man ihn jetzt wie ein Ungeheuer im Schafpelz. Selbst ein großer Theil seines eigenen Clerus, der bisher es mit ihm gehalten hatte, fiel von ihm ab, und schlug sich zur Volksparthei. Es ward immer unruhiger in der Stadt, und wilder Ausbruch der gährenden Gemüther war mit jedem Tage zu befürchten. Um diesem vorzubeugen, kamen die vornehmsten Einwohner mit einander überein, den heiligen Gualbert zum Schiedsrichter zu wählen. Der Bitte einer ganzen

Stadt konnte Gualbert nicht widerstehen. Er eilte nach Florenz, und als er fruchtlos alles erschöpft hatte, um den Bischof zu bewegen, seine Schuld zu gestehen und dem Aergerniß ein Ende zu machen, entschied er endlich, daß zur Feuerprobe sollte geschritten werden. Dieß war auch der allgemeine Wunsch des Volkes. — Auf den Wink des Heiligen wurden zwei Scheiterhaufen errichtet, jeder von zwölf Schuhen Länge, vier in der Breite, und fünf in der Höhe. Zwischen beiden führte nur ein ganz schmaler, ungefähr fünf Fuß breiter, und mit dürrem, sich leicht entzündendem Holze belegter Pfad. Zum Bestehen der Feuerprobe wählte der heilige Gualbert einen schlichten Mönch von reinem, frommem Herzen, der ebenfalls Peter hieß. Schon vor mehreren Jahren war er in dem Kloster von Vallombrosa aufgenommen worden. Um ihn in der Demuth zu üben, hatte ihn der heilige Gualbert zwei Jahre lang das, dem Kloster gehörige Vieh hüten lassen. Vor einiger Zeit hatte er die heiligen Weihen erhalten, und war zur Würde eines Priesters erhoben worden. — In Gegenwart eines zahllosen Volkes, so wie der gesammten Geistlichkeit von Florenz, und vieler seiner Brüder, der Mönche nämlich aus Vallombrosa und dem St. Salviuskloster, feierte Peter an einem, auf einem öffentlichen Platze errichteten Altar das heilige Meßopfer. Alle Anwesenden waren tief gerührt. Als das hochheilige Opfer bis zum Agnus Dei vorgeschritten war, traten vier Geistlichen, der Eine mit dem Crucifix, der Andere mit geweihtem Wasser, der Dritte mit geweihten Fackeln und der Vierte mit dem Rauchfaß in der Hand, zu den Scheiterhaufen und steckten dieselben in Brand. Als die Messe beendiget und das geheimnißvolle Opfer vollbracht war, standen die Holzstöße schon in vollen Flammen, auch glühende Kohlen fielen schon häufig auf den, zwischen

ihnen hindurch führenden, schmalen Pfad. — Mit emporgehobenen Händen betete jetzt Petrus laut vor allem Volke: „Jesus, du ewige Wahrheit! wenn der Bischof von Florenz sich wirklich durch Simonie befleckt hat, so gebeut den Flammen, daß sie meiner schonen und erhalte mich mitten unter denselben, wie du einst die drei Knaben im Feuerofen erhalten hast.“ — Alles Volk sprach Amen, Amen! Peter gab hierauf den ihm zur Seite stehenden Brüdern den Friedenskuß, bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und näherte sich baarfuß, langsamen Schrittes, aber mit heiterer Miene, und den Blick unverrückt auf das Cruzifix geheftet, das er an seine Brust drückte, dem brennenden Scheiterhaufen. Jetzt entschwand er den Blicken der wie betäubt umher stehenden Menge. Hoch schlugen über ihn die Flammen zusammen. Eine feierliche Stille herrschte. Man hörte blos das Gepraffel des Feuers. Alle Hände waren gefaltet, alle Blicke zum Himmel gerichtet. Aber lauter Jubel erscholl, als man auf einmal den frommen, auf Gott vertrauenden Peter am andern Ende ganz unverletzt aus den Flammen hervorgehen sah. „Der fromme Petrus hat gesiegt, und Simon der Zauberer ist gestürzt!“ rief jetzt das zahllos versammelte Volk wie mit einer Stimme. Alles drängte sich um den Mann Gottes. Man warf sich ihm zu Füßen, küßte dieselben, und jeder schätzte sich glücklich, der nur ein Stückchen von dem Gewand desselben berühren konnte. Kaum und nur mit vieler Mühe konnten die Geistlichen ihn endlich aus den Händen des ihn enthusiastisch verehrenden Volkes befreien. — Unverzüglich ward der ganze Hergang nach Rom berichtet, worauf Pabst Alexander den Bischof Petrus von Florenz sogleich seiner bischöflichen Würde entsetzte. Aber auch auf diesen machte das wundervolle

Gottesgericht einen tiefen, daher bleibenden, höchst wohlthätigen Eindruck *). Er bekannte öffentlich

---

*) Eigentlich könnte jedes Wunder an und für sich blos ein bald größeres, bald minderes Erstaunen erregen; seine Wirkung ist nur mittelbar, jedoch gerade dadurch außerordentlich, daß es, mehr als irgend Etwas, den Glauben weckt und lebendig macht, und dieser nun plötzlich lebendig gewordene Glaube ist es, der die Seele mächtig ergreift und den ganzen Menschen auf einmal völlig umwandelt. Unstreitig ist die Gabe eines lebendigen Glaubens das höchste, herrlichste und beseligendste Geschenk des Himmels. Wo wahrer Glaube ist, da gesellen sich zu ihm auch sogleich zuversichtliche Hoffnung, unbedingtes, grenzenloses Vertrauen und glühende Liebe; denn diese drei, nur unter dem Throne des Lammes hervorsprossenden Blumen des Paradieses sind unzertrennlich, gehen stets miteinander Hand in Hand. Nicht umsonst stellte Jesus so oft die Frage: „kannst Du glauben?“ — Wegen dieser von dem Gottmenschen so oft wiederholten Frage, sollte nun auch die, in dem Evangelium von dem Vater eines vom Teufel hart geplagten Sohnes gegebene Antwort: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben auf!“ auch unser tägliches Morgen-, Mittag- und Abendgebet seyn; und ganz vorzüglich dann, wenn wir zur Feier des hochheiligen, geheimnißvollen Opfers in die Kirche treten. Jeden Tag, und zwar öfters an demselben, den Glauben in sich zu wecken, und der Kraft desselben sein ganzes Herz hinzugeben, ist das erste und dringendste Bedürfniß einer christlichen Seele. Bekanntlich wird ja diese reichste und fruchtbarste aller himmlischen Gaben nur den Einfältigen, in Demuth und völliger Selbstverläugnung darum Bittenden zu Theil; indem ja, wie wir wissen, Jesus Christus in Gegenwart aller Apostel laut seinem himmlischen Vater einst dankte, daß er die Geheimnisse seines Reiches nur den Kleinen und im Geist Niedrigen, und nicht den Großen und Weisen dieser Welt habe offenbaren wollen. — — Die Geschichte der so wundervollen Feuerprobe wird von allen gleichzeitigen, wie den meisten darauf folgenden Geschichtschreibern

seine Sünde, ging reumüthig in ein Kloster und führte bis zu seinem Tode ein strenges, bußfertiges, höchst erbauliches Leben. — Peter, der seine kirchliche Laufbahn damit begonnen hatte, daß er einige Zeit das Vieh des Klosters von Vallombrosa hüten mußte, gelangte jetzt nach und nach zu sehr hohen Ehren. Auf das vereinte Bitten mehrerer florentinischen Edeln ernannte ihn der heilige Gualbert zum Abte eines, unter seiner Leitung stehenden Klosters. Ein paar Jahre darauf ward er Bischof von Albano, und endlich Kardinal der römischen Kirche, der er bis zu seinem im Jahre ein tausend und sieben und achtzig erfolgten Tode noch manche sehr wichtige Dienste leistete.

17. Indessen machte auch in den lombardischen Städten der Bund der Patariner immer größere Fortschritte. In Cremona waren es zuerst zwölf angesehene, gegen den ausgelassenen Wandel der Geistlichkeit eifernde Einwohner, welche sich durch

---

berichtet; auch in einer Menge anderer Schriften jener Zeit, besonders in Briefen angesehener Männer, wird ihrer erwähnt; endlich erhielt auch Peter von dem Augenblicke an, wo er die Feuerprobe ausgehalten, den, ihm nicht nur bis zu seinem Tode, sondern auch in allen Geschichtbüchern bis auf den heutigen Tag gebliebenen Beinamen: *igneus* (der Feurige). Nicht leicht kann irgend eine Thatsache noch fester historisch begründet seyn, als diese. Wer sie läugnen wollte, müßte nothwendig auch die ganze gesammte Geschichte der Menschen und Völker läugnen; für ihn gäbe es keine Vergangenheit, sondern nur eine Gegenwart, und selbst von dieser dürfte er, wenn er sich consequent bleiben wollte, nur das glauben, was er nicht nur mit seinen eigenen Augen — denn diese allein könnten ihn ja täuschen — gesehen, sondern mit seinen sämmtlichen fünf Sinnen erfaßt hätte.

einen Eidschwur verbanden, das überhandnehmende Aergerniß aus allen Kräften zu bekämpfen. Diesem Bunde schlossen sich bald sämmtliche Einwohner an; und nun wurden ohne weiteres alle beweibten oder im Concubinat lebenden Geistlichen, Priester wie Diakonen, aus der Stadt gejagt, und als der Bischof von Cremona sich der Vertriebenen annehmen und einen dem Bunde angehörigen, eifrigen Priester in Verhaft wollte nehmen lassen, ward er selbst sehr gröblich mißhandelt. Die Cremoneser berichteten das Vorgefallene nach Rom, und bald brachten die Abgeordneten, die sie dahin gesandt hatten, ein päbstliches Schreiben zurück, worin ihr Eifer gelobt und ihr Verfahren gebilliget ward. — Den Bischof Dionysius in Piacenza hatte der Pabst mit dem Banne belegt; demungeachtet fuhr er fort, bischöflichen Verrichtungen sich zu unterziehen. Aber auch gegen diesen erhob sich das Volk und vertrieb ihn von der Kirche und aus der Stadt.

18. In Mailand war wenigstens die äußere Ruhe, obgleich auch nur auf kurze Zeit, wieder hergestellt. Nach Arialds Ermordung nämlich hatte Pabst Alexander zwei Legaten, wovon der Eine Kardinalbischof und der Andere Kardinalpriester war, nach Mailand gesandt. Diese ließen die, in dem letzten römischen Concilium erneuerten Verordnungen gegen Simonie und unkeuschen Wandel des Clerus öffentlich bekannt machen. Den Geistlichen, die Weiber oder Concubinen hatten, sollte die Ausübung ihres Amtes untersagt, auch der Ertrag ihrer Pfründen ihnen so lange entzogen werden, bis sie ernstliche Besserung würden gelobt haben. — Sollte jedoch ein Geistlicher nicht aus Gewohnheit, sondern blos aus menschlicher Schwachheit sündigen, so wäre es hinreichend, demselben eine, seinem Vergehen

angemessene Buße aufzulegen, und wenn er diese verrichtet, ihm die Ausübung seiner geistlichen Verrichtungen wieder zu gestatten. Aber um über einen Geistlichen ein solches Urtheil zu sprechen, dazu sollte bloser Verdacht nicht hinreichend seyn, sondern dem Urtheil stets ein überzeugender Beweis zum Grunde liegen. Auch dürfte unter den Richtern kein Laie seyn. Um über die Aufführung der Geistlichen ein wachsames Auge haben zu können, ward von den beiden Legaten der Antrag gemacht, daß die Geistlichen stets bei den Kirchen, für die sie geweihet worden, ihre Wohnungen haben sollten. Was den sogenannten herrschaftlichen Clerus betraf, so ward den adelichen Grundbesitzern, auf deren Gütern und Schlössern derselbe lebte, ernstlich geboten, jene ihrer Geistlichen, die sich durch Unkeuschheit befleckten, dem Bischofe anzuzeigen, und im Falle, daß dieser das Verbrechen ununtersucht und daher unbestraft lassen würde, den Schuldigen die Ausübung ihrer geistlichen Aemter zu verbieten, auch ihnen den Ertrag ihrer Beneficien vorzuenthalten, der jedoch stets der Kirche anheimfallen und von dem Gutsbesitzer unter keinem Vorwand zu etwas anderem verwendet werden sollte. Endlich wurde den Laien auf das schärfste untersagt, Geistliche, unter dem Vorwand, daß sie sich des einen oder andern Verbrechens schuldig gemacht, willkürlich zu mißhandeln und zu berauben. Diese letzte Verordnung war es vorzüglich, welche wenigstens die äußere Ruhe wieder nach Mailand zurückführte.

19. Die Bewegungen in der mailändischen Kirche hatten jedoch auch hierauf noch lange kein Ende. Jetzt fiel es dem, von dem Pabste excommunicirten Erzbischofe Guido ein, sein erzbischöfliches Amt zu resigniren. Um aber ein recht bequemes und genuß-

reiches Leben in seinem Alter führen zu können, verkaufte er, seinem Charakter und seinen Grundsätzen bis an das Ende treu bleibend, seine erzbischöfliche Würde an einen, einem der vornehmsten italiänischen Geschlechter angehörigen Geistlichen, Namens Gottfried. Von den lombardischen Bischöfen und einem großen Theil des mailändischen Adels begünstiget und unterstüzt, eilte Gottfried mit Ring und Stab nach Deutschland, um vom König die Investitur zu erhalten. Durch Versprechungen jeder Art, besonders daß er das Interesse des Königes nicht nur in Mailand, sondern in ganz Italien nach allen Kräften zu befördern suchen würde, gelang es ihm bei dem leichtfertigen deutschen Hofe, das, was er suchte, zu erlangen*). Aber die Parthei der ächten Katholiken, die glücklicher Weise jezt in Mailand die bei weitem größere Mehrzahl bildeten, und für welche der mit dem Erzbisthum getriebene schändliche Handel kein Geheimniß war, verwarf den simonistischen Eindringling; und als er aus Deutschland zurückkam, widersetzten sie sich seiner Aufnahme in die Stadt. Gottfrieds Anhänger wollten jezt Gewalt brauchen. Aber auch

*) Heinrich der Vierte und dessen Räthe konnten zwar vielleicht nicht wissen, daß Gottfried das erzbischöfliche Amt von dem abtretenden Erzbischof gekauft hatte. Des Verbrechens der Simonie machten sie sich daher nicht theilhaftig. Aber sie erlaubten sich doch einen gesetzwidrigen Eingriff in das Wahlrecht der Geistlichkeit und des Volkes von Mailand. Aber auch hierin konnte es ihnen einigermaßen zur Entschuldigung dienen, daß einst auch Heinrich der Dritte, wie der Leser sich erinnern wird, den Guido, obgleich die Wahl der Geistlichkeit wie des Volkes einstimmig auf einen Würdigern gefallen war, dennoch der Kirche von Mailand eigenmächtig als Erzbischof aufdrang.

Herlembald griff zu den Waffen, besiegte die Adelspartei und belagerte den Gottfried in seinem Palast. Um ihn zu retten, legten die Gegner Herlembalds und der gerechten Sache Feuer in Mailand an, das bald so sehr um sich griff, daß beinahe die halbe Stadt abbrannte. — Herlembald und die mit ihm gleichgesinnten Einwohner wählten nun, in Gegenwart eines päbstlichen Legaten, einen würdigen mailändischen Geistlichen, Namens Atto, zum Erzbischofe. Aber dieser hatte das Unglück, gleich nach seiner Wahl seinen Gegnern in die Hände zu fallen. Unter mancherlei Mißhandlungen schleppten sie ihn in eine Kirche, und zwangen ihn, vor dem Altare sich eidlich zu verpflichten, nie die erzbischöfliche Würde annehmen zu wollen. Herlembald griff sogleich wieder zu den Waffen, siegte abermals, jagte einen Theil des simonistischen Anhangs aus der Stadt, schreckte die Andern und verschaffte der gerechten Sache wieder die Oberhand. Zu gleicher Zeit erklärte der Pabst auf einer in Rom gehaltenen Synode Atto's erzwungenen Eid für ungültig, bestätigte dessen Wahl, und erkannte ihn als den rechtmäßig erwählten Erzbischof von Mailand. Aber bald darauf erschienen aus Deutschland Gesandte des Königes Heinrich, versammelten mehrere lombardische Bischöfe in Novara und erklärten der Versammlung: es sey der Wille des Königes, daß Gottfried Erzbischof von Mailand werde; man möchte ihm also ohne fernern Verzug die bischöfliche Weihe ertheilen. Die lombardischen Bischöfe, ohnehin sich stets auf die Seite des Königes hinneigend, um in vorkommendem Falle an den Stufen des deutschen Thrones Schutz gegen Rom zu finden, fügten sich sogleich dem königlichen Willen, und so ward Gottfried zum Bischof von Mailand geweiht. Aber diese gesetzwidrige, obgleich auf königlichen Befehl und königliches Ansehen sich stützende Handlung benahm

den Mailändern keinesweges den Muth, verminderte daher auch nicht im mindesten ihren Widerstand; denn Herlembald war damals durch die Stärke seines Anhanges, zu dem sämmtliche so zahlreiche Patariner gehörten, beinahe unumschränkter Herr nicht nur in der Sadt, sondern in der ganzen weitschichtigen mailändischen Diöcese; und so geschah es nun, daß weder der simonistische Gottfried, noch auch der würdige Atto den erzbischöflichen Stuhl erhielt; der Erste, weil er von Mailands Einwohnern nie anerkannt und aufgenommen ward, und der Andere, weil er, wie wir in der Folge sehen werden, nie die bischöfliche Weihe erhielt. — So standen ungefähr die Sachen, als Pabst Alexander II. aus dem Kreise der Lebenden schied und einging in die Herrlichkeit seines Herrn, dem er sein ganzes Leben hindurch, unter mancherlei Stürmen und Gefahren, stets mit Treue und Selbstaufopferung gedient hatte.

XII.

Petrus Damiani, Kardinalbischof von Ostia.

1. Ein Jahr früher, als Pabst Alexander II., starb auch der ehrwürdige, im Leben wie nach seinem Tode mit Recht allgemein gefeierte Petrus Damiani *). Ausgezeichnet durch eigene hohe Charakterwürde, gründliche und viel umfassende Gelehrsamkeit, und dabei stets beseelt von dem reinsten Willen, gehört er zu den edelsten und merkwürdigsten Erscheinungen seines Jahrhunderts, und war eine lange Reihe von Jahren

*) Petrus Damiani war am zwanzigsten Februar des Jahres ein tausend und zwei und siebenzig gestorben, und am zwanzigsten April des folgenden Jahres starb Pabst Alexander II.

hindurch, und zwar oft unter den drückendsten Umständen, und in heftig und stürmisch bewegten Zeiten nicht nur eine Zierde, sondern selbst eine wahre Stütze der Kirche. — Von niedern und wenig bemittelten Eltern zu Ravenna geboren, hatte Damiani das Unglück, noch in ganz zartem Alter seinen Vater und seine Mutter zu verlieren. Des verwaißten Knaben nahm sich ein weit älterer, schon verheiratheter Bruder an. Aber dieser, unempfänglich für jedes sanftere Gefühl der Natur, behandelte seinen kleinen Bruder mit ungemeiner Härte, vernachläßigte gänzlich dessen Erziehung, und schickte ihn endlich gar auf das Land, die Schweine zu hüten. Schon in diesem Stande der tiefsten Erniedrigung entfaltete sich nicht selten in manchem kleinen aber zarten Zuge des kleinen Damiani ungemeine Herzensgüte. So z. B. fand er eines Tages auf dem Felde ein nicht ganz unbedeutendes Geldstück. Baarfuß und höchst dürftig gekleidet, dabei äußerst sparsam genährt, würde man es dem armen Jungen gerne verziehen haben, wenn er das gefundene Geld zu irgend einem seiner eigenen Bedürfnisse verwendet hätte. Aber der fromme Peter that es nicht. Er lief zu einem Priester und überreichte es demselben mit der Bitte, für die Seelen seiner gestorbenen Eltern eine heilige Messe zu lesen. — Wer könnte die, in dieser Handlung eines blutarmen, völlig zerlumpten und vernachläßigten Knaben liegende Zartheit des Gemüthes einen Augenblick verkennen, sie nicht mitfühlen!

2. Aber die Vorsehung, die den jetzt nach und nach zum Jüngling reifenden Damiani zu etwas Höherem sich auserwählt hatte, befreiete ihn endlich aus den Händen eines Unmenschen, der sich seinen Bruder nannte. Ein anderer, ebenfalls viel älterer, aber auch weit edlerer und feiner fühlender Bruder, der damals schon Priester war, kam nach Ravenna. In dem

traurigen, innerlich wie äußerlich völlig vernachläßigten und verödeten Zustand, in welchem er den jüngsten Sohn seiner verstorbenen Mutter fand, vermochte er kaum seinen Bruder zu erkennen. Seine Thränen sprachen lauter als Worte. Er erbarmte sich des Verlassenen, nahm ihn auf der Stelle zu sich, und erstattete ihm nun zehnfach alles, was der Erstere an Liebe ihm schuldig geblieben war. Eine Schuld, an deren Wiedererstattung der Hartherzige wohl nie mehr in seinem Leben mag gedacht haben! — Mit der Zärtlichkeit eines Vaters sorgte nun der gutmüthige Priester für die Erziehung und Bildung des Jünglings, ließ ihn studiren, schickte ihn zuerst auf die Schule von Faenza und dann auf jene weit berühmtere von Parma, wo ihm das Glück ward, den berühmten Ivo zum Lehrer zu haben.

3. Mit ungewöhnlichen Anlagen verband Damiani eine seltene, reine Liebe zu den Wissenschaften, und von Kindheit auf fromm und die Stille liebend, war nun alle seine Zeit zwischen Beten und Studieren getheilt. In allen Zweigen der damals bekannten, und auf Schulen getriebenen Wissenschaften machte er demnach jetzt ganz ungewöhnlich schnelle Fortschritte; und alle seine Mitschüler weit übertreffend, war er schon nach einigen Jahren im Stande, eine eigene Schule zu eröffnen. — Die Gründlichkeit und Klarheit seiner Vorträge, verbunden mit einem stets leutseligen und einnehmenden Wesen, zogen ihm bald eine Menge Zuhörer zu, und in kurzer Zeit ward für ihn das Lehramt eine sichere, reichlich fließende Quelle jährlicher Einkünfte. Der blühende Wohlstand, in welchem er sich nun bald befand, und zudem noch der ungetheilte, oft laute Beifall, der den Vorträgen des jungen, geistvollen Lehrers ward, — zwei Klippen, an denen schon so manche Demuth scheiterte,

ohne die doch der Mensch, selbst mit der größten geistigen Productionskraft, nichts Gottgefälliges, mithin auch nichts, was einen innern wahren Werth hat, leisten kann, — machten jedoch nicht den mindesten verderblichen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes. Anhaltendes Gebet, wozu er ungeachtet seiner Studien und wissenschaftlichen Arbeiten noch immer die nöthige Zeit zu finden wußte, und endlich das reiche Almosen, das er austheilte, und womit er beinahe jeden Tag das Leiden irgend eines Armen wenigstens auf einige Zeit zu lindern suchte, waren für ihn die Waffen, die ihn gegen jede Art dieser Versuchung schützten. Aber eben daher fühlte er nun auch immer mehr in seinem Innersten eine gewisse Sehnsucht nach etwas Höherem, was die Welt mit allen ihren täuschenden Erscheinungen ihm nicht zu geben vermochte. Durch das contemplative Lesen der Lebensgeschichte grosser, heiliger Freunde Gottes ward er immer mehr der Welt entfremdet; und nun dauerte es nicht lange, so stand sein Entschluß fest, sich in eine Einöde zurückzuziehen, Gott ausschließlich sein Leben zu weihen und endlich durch jene höhere Erleuchtung, welche keine Bücherweisheit geben kann, in der Erkenntniß göttlicher Dinge, und der wunderbaren Erbarmungen Gottes immer mehr zu erstarken. Um in seinem Entschluß nicht wankend gemacht, oder in der Ausführung desselben gestört zu werden, beschloß er, Italien zu verlassen und jenseits der Alpen irgend eine öde, menschenleere Gegend zu seinem künftigen, bloß dem ununterbrochenen Verkehr mit Gott geweihten Aufenthalt zu machen. Aber dieß Letztere lag nicht in dem Plane der Vorsehung. Eines Tages begegnete er daher zwei frommen Eremiten, dem Scheine nach zufällig, aber offenbar von der Hand der Vorsehung ihm entgegen geführt. Beide Einsiedler gehörten einer Congregation von Mönchen an, welche in einer wil-

den, wüsten Gegend in Umbrien, an dem Fuße der Apenninen, vor mehreren Jahren sich angesiedelt hatten *). Das Kreuz war das Symbol und das Panier, das die Brüder hier vereinigte. Ihre Lebensart war ungemein strenge. Das ganze Jahr war für sie eine ununterbrochene, mit harten Bußübungen verbundene Fastenzeit. Je zwei und zwei wohnten in abgesonderten Höhlen. Ihre Nahrung war äußerst schlecht und kaum hinreichend, eine selbst an Abtödtungen jeder Art gewöhnte Natur zu befriedigen. Vier Tage in der Woche lebten sie blos von Wasser und Brod. Jeden Dienstag und Donnerstag erhielten sie gekochtes Gemüß, jedoch ohne Brod, und nur an Sonn- und Festtagen ward ihnen, nebst dem Gemüß, auch noch ein, obgleich höchst sparsam zugemessenes Brod gereicht. Umbrien war zwar eine an Wein sehr reiche Gegend, aber demungeachtet war diese Stärkung ausschließlich blos den Kranken vorbehalten. Der größte Theil der Zeit war dem Lesen der heiligen Schriften, dem Gebete und der Betrachtung gewidmet. Da aber der menschliche Geist einer solchen immerwährenden Spannung und Anstrengung nicht fähig ist, so war es ihnen gegönnt, jeden Tag einige Stunden zu ihrer Erholung allerlei kleine Arbeiten in Holz, die sie gewöhnlich wieder verschenkten, zu verfertigen. Sie mußten stets baarfuß gehen, gaben sich zweimal in der Woche, und zwar sehr schonungslos, die Disciplin, beteten größtentheils mit ausgespannten Armen jeder nach dem ihm zugemessenen Maaße körperlicher Kraft, oder auch nach dem innern Antriebe seiner Andacht. Nach dem mitter-

---

*) Die Congregation war von dem gottseligen Ludolph gestiftet worden und hatte nun schon zwanzig Jahre bestanden, als auch Damiani sich darin aufnehmen ließ.

nächtlichen Gottesdienste sangen oder beteten sie Psalmen bis zum Anbruch des Tages *).

4. Diese Lebensweise war ganz nach dem Sinne des von jeher die Stille der Einsamkeit liebenden, und nach höheren ascetischen Tugenden ringenden Damiani. Aber seinem Eifer keine Grenzen setzend,

---

*) Offenbar gehören die Psalmen zu den schönsten Blumen der heiligen Poesie der Hebräer. Aber um an ihrer Schönheit sich zu ergötzen, von ihrer Erhabenheit ergriffen zu werden und das Weben des heiligen Geistes darin zu fühlen, dazu muß Einem freilich das Verständniß in dieselben weit besser geöffnet werden, als sämmtliche bisher über die Psalmen erschienenen Commentare dieses zu leisten im Stande sind. Die lateinische Uebersetzung in der Vulgata ist eine wahre Mißgeburt, höchstens nur dazu gut, um unsere Sehnsucht nach einer, nicht blos in dem todten Buchstaben, sondern in dem Geiste dieser erhabenen Dichtungen aufgefaßten Uebersetzung noch höher zu steigern, und uns dann den Mangel einer solchen nur desto schmerzhafter empfinden zu lassen. Unter allen lebenden Sprachen ist unstreitig die deutsche für den hohen lyrischen Schwung ungleich mehr geeignet, als jede andere, und dennoch haben wir, mit Ausnahme einiger wenigen einzelnen Psalmen, keine auch nur von weitem genügende Uebersetzung derselben. Es wäre dieß gewiß ein, eines andern Klopstocks oder Stolbergs würdiges Unternehmen. Aber so lange für unsere Dichter die Werke Wielands, Göthes und Schillers die höchsten Ideale bleiben, wird auch bei uns, wie überall, die Poesie, diese Tochter des Himmels, aus ihren höhern Lichtregionen stets auf die tiefen Niederungen unserer Sinnenwelt herabzusteigen gezwungen seyn. — An den Psalmen müssen wir jetzt vorübergehen, wie ein Durstiger an einem verschlossenen Brunnen. Er hört das Murmeln der Quelle; er weiß, daß Wasser des Lebens aus ihr hervor strömt, und kann dennoch seinen Durst nicht befriedigen.

steigerte er nun alle unter den Einsiedlern eingeführten Bußübungen. Ganze Nächte durchwachte er in anhaltendem Gebete, geißelte sich öfters in der Woche und gönnte bisweilen zwei bis drei Tage hindurch seinem Körper nicht die mindeste Nahrung. Aber diesen, von der Ordensregel nicht gebotenen, wahrhaft übertriebenen Abtödtungen erlag bald seine übrigens sehr starke Natur. Von einer gefährlichen Krankheit ward er befallen, nämlich von einer beinahe unheilbaren Schlaflosigkeit, die in kurzer Zeit alle seine Kräfte zu erschöpfen und zu verzehren drohete. Diese Prüfung ging jedoch bald wieder vorüber. Damiani hatte dadurch nur belehrt werden sollen, daß der Mensch, stets demüthig und seinen eigenen Kräften mißtrauend, nichts, wie gut und gottgefällig es auch scheinen möchte, ohne vorher vor Gott sich geprüft zu haben, unternehmen sollte. Nicht selten und nur gar zu leicht verhüllt sich die überall und in allen Formen sich einschleichende Eitelkeit sogar unter der Larve frommen Eifers, und besonders einer, dem Stolze so sehr schmeichelnden, weltüberwindenden Selbstaufopferung. — Der Ruf von dem strengen, gottseligen Wandel des Eremiten Peters und dessen ungewöhnlichen Einsichten in göttlichen Dingen verbreitete sich bald in der ganzen weit umher liegenden Gegend. Guido, Abt des Klosters von Pomposa *), schrieb daher an den Vorsteher von Fonte-Avellano — so hieß die Wildniß, in der die Einsiedelei lag,

---

*) Guido ward nach seinem Tode heilig gesprochen. Ein nicht unmerkwürdiger Zug aus dem Leben dieses Heiligen ist es, daß er, als er Abt ward, sogar seinen eigenen Vater Albert, den er stets zärtlich geliebt hatte, nun unter den, seiner Leitung übergebenen Mönchen erblickte. Die Reliquie des heiligen Guido ward auf Verlangen Kaiser Heinrichs III. nach Speier gebracht.

und die jetzt längst schon dem Damiani ein grenzenloses Gefilde himmlischen Trostes und überschwenglicher Wonne geworden war — und bat denselben, ihm den Einsiedler Peter zu schicken, damit er einige Zeit lang die Mönche seines Klosters in den geheimen Wegen Gottes unterrichten möchte. Die Bitte Guido's ward erfüllt, und Damiani lebte und lehrte nun zwei Jahre in dem Kloster von Pomposa. Aber der Segen, den er durch Lehre und Beispiel hier verbreitete, bewog nun bald auch noch einen andern Abt, nämlich jenen des Klosters zum heiligen Vincentius in Perusia, ebenfalls an den Vorstand von Fonte-Avellano zu schreiben und ihm den Wunsch zu äußern, den von Gott so sehr erleuchteten Einsiedler auf zwar nicht sehr lange, jedoch für jetzt noch unbestimmte Zeit in seinem Kloster zu besitzen. Auch diesem Abte ward seine Bitte gewährt, und nicht minder segenreich lehrte und wirkte nun Damiani beinahe zwei Jahre hindurch auch in dem Kloster zu Perusia.

5. Endlich ward dem Damiani wieder erlaubt, in seine ihm so theure Einsamkeit nach Fonte-Avellano zurückzukehren. Aber wie sehr ward nicht seine ungeheuchelte, wahrhaft kindliche Demuth geschreckt, als gleich bei seiner Ankunft der Abt ihm erklärte: Er habe mit Einwilligung sämmtlicher Brüder ihn zu seinem Nachfolger erwählt. Damiani wollte durchaus diese Würde nicht annehmen, und erst als der Abt ihn an sein abgelegtes Gelübde unbedingten Gehorsams erinnerte, und unter diesem ihm befahl, das ihm übertragene Amt zu seiner Zeit zu übernehmen, gab er nach und unterwarf sich dem Willen seines Vorgesetzten wie der übrigen Brüder. — Bald darauf starb der Abt (1041) und Damiani war nun Vorstand der Congregation von Fonte-Avellano.

Mit nicht zu ermüdendem Eifer gab er sich nun ganz und ungetheilt seinem neuen Berufe hin. Ueberzeugt, daß Mangel an Liebe blos aus Mangel an Demuth entspringe, ging seine vorzüglichste Sorge dahin, in allen Brüdern nicht nur den Geist der Demuth und Liebe zu wecken, sondern auch immer mehr zu entflammen, stets wach und lebendig zu erhalten. Unter seiner Leitung wurden nun bald die Mönche von Fonte-Avellano seltene Muster heiliger, Gott ergebener Einsiedler. Der Ruf von der Heiligkeit der Congregation und der unter allen Gliedern derselben herrschenden Liebe und Eintracht lockte bald noch viele andere fromme, der Welt und ihrer Illusionen überdrüßige Seelen herbei, die, seiner Leitung sich gänzlich überlassend, seine Schüler zu werden begehrten. Damiani wieß keinen zurück, denn jeden in irgend einem Herzen auch nur schwach glimmenden Funken wußte er stets sehr bald zu einer reinen, heiligen Flamme zu entzünden. Aus diesem Grunde gründete er nach und nach noch fünf andere, unter untergeordneten Prioren stehende Einsiedeleien, deren stille Bewohner sämmtlich nach einer und derselben strengen, heiligen Richtschnur lebten. — Große und heilige Männer gingen aus der Schule des Damiani hervor: Männer, deren Tugenden nicht nur die Kirche verherrlichten, sondern deren Licht selbst nach ihrem Tode noch der Christenheit leuchtete. Wir nennen davon hier nur den heiligen Rudolph, der nachher Bischof von Gubio ward; ferner den heiligen Dominikus mit dem Beinamen der Geharnischte *), und endlich den heiligen Johannes von

---

*) Diesen Beinamen erhielt er, weil er auf blosem Leibe ein eisernes Panzerhemd trug, das er nie, oder nur dann ablegte, wenn er sich die Disciplin gab. — Sehr frühzeitig war er zum Priester geweihet worden.

Lodi, der später ebenfalls die bischöfliche Würde erhielt und, als Damiani gestorben war, der Biograph seines seligen, verehrungswürdigen Lehrers ward.

6. Obgleich Damiani sich gänzlich von der Welt getrennt hatte, verlor er doch dieselbe, wenigstens den bessern und edlern Theil derselben, nie aus den Augen. Ueberhaupt müssen wir hier bemerken, daß von jeher, und schon in den ältesten Zeiten des Christenthums, die strengsten und heiligsten Anachoreten eigentlich nicht sowohl der Welt, als blos deren irdisch und sinnlich angenehmen Umgebungen und trügerischen Erscheinungen entsagt hatten, jedoch durch das Gebet, welches für sie ein Geschäft des wirklichen Lebens war, mit der ganzen Welt im Zusammenhange blieben und mit allen, die gleich ihnen in Gott vereint waren, auch selbst in der weitesten Entfernung sich auf das innigste und genaueste verbunden fühlten. — Dasselbe Gefühl beseelte nun auch unsern Damiani in seiner Einöde. Der Zustand der Christenheit und besonders das Wohl der Kirche in ihren innern wie äußern Verhältnissen lagen ihm warm am Herzen. In Angelegenheiten ihrer Kirchen beriefen nicht selten Bischöfe ihn zu sich; auch zu zahlreichen Concilien ward er öfters berufen. An Gelegenheit konnte es ihm daher nicht fehlen, mit

---

Als er aber einige Zeit darauf erfuhr, daß sein Vater für die Weihe seines Sohnes dem Bischofe Geld gegeben, erschrack er heftig darüber und hielt sich nicht mehr würdig, das heilige Opfer darzubringen. Um für die Sünde seines Vaters, die er für seine eigene hielt, zu büßen, begab er sich in die Wüste von Montefeltre, wo er einige Zeit lang sich der Führung eines frommen Eremiten überließ, endlich aber mit dessen Bewilligung nach Fonte-Avellano ging und hier durch seine strengen Bußübungen nicht selten sogar das Staunen des gottseligen Damiani erregte.

sehr vielen, und zwar der bedeutendsten Männern in Berührung zu kommen. Mit diesen knüpfte er einen, nur selten unterbrochenen Briefwechsel an, durch den er von allem, was in= und außerhalb der Kirche ge=schah, was sie verherrlichte oder ihr zur Schmach gereichte, was man zum Vortheil oder Nachtheil der Religion und der Gläubigen ersinnen mochte, stets in einer zusammenhängenden Kenntniß erhalten ward. Blos die von ihm auf uns gekommenen Briefe — und auch ihre Anzahl ist nicht klein — beweisen schon, wie er, der alles auf Gott bezog und von demselben wieder herleitete, auch alles, oft dem Scheine nach einem Einsiedler ganz Fremdartiges, dennoch mit der größten Wärme in seinen Wirkungs=kreis hinein zu ziehen wußte. Obgleich von Natur aus ungemein sanft und nachgebend, flammte sein Eifer doch sogleich in Flammen auf, sobald nur von einem der vielen damals in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche die Rede war. Ununterbrochen bekämpfte er diese in allen seinen Briefen, gab sich auch eben so viele Mühe, unrichtige, fehlerhafte Ansichten zu berichtigen, und zwar mit einer Freimüthigkeit, die sich nicht scheuete, falsche Maasregeln, wenn auch getroffen von jenen, die auf dem Stuhle des heiligen Petrus saßen, dennoch mit der ihm eigenen Klarheit, Kraft und Salbung zu beleuchten.

7. Wenn, wie Katerkamp sehr richtig bemerkt, von Leo dem Neunten herab überhaupt den Päbsten die Ehre gebührt, daß sie mit klarem Blicke und scharfer Unterscheidung die Männer zu wählen wußten, wodurch die Zeit aus ihrem tiefen Verfall wieder sollte und konnte aufgerichtet werden; so hat ganz vorzüglich Pabst Stephan der Neunte sich dieses Verdienst da=durch erworben, daß er dem Petrus Damiani die Kardinalswürde nicht sowohl ertheilte, als vielmehr

durch Androhung der Excommunication und der schwersten Kirchencensuren sie ihm, sammt dem Bisthum von Ostia, gleichsam gewaltsam aufdrang. — Nur sehr ungerne, und blos im Geiste des Gehorsams verließ also Damiani seine geliebte Einöde, die er ungefähr schon sieben und zwanzig Jahre bewohnt hatte, und ging nach Rom, um in allen Fällen, wo der Pabst seines Rathes und seiner Hülfe bedürfte, demselben an der Seite zu seyn. — Mit welchen wichtigen Aufträgen der Kardinalbischof Damiani von den Päbsten Nicolaus II. und Alexander II. beehrt ward, wie viele äußerst schwierige, einigemal sogar mit Gefahren verbundene Legationen sie ihm übertrugen, mit welcher Besonnenheit und Unerschrockenheit er sich stets seiner Aufträge erledigte, und wie oft es ihm gelang, auf sanften Wegen seine Zwecke zu erreichen, und selbst die verhärtesten Gemüther nach und nach zu erweichen und eines Bessern zu belehren: alles dieß, weil in der Geschichte des Pontificats jener beiden Päbste enthalten, ist unsern Lesern schon hinreichend bekannt. — Mit Hildebrand war Damiani, trotz der völligen Verschiedenheit ihrer Charaktere, aber wegen des erhabenen Zweckes, den sie gemeinschaftlich verfolgten, stets durch das Band der innigsten Freundschaft verbunden. Kam es darauf an, einer schlechten, beinahe in Fäulniß übergegangenen Zeit durch die Mittel sanfter Belehrung wieder aufzuhelfen, so war dazu der Kardinal Damiani stets der gefundene Mann; so wie Hildebrand durch die hohe Kraft seines Charakters jeden Widerstand zu brechen und zu überwinden unstreitig am fähigsten war. — Da beide von denselben Grundsätzen ausgingen, stets dasselbe wollten und darnach strebten; so ward, durch beider Charaktere völlige Verschmelzung in einander *), ungleich mehr, als bei blos

*) Nämlich bei dem gemeinschaftlichen Betreiben der

flüchtiger Anschauung der Geschichte man wohl glauben möchte, das Wohl der Kirche in ihren wesentlichsten Elementen befördert, und sie dem erhabenen Ziele, welches vom heiligen Leo IX. an alle Päbste sich gesetzt hatten, immer näher gerückt.

8. Aber die vielen traurigen und beugenden Erfahrungen, die Damiani beinahe täglich jetzt machen mußte, weckten in ihm bald wieder ein sehnliches Verlangen nach seiner Einöde in Fonte-Avellano, um in diesem stillen Sitze der Einfalt, Liebe und Eintracht jenen Frieden zu genießen, den die Welt nicht zu geben vermag *). Wohin er blickte, begegneten ihm entweder Bischöfe, blos der Pracht- und Prunkliebe ergeben, ohne alle Sorgfalt für die ihnen anvertrauten Heerden, oder Klöster, in denen die größte Zuchtlosigkeit herrschte, oder Kanoniker und andere Geistlichen von jedem Grade, in Unwissenheit versunken, dem Geiste der Kirche und Religion völlig entfremdet, und endlich alle zusammen, vom höchsten bis zum niedrigsten, durch Simonie und Unkeuschheit befleckt. Viele seiner Briefe aus dieser Zeit sind voll der bittersten Klagen über den schrecklichen Verfall der doch so nothwendigen und heilsamen Kirchenzucht. So schrieb er einmal nach Rom: „Nur deßwegen fühle ich mich „bewogen, wieder in meine Einöde mich zurückzu„ziehen, weil ich unmöglich mit denen leben kann,

---

Geschäfte, wo der Eine immer eben so sanft und milde, als der Andere strenge und durchgreifend zu Werke ging.

*) Friede ist der stete, unzertrennbare Gefährte ächter Religiosität und wahrer Gottseligkeit. Aber ohne Liebe gibt es keinen Frieden, weder in den Palästen der Großen, noch in den Hütten der Niedern, und in jenen Zeiten am allerwenigsten in den Kirchen und Klöstern.

„deren Sitten den meinigen durchaus entgegen ge-
„setzt sind. Ehemals gab es eine Zeit, aber leider
„ist sie längst schon verflossen, wo Bescheidenheit und
„Schamhaftigkeit, Reinheit des Geistes und würde-
„voller, priesterlicher Ernst noch einen Werth hatten.
„Kommt man aber jetzt (vorzüglich Bischöfe) zusam-
„men, so strömen alsbald Witze, Läppereien, städ-
„tisches Geschwätz, unnützer Wortkram, eher Schwätz-
„ern und Possenreißern, als Priestern geziemend,
„aus jedem Munde hervor. Was die Unterhaltung
„betrifft; so wird größtentheils ehebrecherische, alle
„Geisteskraft lähmende Kuppelei der Gegenstand des
„Gespräches, und statt ernster, belehrender Reden
„hört man nur Lachen und wenig ehrbare Scherze.
„Alle Ehrfurcht vor priesterlicher Würde geht dabei
„verloren, an einen Lebenswandel, der anderen zum
„Vorbilde dienen sollte, wird gar nicht mehr gedacht,
„und die, welche aus Furcht und Schaam dergleichen
„ausweichen wollen, werden dann unfreundliche, star-
„re, von hyrkanischen Tigern gezeugte Naturen ge-
„nannt. Dazu kommt endlich auch noch Jagd, Vogel-
„fang und mit aller Wuth getriebenes Würfel- und
„Schachspiel, die aus dem ganzen Priester einen Ko-
„mödianten machen, oder ihn einem solchen gleichstellen.
„— Als ich einmal mit dem Bischof von Florenz auf
„Reisen war und Abends in die Herberge kam, ent-
„fernte ich mich sogleich und ging in die Zelle eines
„Klosters; aber der Bischof blieb in der geräumigen
„Wohnung, in dem Gewühl einer Menge Gäste. Am
„andern Morgen vernahm ich von meinem Diener, der
„Bischof habe die halbe Nacht beim Schachspiel durch-
„wacht. Gleich einem Pfeile durchbohrte mir diese
„Nachricht das Herz. Zu schicklicher Stunde ging
„ich zu dem Bischofe und sagte ihm: Ich kenne ei-
„nen Gewissen, den ich mit Peitschenhieben, wenn
„er mir den Rücken dazu hergeben wollte, bußfer-

„tig salben möchte. Der Bischof erwiederte: wenn „jener Gewisse gesündiget hat, so wird er sich der „Buße nicht weigern. Darauf fuhr ich ihn hart an. „Wie? sagte ich, ist es deinem hohen Amte gezie„mend, den ganzen gestrigen Abend mit läppischem „Schachspiel zugebracht, die Hand, welche den Herrn „darreicht, und die Zunge, die Vermittlerin zwischen „Gott und dem Volke, die Eine durch eitles Possen„spiel und die Andere durch unnützes Geschwätz be„fleckt zu haben. Verbietet nicht eine Satzung der „Kirche den Bischöfen das Würfelspiel, und zwar „unter Androhung der Absetzung? Der Bischof „suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß er einen „Unterschied zwischen Schach- und Würfelspiel mach„te. Dieses sey verboten; aber jenes stillschweigend „erlaubt. Als ich ihm hierauf bemerkte, daß der „Canon zwar das Schachspiel nicht geradezu nenne, „jedoch unter Würfelspiel alle übrigen die Zeit töd„tenden Spiele begreife, gab er sich endlich zur Ruhe, „versprach nicht mehr in gleiche Schuld zu fallen, „auch gerne sich einer ihm aufgelegten Buße zu un„terwerfen. Dieser Aeußerung zu Folge legte ich „ihm zur Buße auf, den Psalter dreimal mit Nach„denken zu durchlaufen (meditando percurrere) und „unter Erlegung einer bestimmten Summe Geldes, „zwölf Arme zu laben und ihnen die Füße zu „waschen."

9. Nicht minder heftig eiferte Damiani auch gegen die fürstlichen Gastmäler der Kardinäle und Bischöfe, deren prächtige Geräthschaften und luxuriöse Lebensweise. Die Würde eines Bischofes, sagte Damiani, bestehe nicht in großen Haarfrisuren (turritis gebelinorum), in Hüten von ausländischen Thieren, nicht in prächtigen, mit glänzenden Steinen unter dem Kinn befestigten Marderpelzen, auch nicht

in kostbarem, mit Goldplatten belegtem Pferdeschmuck, nicht in zahlreichen Haufen begleitender Dienstleute oder in einer großen Anzahl schöner und muthiger, in das Gebiß beißender Pferde, sondern in Ehrbarkeit der Sitten und steter Ausübung heiliger Tugenden *). — Auch das Leben der Weltleute, besonders der Großen, gereichte dem frommen Damiani zu nicht minderm Aergerniß. Die Laien, klagt er in mehreren seiner Briefe, achten nicht mehr der Rechte der Kirchen; sie entziehen ihnen das Ihrige, überfallen deren Besitzungen, und wenn sie die armen Unterthanen derselben geplündert haben, freuen sie sich über ihren Raub, wie über eine dem Feinde abgenommene Beute. Unter sich selbst leben sie in ewiger Zwietracht, suchen sich gegenseitig ihre Güter zu entreißen, reiben sich an einander, wo sie nur immer können; und wenn Einer seinen Zorn, seine Mißgunst und seinen Neid gegen einen mächtigern Gegner nicht auslassen kann, so ergießt sich seine Galle über wehrlose Landleute, die er oft grausam mißhandelt, deren dürftige Hütten er in Brand steckt und alles Vieh hinwegführt. — Die Welt, sagt

*) Der schreckliche Unfug, den der heilige Pabst Leo IX. in seinem Schreiben an die Aurimaner so scharf rügt, daß nämlich das gemeine Volk, nach dem Tode eines Bischofes, in dessen Wohnung feindlich einfalle, dieselbe plündere, alles darin vorfindliche Geld raube, endlich sogar das Gebäude anstecke und gegen alles Eigenthum des Verstorbenen mit viehischer Wildheit wüthe: dieser Frevel hatte offenbar keinen andern Grund, als weil das luxuriöse, schwelgende Leben der Bischöfe und deren Prachtliebe nicht nur dem gemeinen Volke zur Aergerniß war, sondern auch, da es dadurch gedrückt, und nichts weniger als mit väterlicher Milde behandelt ward, auch im höchsten Grade dessen Unwillen und Zorn reitzte, den es nun, nach dem Tode des Bischofes, an dessen Wohnung und Hinterlassenschaft in vollem Maße auszulassen suchte.

Damiani, ist jetzt nichts als ein Abgrund aller Laster; und wie man sie ehemals eintheilte, als dreien Herren unterworfen, beugt sie sich jetzt unter drei Hauptlastern (Unzucht, Mord und Raub) und gehorcht willig den Geboten dieser Tyrannen. — Die allgemeine Gefräßigkeit der Menschen seiner Zeit hält Damiani, und gewiß mit Recht, für die Quelle der Unzucht, die, wie er glaubt, jetzt ihre höchste Stufe erreicht hätte. — Die Besserung des Menschengeschlechts erwartet Damiani blos von einer vorangehenden völligen Reform der höhern Geistlichkeit; denn keines Menschen Schlechtigkeit, sagt er, ist so verderblich als die eines Priesters. Aber diese völlige Umwandlung müsse und könne nur der Stuhl des heiligen Petrus, die römische Kirche, „das Haupt der Auserwählten, die Mutter und der Wendepunkt und Gipfel aller Kirchen des Erdkreises, die Kirche der Kirchen, die Heilige der Heiligen" herbeiführen. Die Pflicht der Priester, erhoben zur Würde der Engel, sey es demnach, auch als solche vor den Augen der Völker zu glänzen, und diesen die Worte des Lebens nicht blos mit dem Munde zu verkündigen, denn die Zunge spreche nur des Lehrers Rede aus, aber diese bedürfe alsdann erst auch noch bekräftiget und besiegelt zu werden durch das Beispiel des Lehrenden. Vor Allem müsse also der, welcher auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitze, auch Allen die rechte Lebensweise vorzeichnen und dann über strengen, der heiligen Richtschnur gemäßen Wandel in ehrenhaften Sitten unaufhörlich wachen *).

---

*) Damiani's Briefe haben auch als reiche, alle Stände umfassende Beiträge zur Charakteristik seiner Zeit einen nicht kleinen historischen Werth. Freilich möchte bei dem Lesen derselben mancher in die Versuchung gerathen, zu vermuthen, Damiani habe vorzugsweise gerne nur schwarze und schwarzbraune Farben zum

10. Daß einem Damiani, wie wir ihn kennen gelernt, das Leben in einer ganz in Irrsal versunkenen Welt, so wie der häufige Umgang mit Menschen, die auch nicht in weitester Ferne nur die mindeste geistige Verwandtschaft mit ihm hatten, eine beinahe unerträgliche Last seyn mußte, läßt sich leicht begreifen. Schon im Anfange des zweiten Jahres nach seiner Erhebung zur Kardinalswürde bat er den Pabst Nicolaus II., ihm zu erlauben, alle seine Würden niederzulegen und in seine Einöde zurückzukehren. Aber Nicolaus ehrte und schätzte ihn zu sehr, wußte zu gut die Wirksamkeit eines, mit so ungewöhnlichen Eigenschaften des Geistes wie des Herzens ausgerüsteten Mannes zu würdigen, als daß er ihm die von ihm erbetene Erlaubniß hätte geben mögen. Auf dem Posten, auf den er ihn erhoben, ließ Nicolaus ihm sagen, würde er der Kirche und der Christenheit ungleich größere Dienste leisten können, als in seiner Wüste zu Fonte-Avellano. — Der Wille und die Ansichten des Pabstes waren für Damiani das höchste Gesetz. — Wäre es dieß doch für Alle, und zu allen Zeiten, und besonders auch jetzt! — So lange also Nicolaus II. lebte, blieb Damiani, was er war, höchstens daß er blos bisweilen im Geiste sich nach Fonte-Avellano versetzte, und die Rückerinnerungen an die seligen, dort durchlebten Tage ihm in dem Strudel der Geschäfte, in welchen er jetzt immer noch

---

Colorit seiner Gemälde gewählt, daher auch wohl seine Darstellungen an Uebertreibung leiden könnten. So verzeihlich eine solche Vermuthung seyn mag, so wird man von der andern Seite gestehen müssen, daß Ereignisse, wie solche, denen wir bis jetzt in allen Ländern begegnet sind und in der Folge noch begegnen werden, gerade im Gegentheile Damiani's Gemälden ein unverkennbares Gepräge der Wahrheit aufzudrücken scheinen.

mehr hineingezogen ward, zum Troste und zur Stärkung gereichten.

11. Als Alexander der II. den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, wiederholte Damiani, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, dasselbe schon an Nicolaus II. gerichtete Gesuch. Aber jedesmal stand ihm jetzt Hildebrand entgegen; denn dieser erblickte in ihm einen jener seltenen Männer, die mit Hoheit des Geistes und einer ungewöhnlichen Gewandtheit in den Geschäften, auch noch kindliche Demuth und unbedingte Folgsamkeit vereinten. Aber gerade solcher Männer bedurfte Hildebrand, um sich in ihnen gleichsam zu vervielfältigen, und dann, in der Ueberzeugung, daß sie in die Kette seiner großen Entwürfe nie den Ring eigener Ansicht einflechten würden, auch mit ihrer Hülfe dieselben nach und nach zu entwickeln und in strengster Consequenz durchzuführen *). — Damiani wußte sehr

---

*) Das Verhältniß des Damiani zu Hildebrand in dieser Hinsicht spricht ein, von jenem an diesen gerichteter Brief ganz unumwunden aus. Dieses Schreiben, in welchem Damiani klagt, daß Hildebrand ihn nicht so sehr, wie er ihn, liebe, enthält folgende, in Beziehung auf das Obige, höchst merkwürdige Stellen: Tuis coeptis tuisque conatibus semper obtemperare contendi, et in omnibus tuis certaminibus atque victoriis ego me non commilitonem sive pedissequum, sed quasi fulmen injeci. Quod enim certamen unquam coepisti, ubi protinus ego non essem et litigator et judex? Ubi scilicet non aliam auctoritatem Canonum nisi solum tuae voluntatis sequebar arbitrium, et *mera tua voluntas mihi Canonum erat auctoritas.* Nec unquam judicavi, quod visum est mihi, sed quod placuit tibi. — In diesem Briefe spiegelt sich eben so sehr die holde Demuth des Damiani und dessen lieblich sich anschmiegendes Wesen, als auch Hildebrands alle Menschen überwältigende Geistessuperiorität aus demselben hervorgeht.

wohl, daß Pabst Alexander ihm gerne seine Bitte gewähren möchte, daß es aber blos Hildebrand sey, der ihn davon zurückhalte. Es ist sehr begreiflich, daß dieß die gegenseitige Freundschaft zwischen den beiden großen Männern bisweilen auf einige Zeit ein wenig erkalten mußte. Ueberhaupt hatte Damiani sich längst schon in den Kopf gesetzt: Hildebrands Freundschaft zu ihm gleiche bei weitem nicht jener Wärme und Liebe, mit welcher Er demselben anhange. Offenbar war dieß jedoch blos ein Mißverständniß von Seiten des guten Damiani. Hildebrand liebte ihn so viel, als eine Natur, wie diese, lieben konnte. Er, der von einer und derselben großen und erhabenen Idee nicht nur beseelt, sondern völlig von ihr beherrscht wurde, und nur in ihr lebend, sich allem Irdischen, ja wohl sich selbst gänzlich entrissen hatte, mußte nothwendig auch selbst die sanftern, obgleich gewöhnlich immer noch mit gewissen Schwachheiten verbundenen Affectionen des menschlichen Herzens ebenfalls abgestreift haben. Weil Hildebrand in Damiani ein ausgerüstetes Werkzeug zu seinen höheren Zwecken erblickte, liebte er ihn, und eben weil er ihn auf diese Weise liebte, wollte er nicht gestatten, daß er vor der Zeit schon den Kampfplatz verlasse.

12. Gewiß ist es dem Damiani nie eingefallen, den vorherrschenden, stets entscheidenden Einfluß, den der Pabst dem Hildebrand in allen großen wie kleineren Angelegenheiten gestattete, auch nur von weitem zu mißbilligen oder tadeln zu wollen. Da er aber jetzt in Hildebrand das einzige Hinderniß sah, das der Erfüllung des sehnlichsten aller seiner Wünsche entgegen trat; so mag er freilich sehr menschlicher Weise bisweilen im Stillen gedacht haben, daß es vielleicht doch besser seyn möchte, wenn der heilige Vater nicht gerade in allen Dingen sich so unbedingt

von seinem Kanzler (Alexander hatte den Hildebrand zum Kanzler der römischen Kirche gemacht) würde leiten lassen. Eine eigentliche laute Klage ließ er jedoch in keinem einzigen seiner Briefe, oder in irgend einer andern seiner Schriften darüber hören. Was er sich, wahrscheinlich um seiner bisweilen gepreßten Brust ein wenig Luft zu machen, von Zeit zu Zeit erlaubte, war, blos in scherzhaften, oft sehr witzigen Versen darauf anzuspielen. So z. B. schickte er eines Tages unter der Aufschrift: De Papa et Hildebrando; dem Letztern folgendes Distichon:

Papam rite colo, sed Te prostratus adoro:
Tu facis hunc Dominum: Te facit ipse Deum *).

---

*) Man hat von Damiani noch mehrere andere, ganz artige, den nämlichen Gedanken ausdrückende Verse. Daß Hildebrand den Pabst völlig beherrsche, sagt er dem Erstern in folgendem Distichon:

Vivere vis Romae, clara depromito voce:
Plus *domino* Papae, quam Domno pareo Papae.

Aber wirklich etwas beissend ist das Pentastichon, welches Damiani dem Hildebrand unter der Aufschrift: „De Hildebrando parvae staturae, sed magnae prudentiae viro" sandte:

Parva tigris missas aequat properando sagittas.
Vile quidem ferrum, sed quod domat omne metallum;
Sed trahit hoc validus sua post vestigia magnes.
Hunc qui cuncta domat, sisiphi mensura coarctat,
Quemque tremunt multi, nolens mihi subditur uni.

Man sieht, Damiani vergleicht den Hildebrand mit dem Eisen und sich mit dem Magnet, der, indem er das Eisen an sich zieht, demselben auch gebietet; und überzeugt, daß ihm seine Bitte um Entlassung am Ende dennoch werde gewährt werden, vergleicht er Hildebrands Streben, es zu verhindern, mit der mühsamen und doch fruchtlosen Arbeit des Sisiphus.

13. Damiani waren die Gründe, warum der Kanzler ihn durchaus nicht von seinem Posten entlassen wollte, nicht unbekannt; aber auch diese beweisen, wie sehr Hildebrand Liebe, Freundschaft, selbst Dankbarkeit, kurz alle Gefühle und Neigungen seines Herzens stets seinen höhern Zwecken unterzuordnen wußte. Indessen glaubte Damiani doch jene widerlegen zu müssen. In einem Schreiben, das er, als er schon wieder in seine Einsamkeit zurückgekehrt war, an Hildebrand erließ, und zu welchem eigentlich des Cadalous fortgesetztes Streben, durch Bestechungen sich des römischen Stuhles zu bemächtigen, die Veranlassung gegeben hatte, spricht Damiani endlich auch von jenen Beweggründen, denen man irriger Weise sein Verlangen, sich von der Welt zu entfernen, zuschreiben möchte. Die Stelle, worin er sich diesfalls zu rechtfertigen sucht, ist der darin enthaltenen, auffallenden Ausdrücke wegen nicht unmerkwürdig. Ziemlich sonderbar ist schon die Aufschrift dieses Briefes: „Dem Hildebrand, der Ruthe Assur.“ Was die so eben erwähnte Stelle betrifft, so drückt sich Damiani folgender Weise darin aus: „Vielleicht wird „jener schmeichelnde Tyrann (Hildebrand), der stets „mit neronischer Frömmigkeit mir wehe that, der „unter Ohrfeigen, die er mir gab, mich liebkoßte (qui me colaphizando demulsit), mit Adlerklauen mich „streichelte, jetzt von mir sagen: Siehe! er sucht „unter dem Scheine der Demuth und Buße für sich „einen sichern Schlupfwinkel, will aus Rom entflie„hen, durch Ungehorsam sich Ruhe verschaffen, und „sehnt sich nach kühlem Schatten, während Andere „in hitzigem Kampfe stehen. — Aber ich werde „meinem heiligen Satanas*) darauf zur Ant-

*) Diesen Titel gibt Damiani dem Hildebrand auch noch in andern Briefen. Bisweilen nennt er ihn suum hostilem amicum.

„wort geben, was die Söhne Ruben und Gad dem „Moses, ihrem Führer, antworteten: Gewappnet und „umgürtet werden wir zur Schlacht gehen für die „Söhne Israels, bis wir sie an ihre Orte werden „geführt haben.“ — Damiani geht nun zu den wahren, dem Leser schon bekannten Gründen über, die ihn die Welt zu verlassen bewogen hätten *).

14. Endlich erhielt doch Damiani nach vielem Bitten die päbstliche Genehmigung, seine Würden niederzulegen und Rom zu verlassen. Selbst Alexander II. sah es jetzt ein, und äußerte sich diesfalls gegen Hildebrand, daß es nämlich im höchsten Grade billig und gerecht sey, dem ehrwürdigen Greise, der so viel für die Kirche gearbeitet, erduldet und gekämpft hätte, nun jene Ruhe und jenen Frieden zu schenken, wonach sein Herz so sehr sich sehnte. Aber auch jetzt leistete Hildebrand einige Zeit noch Wider-

---

*) Damiani's in obigem Briefe enthaltene sonderbare Ausdrücke wurden schon oft, obgleich sehr unrecht, auf eine, auf Hildebrands Charakter nicht gerade ein sehr günstiges Licht werfende Weise gedeutet. Aber alles ist ja offenbar nur Scherz; und wenn auch der Scherz verständiger Leute stets etwas Wahres enthält, so läßt sich doch das, was in Damiani's scherzhaften Worten liegen mag, schon sehr befriedigend daraus erklären, was wir weiter oben von Hildebrands Art, Freundschaftsbündnisse zu schließen, gesagt haben. Bei wem Hildebrand Fähigkeit und Wille fand, zur Beförderung seiner weitaussehenden, nur die Reinheit, Größe und Heiligkeit der Kirche bezweckenden Plane mitzuwirken, der war auch sein Freund, diesen suchte er völlig zu gewinnen, bald durch süße, schmeichelnde Worte, bald wieder, wenn er es für nöthig glaubte, dadurch, daß er demselben seine Adlersklauen zeigte. Dieß verminderte jedoch nie und auf keine Weise Damiani's Hochachtung und Liebe zu Hildebrand.

stand, und selbst, als er sah, daß dieser fruchtlos wäre, zögerte er, in seiner Eigenschaft als Kanzler der römischen Kirche, so lange er nur immer konnte, mit Ausfertigung des päbstlichen Decrets. — In Fonte-Avellano angekommen, legte Damiani nun auch seine Würde als Abt, und mit dieser die Oberaufsicht über die fünf von ihm gegründeten Klöster nieder. Nur als einer der niedrigsten Ordensbrüder wollte er fortan leben, lieber einem jeden derselben dienen, als befehlen. Von jetzt an vermehrte er mit jedem Tage seine Bußübungen, verlängerte in anhaltendem Gebete seine Nachtwachen, trug eiserne Banden am Leibe, und gab sich öfters mit der größten Schonungslosigkeit die Disciplin. Ungemein streng war sein Fasten. Die ersten Tage des Advents und der Fasten nahm er gar keine Speise zu sich. Während der ganzen vierzigtägigen Fasten aß er nichts Gekochtes, lebte blos von rohen, in Wasser eingeweichten Kräutern, und schlief auf hartem Boden, oder höchstens auf einer auf die Erde ausgebreiteten Matte. Jeden Tag gestattete er sich ein paar Stunden zu seiner Erholung, die darin bestand, daß er Holz sammelte oder auch hölzerne Löffel verfertigte, die er nachher wieder verschenkte.

15. Indessen hatte Hildebrand, als er den Damiani aus Rom mußte ziehen lassen, dennoch im Ganzen genommen seinen Willen geltend zu machen gewußt; denn das Entlassungsdecret enthielt eine Clausel, der zu Folge der Pabst sich vorbehielt, den Damiani, so oft er dessen bedürfe, in kirchlichen Angelegenheiten zu gebrauchen. Zu Fonte-Avellano stand also jetzt Damiani eben so gut zur Verfügung Hildebrands und des Pabstes, als wenn er mitten in Rom geblieben wäre. Nur zu bald und zu oft ward er nun auch wirklich seiner Einsamkeit wieder

entrissen, nach Rom berufen und zu den wichtigsten Geschäften, besonders zu sehr schwierigen Legationen verwendet. So z. B. ward er zur Beilegung und Entscheidung eines, zwischen mehreren französischen Bischöfen, wegen der Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit, entstandenen Streites nach Frankreich gesandt. Wie sehr er den Damiani ehre, davon gab Pabst Alexander bei dieser Gelegenheit einen laut sprechenden Beweis. Er befahl nämlich den Bischöfen, dem Damiani seinem Legaten in allen Stücken so unbedingt zu gehorchen, als wenn er selbst in eigener Person gegenwärtig wäre. Auch Bischöfe, der Simonie angeklagt, hatte Damiani den Auftrag, ihrer bischöflichen Stühle zu entsetzen, wenn sie wirklich schuldig befunden würden. Obgleich sich stets genau an die Gesetze haltend, wußte er dennoch deren Strenge auf mancherlei Weise zu mildern; vorzüglich nachsichtsvoll zeigte er sich gegen alle, die ihren Fehler aufrichtig bereueten. Kurz, hier wie überall war reine, warme Nächstenliebe, von höherer Einsicht geleitet, Damiani's treue Führerin in allem, was er unternahm. Einige Zeit darauf erhielt er den, noch weit schwierigern, eben so viel Ernst und Strenge, als Klugheit und Gewandtheit erfodernden Auftrag, als päbstlicher Legat nach Deutschland zu gehen, um im Namen des römischen Stuhles Heinrich IV. von dem Aergerniß abzuhalten, das er durch seine Ehescheidung von Bertha der christlichen Welt zu geben im Begriffe stand. — Zu dem berühmten, das römische Schisma beendigenden Concilium von Mantua ward er ebenfalls berufen *),

*) Auf diesen Ruf begab er sich zwar sogleich nach Mantua, um dort dem Pabst und Hildebrand an der Seite zu seyn; wohnte aber den Verhandlungen des Conciliums nicht bei, weil er aus Demuth seinen Sitz unter den vielen hier versammelten Bischöfen und Erzbischöfen nicht nehmen wollte.

auch bei den Wirrungen in der mailändischen Kirche, wie in andern Kirchen Oberitaliens, bald nach Mailand, Florenz und noch anderen italiänischen Städten gesandt. — Damiani's letzte Mission war die nach Ravenna. Als nämlich der excommunicirte, schismatische Erzbischof Heinrich von Ravenna gestorben war, sandte der Pabst ihn auch dahin, um die Kirche von Ravenna und deren ganze, weit ausgebreitete Diöcese, die wegen ihrer starren Anhänglichkeit an ihren schismatischen Bischof ebenfalls mit dem Banne war belegt worden, mit der römischen Kirche wieder auszusöhnen. Auch dieses Auftrages entledigte er sich zum ungemeinen Troste der Ravennaten, die er durch sein ungemein liebevolles Wesen wieder völlig der römischen Kirche gewann. Aber dieß war auch sein letztes Tagewerk; denn auf seiner Rückreise von Ravenna nach Rom ward er in dem St. Marienkloster zu Faenza von einem heftigen Fieber befallen, woran er am zwei und zwanzigsten Februar des Jahres 1072 im drei und achtzigsten Jahre seines Alters starb.

16. Damiani hinterließ der Welt eine Menge, größtentheils auch auf uns gekommener Schriften. Sie beurkunden nicht nur eine, für jene Zeit wahrhaft erstaunenswerthe Gelehrsamkeit, sondern in allen wohnt auch ein ganz eigener Geist der Frömmigkeit und höherer evangelischer Reinheit und Vollkommenheit. — Damiani's sämmtliche Werke bestehen: 1) in hundert und acht und fünfzig Briefen des mannichfaltigsten Inhalts; 2) in fünf und siebenzig Predigten, voll Geist und Salbung; 3) in fünf Lebensbeschreibungen von Heiligen, nämlich des heiligen Odilo von Clugny, des heiligen Bischofes Maurus von Cesena, des heiligen Romualds, des heiligen Rudolphs und Dominikus des Geharnisch-

ten, seiner beiden Schüler, und endlich der beiden heiligen Jungfrauen und Martyrinnen Lucilia und Flora. 4) Sechzig kleinere Abhandlungen, größtentheils theologischen und ascetischen Inhalts, und endlich noch in mehreren Gebeten, Hymnen und anderen geistlichen Gedichten. Gewöhnlich wird den kleinern Abhandlungen ein ganz vorzüglicher Werth beigelegt. Indessen erlaubt sich doch eine, obwohl vielleicht zu scharfe Kritik, sich auch über die den Schriften Damiani's anklebenden Mängel zu verbreiten. Seiner Schreibart, behauptet sie, gebreche es zwar nicht an Kraft und an einem gewissen Schwung, sie falle aber bisweilen in das Allzuweitschweifige, und werde alsdann ziemlich verworren. Seinen Schlüssen soll es auch oft an Bündigkeit fehlen, besonders wenn er seine Beweise auf aus den heiligen Schriften gezogene Allegorien stütze. Eben so, wird behauptet, soll auch seinen Räsonnements eine, nicht immer ganz gesunde Logik zum Grunde liegen. Als Beweis führt man besonders einen, von ihm an einen italiänischen Mönch gerichteten Brief an. Jener hatte gegen allzu grausame Selbstgeißelung und allzu strenges Fasten, mithin nicht gegen den Gebrauch der Disciplin und der Fasten, sondern blos gegen deren Mißbrauch geschrieben. Damiani glaubte ihn eines Bessern belehren zu müssen. Unter Anderem schreibt er ihm also: „Wenn es ein frommes, weil das Fleisch bezähmendes, Werk ist, sich fünfzig Geißelhiebe zu geben; „warum sollte man sich nicht auch sechzig, ja wohl „hundert, oder gar fünfhundert, oder tausend geben „dürfen? und wenn es eine gottgefällige Abtödtung ist, zwei Tage hindurch, ohne alle Nahrung „zu fasten; warum sollte es nicht noch verdienstlicher „seyn, auch vier oder noch mehrere Tage mit ähnlicher Strenge zu fasten?" — Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn man dieses Prinzip consequent

verfolgen wollte, es zu dem Resultate führen würde, daß die größte evangelische Vollkommenheit darin bestünde, entweder sich todt zu hungern, oder unter freiwillig sich selbst ertheilten Geißelhieben den Geist aufzugeben *). — Aber welcher nur halb vernünftige Mensch kann glauben, daß der scharfsinnige, gelehrte, an Erfahrungen des kirchlichen wie des innern Lebens so reiche, und dabei von Oben erleuchtete Damiani einen solchen Unsinn habe sagen wollen? Wie ist es möglich, seine Worte in deren ganz buchstäblichem Sinne zu nehmen? Offenbar wollte er nichts sagen, als blos, daß je strenger eine Bußübung wäre, desto verdienstlicher und gottgefälliger sie auch seyn müßte, in der ganz natürlichen Voraussetzung, daß dieselbe nicht die körperlichen Kräfte übersteigen und den Büßenden zum Selbstmörder machen dürfte. Daß er dieß Letztere nicht ausdrücklich sagte, rührt natürlicher Weise blos daher, weil er allem Ansehen nach dem Mönche, an den er schrieb, wenigstens die ganz gewöhnliche, jedem Menschen zu Theil werdende Portion Menschenverstandes ebenfalls zutraute. Zudem gibt und gab es von jeher Leute, die, indem sie einen Mißbrauch bekämpften, zugleich auch auf verdeckte Weise Schild und Speer gegen den wahren Gebrauch darreichten. — Endlich werden Damiani's Schriften auch die vielen, darin vorkommenden Erscheinungen von Todten und andern kaum glaublichen Wundern zum Vorwurf gemacht. Aber das Erscheinen der Todten ist in der heiligen Schrift

*) Dieß sucht Fleury (B. 60. S. 107.) ganz besonders hervorzuheben, und die von ihm hinzugefügte, seichte Bemerkung deutet bei einem so verständigen Manne, wie Fleury, eher auf bösen Willen, als auf etwas Anderes hin. Indessen läßt Fleury doch in der Folge wieder Damiani's Schriften volle Gerechtigkeit widerfahren.

gegründet, auch durch zahllos gemachte Erfahrungen vollkommen bestätiget. Die Kritik müßte also nachweisen, welche Todten Damiani erscheinen ließ, und die dennoch nicht erschienen sind. Das Nämliche ist auch anwendbar auf die Wunder*). Der Glaube an Wunder ist Lehre unserer heiligen Kirche; und Wer möchte es sich nun wohl einfallen lassen, Gott die Form und den Zuschnitt vorzuschreiben, die er seinen wunderbaren Erweisungen geben müße? Uebrigens kann man mit der größten Bestimmtheit annehmen, daß Damiani gewiß kein Wunder oder wunderbare Erscheinung erzählte, von deren Aechtheit er nicht wenigstens sich selbst überzeugt glaubte **); denn Niemand eiferte mehr gegen falsche Wunder, als er selbst. Jedes erdichtete Wunder nennt er ein gegen Gott selbst gegebenes falsches Zeugniß. — — Damiani's Werke sind demnach unstreitig ein kostbares Vermächtniß, welches dieser ausgezeichnete Mann Gottes der Nachwelt hinterlassen hat. Der Reinheit seiner Lehre wegen haben schon sehr viele, und nicht mit Unrecht, ihn den heiligen Kirchenvätern zugezählt.

17. Die Gebeine des selig in dem Herrn Entschlafenen fanden ihre Ruhestätte in der schönen Klosterkirche zu Faenza. Der ganz ungemein große Zusammenlauf des Volkes, selbst aus sehr entfernten Gegenden, bei der Beerdigung war ein sprechender Beweis, wie sehr Damiani schon während seines

---

*) Auch die Schriften des heiligen Pabstes, Gregors des Großen, besonders dessen Dialogen, sind voll von wunderbaren Erzählungen; und dennoch glänzt Gregor in der Reihe heiliger Kirchenväter.

**) Uebrigens kann einem Heiligen, wie Petrus Damiani, der nur für Gott, mit Gott und in Gott lebte, nicht wohl ein Wunder als eine ganz besonders erstaunenswerthe Seltenheit erscheinen.

Lebens in dem Rufe der Heiligkeit stand. Nach der gewöhnlichen, hergebrachten Form, und mit den dabei üblichen Feierlichkeiten, ward zwar Damiani von dem römischen Stuhle nicht heilig gesprochen. Da aber der Pabst, durch ein besonderes Breve, das Kloster von Faenza *), wie auch die Stadt und die Mönche von Fonte-Avellano ermächtigte, das Andenken des Verstorbenen jedes Jahr an dem Sterbetage desselben, und zwar unter dem Titel eines Patrons, gleich dem Andenken eines Heiligen zu verehren; so kann diese päbstliche Ermächtigung ganz füglich den Mangel einer förmlichen Heiligsprechung ersetzen.

XIII.

Gregor der Siebente.

1. Wie bei so vielen großen, wenn nicht gerade im Purpur gebornen Männern, verliert sich auch Gregors Jugendgeschichte in ein nicht leicht aufzuhellendes Dunkel. Der allgemein angenommenen Meinung nach, war Tuscien sein Vaterland; aber die Stadt, oder das Städtchen oder Dorf, wo seine Wiege stand, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Gewöhnlich macht man Siena zur Vaterstadt Gregors. Seine Eltern sollen arm und von niederm Stande, sein Vater ein Zimmermann gewesen seyn. Doch alles dieß ist ungewiß und beruhet auf unverbürgten Sagen **).

---

*) Dieses Kloster ward nachher dem Cistercienserorden eingeräumt.

**) Von später sehr groß gewordenen, über ihr Zeitalter hervorragenden Männern wünscht man gewöhnlich nicht nur ihre frühere Jugendgeschichte, sondern selbst die Geschichte ihrer Kinderjahre zu kennen; besonders weil man nicht selten darin auch sehr wunderbaren,

ihre künftige Größe andeutenden Zeichen und Vorbedeutungen begegnet, die dann, weil Staunen erregend, auch die Leser nicht minder ergötzen. — An solchen wunderbaren, prophetischen Erscheinungen hat man es nun auch der frühern Geschichte Hildebrands nicht fehlen lassen. So z. B. sah der Abt eines Klosters, in welchem derselbe sich befand, daß bisweilen blitzende Lichtstrahlen aus dem Körper des jungen Hildebrand hervorströmten. — Auch die beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus mußten dem Jüngling Hildebrand, um ihm von einer Reise nach Frankreich abzurathen, einigemal nach einander erschienen seyn. Doch Dieß und Aehnliches könnte man auf sich beruhen lassen. Aber das Mährchen von einem Traume Kaiser Heinrichs III., das, wahrscheinlich seiner großen Albernheit wegen, überall ziemlich Glauben fand, verdient hier eine kurze Erwähnung. Dieser Fabel zu Folge ward Hildebrand von Kaiser Heinrich III. als Lehrer seines kleinen Prinzen, des nachherigen König Heinrichs des Vierten, angestellt. Einige Zeit darauf hatte der Kaiser einen höchst sonderbaren Traum. Er sah nämlich seinen Sohn mit dessen Lehrer, dem Hildebrand, an einem Tische sitzen. Plötzlich wuchsen dem Letztern aus seiner Stirne zwei ungeheuere, bis zum Himmel reichende Hörner hervor, mit denen er sogleich den jungen Prinzen ergriff und in den Koth schleuderte. Diesen Traum deutete der Kaiser nun so, als werde Hildebrand seinen Sohn einst vom Throne stürzen. Um diesem Unglück bei Zeiten zuvorzukommen, ließ der Kaiser den Hildebrand in einen Thurm einsperren, in der Absicht, ihn in dem Gefängniß Hungers sterben zu lassen. Dieß verhinderte jedoch die Kaiserin, durch deren Fürsprache er auch bald darauf wieder seine Freiheit erhielt. — Hildebrand kam das erstemal nach Deutschland, als er in dem Jahre 1046 seinen ehemaligen Lehrer, den Pabst Gregor VI., dahin begleitete. Sein Aufenthalt hier dauerte jetzt bis in das Jahr 1048, wo er mit dem, auf dem Concilium von Worms zum Pabste erwählten Bischofe Bruno von Toul wieder nach Rom zurückkehrte. Nachher kam er noch einigemal nach Deutschland, aber stets ent-

weder von Päbsten oder von der römischen Geistlichkeit dahin gesandt, und kehrte, sobald er die ihm aufgetragenen Geschäfte beendiget hatte, eiligst wieder nach Rom zurück. Sollte also Hildebrand je die Hofmeisterstelle bei einem Prinzen übernommen haben, so hätte dieß in der Zwischenzeit von dem Jahre 46 bis 48 geschehen müssen; aber unglücklicher Weise für den Fabeldichter war Heinrich IV., der erst im Jahre 1050 geboren ward, noch nicht auf der Welt, bedurfte also damals auch noch keines Lehrers, am wenigsten eines solchen, der mit seinen Hörnern ihn in den Staub geschleudert hätte. — Gewiß scheint es jedoch zu seyn, daß Hildebrands große Geistesgaben dem Kaiser Heinrich III. nicht unbemerkt blieben, dieser ihn auch wegen seiner Frömmigkeit und unbedingten Vertrauens auf Gott sehr schätzte. Nach Paul Bernried soll Heinrich sich über Hildebrand öfters geäußert haben: daß er noch Niemand gehört, der das Wort Gottes mit solcher Kraft und lebendiger Ueberzeugung wie Hildebrand vortrage. Selbst Gregor erinnert sich in einem seiner Briefe des besondern Wohlwollens, mit welchem der Vater Heinrichs des Vierten ihn an seinem Hofe stets beehrt habe. Aber dieser Aufenthalt an dem deutschen Hofe, so wie auch Hildebrands Gegenwart bei der Synode in Worms, wohin er im Gefolge des Kaisers gekommen war, scheint — besonders da er sich nur zwei Jahre in Deutschland aufhielt — mit dem Umstand, daß er zu Clugny Unterricht in den geistlichen Wissenschaften genossen, auch dort die Ordensprofession abgelegt haben soll, durchaus unvereinbar; und von dem Umwege, welchen der erst hundert Jahre nachher blühende Otto von Freisingen den Leo, auf seiner Reise nach Rom, über Clugny machen läßt, weiß der Biograph dieses Pabstes kein Wort; daher es auch wenig oder gar keine Wahrscheinlichkeit hat. — Wohl mag Hildebrand eine kurze Zeit, vielleicht auch einige Monate, sich in Clugny aufgehalten, auch dort geistliche Uebungen gemacht haben, aber zu den eigentlichen Zöglingen dieses, übrigens an großen und heiligen Männern nicht unfruchtbaren Klosters gehört er offenbar nicht.

2. Hildebrands Geschichte beginnt erst in dem Augenblicke, als er den zum Pabst gewählten Bischof von Toul nach Rom begleitete, sein lebendiger Geist und strenge Frömmigkeit Brunos Aufmerksamkeit auf ihn zog, und er nun schon auf dieser Reise von Toul nach Rom den ersten Grundstein zur Freiheit der Kirche und deren Unabhängigkeit von allem Einfluß weltlicher Macht zu legen vermochte. Von diesem Moment an tritt Hildebrand, obgleich im Anfange nur langsam, doch immer kräftiger und leuchtender hervor. Daß er unter den Päbsten Stephan IX., Nikolaus II. und Alexander II. von Allem, was geschah, die Seele war, daß alle drei Päbste Hildebrands höhern Einsichten unbedingt huldigten, er daher viel Großes und Gewagtes zu Stande brachte, den gegen die innern Feinde der Kirche begonnenen Kampf mit immer steigendem Erfolge fortsetzte, und die römische Kirche mit einem solchen Glanz umgab, daß der Stuhl des heiligen Petrus, ehemals nicht selten entweihet und das Spiel und der Preis der niedrigsten Leidenschaften, nun unter einer Reihe von Päbsten wieder der Mittelpunkt ward, nach welchem die Blicke aller christlichen Völker sich richteten: Alles dieß ist unsern Lesern schon bekannt.

3. Aber dasselbe war auch zu jener Zeit dem ganzen römischen Volk bekannt; so daß nach dem, am 20. April des Jahres 1073, erfolgten Tode Alexanders II. jedem römischen Gemüthe kein Wunsch näher lag, als den Kanzler der römischen Kirche Hildebrand sogleich als Nachfolger des Verstorbenen zu begrüßen. Zwar hatte Hildebrand, in seiner Eigenschaft als Kanzler und Archidiacon der römischen Kirche, ein dreitägiges, mit Fasten verbundenes Gebet verordnet, worauf alsdann erst zur Wahl des neuen Pabstes sollte geschritten werden. Als aber

schon am andern Tage nach dem Hinscheiden Alexanders, die Kardinäle, Bischöfe, Aebte, sammt der ganzen römischen Clerisei, sich zur Beerdigungsfeier des Verstorbenen in die Lateranskirche begaben, sammelten sich schon auf den Straßen ganze Volksmassen, die laut den Wunsch äußerten, den Archidiacon Hildebrand zum Pabste zu haben. Als der Zug in der Kirche ankam, war diese mit Menschen aus allen Klassen und Ständen gleichsam überfüllt, und sobald Hildebrand eintrat, erhob sich plötzlich die ganze zahllose Menge, und rief wie mit einer Stimme: „Den Archidiacon Hildebrand erwählt der heilige Petrus zum Pabste und zu unserm heiligen Vater!“ Sehr erschrocken, und wie außer sich, suchte Hildebrand von dem Ambo herab das Volk zu beruhigen, wo möglich seinen Wünschen und Gedanken eine andere Richtung zu geben. Aber nur desto heftiger bestand das Volk auf seinem Verlangen, nur desto übertäubender ward der wiederholte Ruf: „der heilige Petrus habe den Hildebrand zu seinem Nachfolger gewählt.“ Als der Kardinal Hugo Blandidus sah, daß das Volk durchaus nicht nachgeben würde, eilte er, wahrscheinlich damit doch das Wahldecret des Pabstes Nikolaus II. einigermaßen befolgt würde, auf die Kanzel und sprach zu dem in der Kirche versammelten Volke: „Geliebte! Ihr wißt „es alle, daß seit den Tagen des heiligen Pabstes Leo „der Archidiacon Hildebrand, dieser weise, mannichfaltig geprüfte und erprobte Mann, die heilige „römische Kirche am meisten erhöhet, auch die Stadt „Rom selbst von vielen Gefahren befreiet hat. Da „wir nun zum obersten Kirchenregiment keinen weisern, erprobtern Mann finden können; so haben „wir Kardinäle und Bischöfe ihn einstimmig uns und „euch zum Führer und Hirten unserer Seelen erwählt.“ — Laut jubelte jetzt das Volk, und auf

das neue erscholl der Ruf: „der heilige Petrus hat „uns den Archidiacon Hildebrand zum Herrn und „Pabst erwählt.“ — Aller Widerstand von Seite des Gewählten war jetzt fruchtlos. Mit Gewalt ward er von der Leiche Alexanders fortgerissen, in die Kirche des heiligen Petrus zu den Ketten geführt, ihm dort der Purpurmantel über die Schultern geworfen, und er hierauf, mit allen Insignien der päbstlichen Würde geschmückt, auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Um das Andenken seines vormaligen Lehrers Gratian und nachherigen Pabstes Gregors VI. zu ehren, und dem Würdigen auf ewige Zeiten die ihm gebührende Stelle unter den rechtmäßigen Päbsten zu sichern, nahm Hildebrand den Namen Gregor VII. an. Einer der Kardinäle rief nun abermals zu dem Volke: „Hildebrand, den „Archidiacon, haben wir auf den päbstlichen Stuhl er„hoben, daß er unser beständiger Herr sey, und Gre„gorius heiße. Diesen wollen und genehmigen wir. „Gefällt er Euch?“ — Ja er gefällt uns, antwortete alles Volk wie mit einer Stimme. „Wollt „Ihr ihn zum Pabste? — Ja! wir wollen ihn. — „Haltet Ihr ihn der Ehre des Pabstthums würdig? — „Ja! wir halten ihn derselben würdig“ *).

4. Nicht unmerkwürdig, und beschämend für die, welche nachher die Wahl Gregors VII. als ge-

---

*) Gregor selbst klagt über die Gewalt, die man ihm angethan. Dem Erzbischof von Ravenna schreibt er: — — Sed subito, cum praedictus dominus noster Papa (Alexander) in ecclesia salvatoris sepulturae traderetur, ortus est magnus tumultus populi, et fremitus, et in me quasi vesani insurrexerunt, nil dicendi, nil consulendi facultatis et spatii relinquentes. Violentis manibus me in locum apostolici regiminis, cui longe impar sum, rapuerunt.

setzwidrig zu entkräften, ihn selbst sogar dabei des Gebrauches unedler Künste zu beschuldigen suchten, ist das von der römischen Geistlichkeit ausgefertigte, und auch an den Hof in Deutschland gesandte Wahldecret. Es lautet, wie hier folgt: „Im Jahre „der gnadenreichen Geburt Jesu Christi 1073 an „einem Montag, dem zwei und zwanzigsten April, „gerade an dem Tage, an welchem unser Herr „Alexander II. höchst seligen Andenkens zur Erde „bestattet wurde, und damit der apostolische Stuhl „nicht lange unbesetzt und die Kirche ohne Ober„haupt wäre, haben wir in der Kirche des heiligen „Petrus zu den Ketten versammelte Kardinäle und „Geistlichkeit: Akolythen, Unterdiacone, Diacone und „Priester der heiligen, römischen, apostolischen Kir„che, in Gegenwart und mit Beistimmung der ehr„würdigen Bischöfe, Aebte und Ordensgeistlichen, „und mit Genehmigung, und unter dem frohlocken„den Zuruf des ganzen, allda versammelten, und „aus allen Ständen bestehenden Volkes, Uns zum „höchsten Priester und obersten Hirten wählen wollen „einen gottseligen, der geistlichen wie weltlichen Wis„senschaften gleich kundigen, mit großer Klugheit be„gabten Mann; einen Mann, der für Recht und „Gerechtigkeit eifert, im Unglücke ebenso standhaft, „als im Glücke mäßig und bescheiden ist, einen „Mann, der nach den Worten des Apostels, mit „guten Sitten geziert, rein in seinem Wandel, keusch, „eingezogen, nüchtern, sein Hauswesen gut regiert, „und im Schoße dieser Kirche, als seiner heiligen „Mutter, erzogen und unterrichtet worden, auch zum „Lohne seiner Verdienste schon zur Würde eines „Archidiacon erhoben ward; nämlich den Hildebrand, „den wir von jetzt an zum Pabste und apostolischen „Oberhaupt ernennen, und Gregor heißen, auch „wollen, daß er zu allen Zeiten so heißen soll.

„Also beschlossen zu Rom den 22. April in der „eilften Indiction."

5. Aber das Gewicht der Last, die man auf Gregors Schultern gelegt, und die zu übernehmen er sich so standhaft geweigert hatte, drückte ihn jetzt beinahe zu Boden, und schon in den ersten Tagen nach seiner Erhebung warfen ihn die schweren Sorgen, die seine Seele ängstigten, auf das Krankenlager. Alle Briefe, die er in diesen Tagen an mehrere ausgezeichnete Männer, auch an die Markgräfin Beatrix und deren Tochter schrieb, zeugen von dem tiefen Kummer, der an seinem Herzen nagte, und alle bat er, für ihn zu Gott zu flehen, daß er ihm die zur Uebernahme des mit so schwerer Verantwortlichkeit verbundenen Kirchenregiments die nöthigen Kräfte verleihen möge. — Gregors grimmige Gegner beschuldigten ihn jedoch, und beschuldigen ihn auch noch jetzt, daß alles dieses blos Verstellung gewesen; Er habe das Pabstthum sehnlichst gewünscht; blos dem Scheine nach habe er sich der Annahme desselben geweigert, und als es ihm wirklich übertragen worden, abermals blos dem Scheine nach darüber getrauert: offenbar ein Gedanke, der nur aus einem unreinen, für alles Große und wahrhaft Erhabene völlig unempfänglichen, daher es auch zu würdigen durchaus unfähigen Herzen hervorkommen konnte! — Es ist wahr, Gregor war lange vorher schon Pabst, bevor er den päbstlichen Stuhl bestieg. Drei Päbste nach einander hatten ihn gleichsam zum Genossen ihrer Regierung gemacht, in allen Angelegenheiten seinen höhern Einsichten sich angeschlossen. Was seit sechzehn Jahren geschehen, war blos durch ihn geschehen. In allen Reichen des christlichen Abendlandes war sein Name eben so sehr geehrt als gefürchtet. Deutschlands erste und angesehenste Kirchenfürsten buhlten, wie Siegfried

von Mainz, um seine Gunst, und für den ganzen hohen wie niedern römischen Clerus, längst schon gewöhnt, nicht blos Hildebrands Rath, sondern selbst jeden seiner Winke unbedingt zu befolgen, war, wie wir bei Damiani gesehen, seine blose Meinung schon ein bindender Canon der Kirche. — Auf dieser Höhe konnte offenbar dem Archidiacon Hildebrand auch nicht der mindeste Zweifel darüber vorschweben, daß, sobald Alexander von der Schaubühne abtreten würde, die unwiderstehliche Macht der öffentlichen Meinung der gesammten Christenheit ihn sogleich auf den Stuhl des heiligen Petrus erheben würde. Nothwendig mußte er mit diesem Gedanken schon lange vertraut seyn. Zudem kannte er ganz gewiß und zwar in ihrem ganzen Umfange alle Pflichten eines Oberhauptes der Kirche. In Folge seiner vielen Reisen und Legationen hatte er ebenfalls die kirchlichen und politischen Zustände Europas, so wie den mehr oder minder religiösen Charakter der Völker kennen gelernt, und alle mit Verwaltung des obersten Kirchenregiments verbundenen Schwierigkeiten mußten daher für ihn längst schon kein Geheimniß mehr gewesen seyn. — Ganz von selbst mußte also jetzt die Frage entstehen: woher kam denn, als jenes von Hildebrand längst vorausgesehene Ereigniß nun wirklich eintrat, auf einmal diese ungemeine Aengstlichkeit, die seine Seele befiel, der tiefe Kummer, der sein Innerstes durchdrang, und der, beinahe seinen ganzen Organismus zerrüttende, und sogar ihn auf das Krankenlager werfende Sturm in seiner Brust? — Betrug war von jeher bei Allem, was sich nicht mit den Händen betasten läßt, der gewöhnliche Erklärungsgrund aller lahmen Köpfe und völlig ausgetrockneten Gemüther, und die Vermuthung, daß alles von Seite Gregors blos Verstellung gewesen sey — eines solchen Geistes höchst unwürdig — bleibt also nur das ausschließliche Eigenthum jener, deren

geistige Gemeinheit eines so niedern Verdachts fähig seyn konnte. Wie oft haben wir nicht schon in dem Leben großer, ausgezeichneter Männer gefunden, daß sie Gefahren jeder Art, solange diese sich ihnen nur aus der Ferne zeigten, kühn und muthvoll entgegen blickten, daß aber, sobald dieselben, gleich wilden Wogen, sie zu umbrausen droheten, dann auch plötzlich eine Menge bisher schlummernder, daher noch nicht zu ihrem Bewußtsein gekommener Schreckbilder in ihnen erwachte: Schreckbilder, die, bis die Stärke ihres Geistes sie wieder verscheucht hatte, wenigstens eine kurze Zeit sie zu ängstigen, und selbst in ihren längst schon gefaßten Entschlüssen wieder wankend zu machen vermochten *).

6. Ein großes und heiliges Ideal schwebte vor der Seele Gregors. Das Reich Gottes, so wie es Jesus Christus gegründet, sollte unter allen christlichen Völkern durch ihn auf das neue wieder aufblühen. Alle christlichen Reiche sollten eine neue

---

*) Auch Cäsar hatte seit mehreren Jahren schon den kühnen Entschluß gefaßt, die stolze Roma und mit ihr das ganze römische Reich seinen Gesetzen zu unterwerfen, die ganze Zeit über alle Vorkehrungen dazu getroffen, zu diesem Zwecke sein ganzes Heer sich eigen gemacht, auch seinen Freunden und Anhängern in Rom schon die nöthige Losung gegeben. Als er aber an den Ufern des Rubicon ankam, stand er plötzlich stille, versank an der Spitze seiner darüber staunenden Leiblegion in tiefes Nachdenken, in Sorgen, die alle seine Gesichtszüge verfinsterten; und erst als sein kühner Geist über alle, jetzt in mancherlei Schreckbildern ihm vorschwebenden Gefahren und Unfälle endlich die Oberhand erhalten hatte, erwachte er wieder wie aus einem schweren Traum und sprach das nachher so berühmt gewordene Wort aus: Alea jacta esto!

Gestalt bekommen *), kurz, die ganze Christenheit sollte erneuet werden, was jedoch offenbar ganz allein nur von dem, auf einen Felsen gegründeten Stuhl zu Rom ausgehen konnte. Aber die Zeit, in welcher Gregor lebte, und jetzt den päbstlichen Stuhl bestieg, war eine Zeit frevelhafter Gewalt und unbändiger Zügellosigkeit. Nicht mehr auf göttliche Gesetze, sondern blos auf rohe Gewalt stützten selbst in den christlichen Ländern sich die Throne der Monarchen. Die Großen kannten keinen andern Zweck ihres Daseyns, als Befriedigung ihrer wilden Leidenschaften, besonders des Ehrgeitzes und nie zu befriedigender Habsucht. Ueberall war das Volk unterdrückt, schmachtend unter einem eisernen Joch, und mit den wenigen Geisteskräften, die ihm dieser Zustand der Unterdrückung ließ, ausschließlich blos an die Erdscholle gefeßelt, von der es seinen dürftigen Unterhalt erbetteln mußte. Zudem schien das Uebel ohne Remedur; da ja selbst an heiliger Stätte der Gräuel der Verwüstung stand. Die Häupter der Kirchen, entweder selbst Knechte der Sünde und des Lasters, oder, weil zu sehr in zeitliches Interesse verstrickt, blos stumme, Miethlingen ähnliche Hüter des Heiligthums; die übrige Geistlichkeit überall im knechtischen Dienste roher Sinnlichkeit, und daher auch im Schlamm derselben, daß heißt, in allen Lastern versunken. — Wahrhaftig! weder Gregor konnte eine solche Zeit, noch diese einen Gregor

---

*) Dieß ergibt sich deutlich aus seinem Bestreben, zwischen dem römischen Stuhle und allen weltlichen Mächten, Kaisern wie Königen, ein ganz neues, bisher unbekanntes Verhältniß zu gründen, wovon nachher Gregors ärgste Feinde, nämlich Unverstand, böser Wille und leidenschaftlicher Haß einen Anlaß nahmen, ihn einer, nach einer Universalmonarchie (!) ringenden Herrschsucht zu beschuldigen.

ertragen; aber gewiß des Stoffes genug, um selbst die stärkste, christliche Heldenseele, wenn sie eine solche, nichts als Laster ausschäumende Welt überblickt, nicht nur tief zu beugen, sondern selbst beinahe völlig zu zermalmen.

7*). Gleich nach seiner Erhebung berichtete Gregor den Tod Alexanders des Zweiten, und seine eigene Wahl dem König Heinrich. In seinem Schreiben bat er sogar den Monarchen, diese Wahl nicht zu bestätigen, wollte auch trotz aller Bitten der Römer, bevor die königliche Bestätigunng angekommen wäre, sich durchaus nicht weihen lassen, nannte sich daher in der Zwischenzeit nur: Gregorius, zum römischen Bischofe erwählt. Daß aber Gregor zu der, in seinem Bericht an den König, enthaltenen, so eben erwähnten Bitte, seine Wahl nämlich nicht zu bestätigen, noch hinzugefügt haben soll: „Der Kö„nig möge ja nicht glauben, daß, wenn es ihm auch „wirklich gefiele, diese Wahl zu bestätigen, er deß„wegen alsdann für seine vielen begangenen Frevel „Nachsicht und Straflosigkeit von ihm zu hoffen haben „würde;" Dieß wird blos von dem, erst beinahe zwei hundert Jahre nachher lebenden Kardinal Aragonius erzählt. Wahrscheinlich wollte Aragonius, wie auch

---

*) Quellen: die Briefe Gregors VII. in eilf Büchern, (wovon leider das zehnte Buch fehlt) bei *Mansi*, Coll. Conc. T. XX., unstreitig die wichtigste und reichhaltigste aller Quellen. — *Pauli Bernriedensis*, Commentarius de vita Gregorii VII., bei *Murat.* Script. rer. ital. T. III. P. I. — *Lambert Schafnab.* — Luden, Gesch. d. d. V. B. 8. — Katerkamps Kirchengeschichte, fünfte Abtheilung. — Döllingers Lehrbuch der Kirchengeschichte 2. B. 1. Abth. — Joh. Voigt: Hildebrand, als Pabst Gregorius der Siebente, und sein Zeitalter.

Benizo, der Einzige, der ebenfalls dasselbe berichtet, den Gregor etwas sagen lassen, das für denselben sehr ehrenvoll seyn sollte, was aber gerade, wenn er es wirklich gesagt hätte, seiner bisher stets mit der größten Besonnenheit ihrem Ziele sich nahenden Klugheit keineswegs entsprochen haben würde. Das Gegentheil beweist auch schon hinreichend Gregors anfänglich ungemein freundliches Benehmen gegen Heinrich, so wie sein sichtbares Streben, die Liebe und das Zutrauen des jungen Monarchen zu gewinnen, wozu dann eine so beleidigende, einen jungen, leicht aufbrausenden Monarchen ungemein erregende Herausforderung ganz gewiß ein sehr schlecht gewähltes Mittel gewesen seyn würde. Ohnehin erregte die Nachricht von Hildebrands Wahl zum Pabste unter den meisten deutschen Bischöfen keinen kleinen Schrecken. Die durchgreifende Weise des Neugewählten, seine Furchtlosigkeit und die Strenge, mit der er über genaue Beobachtung päbstlicher Decrete und Kirchensatzungen wachen würde, waren, wie aller Orten, auch in Deutschland bekannt; und schwer fiel es besonders jenen auf das Herz, deren Bewußtsein, wie sie zu ihren bischöflichen Stühlen gelangt waren, nicht rein und schuldlos war. Diese drangen in den König, die Wahl nicht zu bestätigen; ohne sein Wissen und seinen Willen sey sie vorgenommen worden; es sey eine schnöde Geringschätzung der königlichen Würde; dulde er es, so werde er selbst zuerst und am meisten es zu bereuen haben *). Dieß machte jedoch wenig Eindruck auf den König. Er schickte den Grafen

*) — — atque ideo communibus omnes consiliis regem adorti, orabant, ut electionem, quae ejus injussu facta fuerat, irritam fore decerneret; asserentes quod, nisi impetum hominis praevenire maturaret, *malum hoc non in alium gravius, quam in ipsum regem, redundaturum esse.* (*Lamb.* ad an. 1073.)

Eberhard von Nellenburg und seinen Kanzler für Italien, den Bischof Georg von Vercelli, nach Rom, um zu untersuchen, ob die Wahl auf canonischem Wege geschehen und auch das dem Könige zustehende Recht der Bestätigung dabei gehörig wäre berücksichtiget worden. — Die königlichen Abgeordneten wurden in Rom vom Pabste sehr freundlich und wohlwollend empfangen; und als Gregor ihnen betheuerte, daß er das Papstthum nicht gesucht, daß man mit Gewalt es ihm aufgedrungen, er aber sich standhaft der Weihe geweigert habe, bis die Bestätigung seiner Wahl aus Deutschland würde angekommen seyn; so fanden Heinrichs Abgeordnete diese Erklärung für genügend, und sprachen im Namen ihres Herrn die Bestätigung der Wahl aus. Von dem Bischofe von Vercelli ward nun Gregor consecrirt; und die verwittwete Kaiserin Agnes, wie auch die Markgräfin Beatrix von Toscana, und deren geistvolle und große Tochter Mathilde erhöheten durch ihre Gegenwart die Feier dieser Weihe, die am neun und zwanzigsten Junius des Jahres ein tausend und vier und siebenzig, als am Feste der beiden Apostel Petrus und Paulus, statt hatte. — Von jetzt an nannte sich Gregor ebenfalls Servum Servorum Dei.

8. Mehr, als aus seinen Handlungen*), geht der Charakter eines Mannes aus dessen Grundsätzen hervor, besonders wenn er denselben sein ganzes Leben getreu bleibt, ja selbst die größten Opfer ihnen zu bringen im Stande ist; und seine Ideen, Grundsätze, Ansichten und Maximen hat Gregor in seinen vielen,

*) Nur zu oft werden die Handlungen der Menschen blos von Außen, durch äußere Erscheinungen bestimmt, nicht selten sogar gegen den, wenn selbst von einer bessern Einsicht geleiteten Willen.

auch auf uns gekommenen Briefen so klar und unumwunden ausgesprochen, daß einer falschen Deutung auch nicht der mindeste Raum gelassen wird. — Gregors Hauptidee war Heiligkeit und Einheit der Kirche durch und unter dem Pabste. Aus dieser Grundidee floßen nun in engster Verbindung, und sich selbst bedingend, folgende drei Sätze: a) die Kirche muß von Räubern und Ehebrechern gereiniget werden. Räuber nennt Gregor alle jene, die nicht durch die Thüre (durch Jesum Christum), sondern nach der Weise Simon des Zauberers in den Schafstall eindringen, und unter Ehebrechern versteht er alle in Unkeuschheit lebende Geistlichen. b) Die Kirche muß von der weltlichen Macht und deren Einfluß völlig unabhängig seyn. Niemand kann zweien Herren dienen; ist aber ein Geistlicher von irgend einem weltlichen Herrn abhängig, so muß er demselben auch dienstbar seyn, und wird ihm, weil durch zeitliches Interesse geblendet, gewöhnlich noch weit mehr, als Gott und der Kirche anhangen. Zwischen Himmel und Erde wird er schweben, und weder jenem noch dieser völlig angehören; und welcher Bischof wird dann es wagen, gleich dem großen Täufer, vor einen solchen Mächtigen der Erde hinzutreten, und ihm zu sagen: „das darfst du nicht thun, sonst bist Du ein Mann der Sünde und des Todes.“ c) Die geistliche Macht muß über die weltliche, der Altar über den Thron, und der Pabst als Träger der Kirche über Kaiser und Könige erhöhet werden. Christus, sagt Gregor, hat unmittelbar das Reich Gottes auf Erden, das heißt, die Kirche gegründet, und dem heiligen Petrus, und in diesem allen Nachfolgern desselben das Regiment derselben übertragen; die Macht der Könige im Gegentheil ist Menschenwerk, und ward von Solchen gegründet, die von Gott nichts wußten, und aus Stolz, unter dem Antriebe des Fürsten dieser

Welt, nämlich des Teufels, durch Raub, Mord, Treulosigkeit und alle andere nur mögliche Laster, in blinder Begierlichkeit über ihres Gleichen zu herrschen sich erfrechten *). Zwei Lichter, sagt Gregor, leuchten der Welt, die Sonne und der Mond; aber die Sonne hat ihr Licht in sich selbst, nämlich unmittelbar von Gott, während der Mond sein Licht blos von der Sonne empfängt. Eben so verhält es sich auch mit der Kirche und der königlichen Macht, und aller Schimmer der Letztern ist blos ein Reflex des weit höhern, die Kirche umgebenden Glanzes und so wie der Mond nur durch die Sonne leuchtet, eben so sind Kaiser und Könige nur durch den Pabst. Aber wie die Seele eines Körpers, und dieser der Nahrung bedarf, eben so bedarf auch die Kirche, die ganz geistig ist, des Irdischen; sie muß also

*) In seinem Schreiben an den Bischof Hermann von Metz (Lib. VIII. ep. 21.) sagt Gregor: Quis nesciat, reges et duces ab iis habuisse principium, qui Deum ignorantes, superbia, rapinis, perfidia, homicidiis, postremo universis pene sceleribus, mundi Principe diabolo videlicet agitante, super pares, scilicet homines, dominari caeca cupiditate et intolerabili praesumtione affectaverunt. — Daß dieses Räsonnement nicht ganz ohne Irrthum ist, wird jeder Unbefangene gestehen müssen. Auch Monarchien und Fürstenthümer sind ebenfalls, obgleich nur mittelbare, göttliche Institutionen. Sie gingen ganz einfach aus den, von dem Urheber der Natur in diese gelegten Gesetze hervor. Der erste König war nicht, wie Voltaire sagt, ein glücklicher Soldat, sondern ein glücklicher, von Gott gleichsam privilegirter, daher vorzüglich gesegneter Hausvater. Aber so wie auch das Edelste nur zu oft unter den Händen der Menschen verunedelt wird, so mögen wohl in den Zeiten Gregors Königreiche gerade eben so gewesen seyn, als wenn sie, wie der Pabst sagt, von lauter Gott nicht Kennenden, blos durch Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten jeder Art wären gegründet worden.

Güter, Ländereien und Einkünfte haben; und daß ihr diese erhalten werden, und sie dieselben in Ruhe besitzen könne; dieß ist Sache der weltlichen Macht, des Kaisers und der Könige. Soll es also mit der Kirche wie mit der Welt gut stehen, so müssen die geistliche und die weltliche Macht (der Pabst und der Kaiser) in vollkommenem Einklang mit einander nach einem und demselben Zwecke streben. Da jedoch die Kirche nur in und durch den Pabst, und dieser nur durch Gott da ist; so ist er auch über Alles erhaben. Der römische Stuhl steht weit höher, als irgend ein Königsthron, und Kaiser und Könige sind daher dem Pabste unterthan, und Gehorsam ihm schuldig. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl und muß für die Verirrungen der Menschen Gott Rechenschaft geben *); und da die

*) In einem päbstlichen Schreiben an den König Wilhelm von England, den der Pabst gemmam Principum nennt, sagt Gregor: Quod licet, fili carissime! tua non ignoret vigilantia, tamen ut pro salute tua indissolubiliter menti tuae sit alligatum divina testatur scriptura, apostolicam et pontificalem dignitatem *Reges christianos* caeterosque omnes ante divinum tribunal repraesentaturam, et *pro eorum delictis rationem Deo reddituram.* Si ergo justo judici, et qui mentiri nescit, creaturarum omnium creatori tremendo judicio te sum repraesentaturus, judicet diligens sapientia tua, an debeam vel possim saluti tuae non diligentissime cavere, et tu mihi ad salutem tuam, ut viventium possideas terram, debeas vel possis sine mora non obedire. Provideas ergo, ut pro te incessanter insistas, si te diligis, Deum honoremque Dei tibi tuoque praeponere honori. — — Deutlicher und bestimmter konnte Gregor sich nicht aussprechen. Daraus fließt nun alles Uebrige von selbst; denn da Gregor sich überzeugt fühlte, daß für die Fehler und Verbrechen aller Menschen, und insbesondere der Könige und Fürsten eine schwere Verantwortlichkeit bei Gott auf ihm laste, so mußte er nothwendig sich auch für

Kirche durch den Pabst und dieser durch Gott ist; so gehört auch nicht blos Geistliches, sondern auch Weltliches, kurz, Alles ohne Ausnahme vor seinen Richterstuhl. Er hat die Pflicht, zu belehren, zu ermahnen, zu warnen, zu bessern, zu strafen, und über alles zu richten und zu entscheiden, und alle ungerecht Bedrängten müssen bei ihm Schutz und Hülfe finden. Es war Petrus, zu welchem Christus sagte: Du bist der Fels, auf den ich meine Gemeinde bauen will. Auch gebe ich Dir die Schlüssel des Himmelreiches. Alles, was Du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn; so wie Alles, was Du auf Erden lösen wirst, auch im Himmel gelöset seyn soll. Durch Petrus kam die Schlüsselgewalt auf die römische Kirche, die nur in und durch den Pabst ist, folglich auf diesen selbst, und auf ihm, wie auf Petrus, ist auch die ganze Gemeinde erbaut. Zu dieser Gemeinde gehören jedoch

---

berufen halten, über die Handlungen der Könige und Fürsten zu wachen, genau nach denselben zu forschen, zu belehren, zu rathen, zu ermahnen und wie er es ganz deutlich dem Könige von England sagt, auch von allen Gehorsam zu fodern. Diese Foderung erlaubt sich auch Gregor in allen Briefen, die er an Könige und Fürsten erläßt, und wenn er belehrt, rathet oder ermahnt, so geschieht dieß immer befehlsweise, obgleich stets unter den liebvollsten und schonendsten Ausdrücken. Auf diesen Gegenstand kommt Gregor sehr oft und in vielen Briefen zurück. Wenn man jedoch diese mit einiger Aufmerksamkeit liest, und miteinander vergleicht, so scheint doch daraus hervorzugehen, daß er diesen Gehorsam nur dann fodert, wenn es Angelegenheiten der Kirche, der Religion oder auch das Heil und das Wohl der Völker und der Menschheit betrifft, wodurch freilich der über alles waltenden, obersten Aufsicht des Pabstes ein sehr weiter, beinahe grenzenloser Spielraum eröffnet wird.

alle, die sich zu dem Namen Jesu bekennen, und sich Christen nennen, mithin auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, alle diese kann der Pabst, zu Folge der ihm gegebenen Schlüsselgewalt, excommuniciren, ein- und absetzen *). An die deutsche Nation schrieb Gregor: „König Heinrich möge nicht länger mehr glauben, daß die Kirche ihm dienend untergeordnet, sondern als eine Gebieterin ihm vorgesetzt sey." — Wenn die Apostel, schreibt er an den Bischof Hermann von Metz, im Himmel binden und lösen können; so müssen sie auch auf Erden Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, und eines jeden Güter nach Verdienst nehmen und geben können; und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind; so müssen sie es um so weit mehr noch über das Weltliche seyn **).

*) Nicht in einem oder zwei, sondern in sehr vielen Briefen spricht Gregor dieß sehr deutlich aus. In Ansehung der Erzbischöfe und Bischöfe sagt er dem Erzbischofe Siegfried von Mainz ganz geradezu, daß alles, was sie wären, sie blos durch die große Gnade des römischen Stuhles seyen (Lib. I. cap. 60.). An die französischen Bischöfe schreibt er, daß, wenn König Philipp sich nicht bessere, und in seiner frevelhaften Handlungsweise fortfahre, er darauf bedacht seyn werde, ihm Krone und Reich zu entreissen. „Quod si nec hujusmodi districtione voluerit resipiscere, nulli clam aut dubium esse volumus, quin modis omnibus *regnum Franciae de ejus occupatione, adjuvante Deo, tentemus eripere.*" — Ein andersmal drohete er, nicht nur den König mit dem Banne zu belegen, sondern auch alle, welche ihm fernerhin noch königliche Ehre und Gehorsam erweisen würden. — Wenn aber Niemand mehr einen König achtet, auch Niemand ihm mehr gehorcht; so hat er ja factisch aufgehört, König zu seyn.

**) Diese Stelle scheint entscheidend. Nach Gregors Grundsätzen und Ansichten sollte man glauben, es liege also

die oberste Leitung nicht nur der Kirche und ihrer Angelegenheiten, sondern auch aller übrigen Welthändel in seinen Händen. Es möchte überflüssig seyn zu bemerken, daß diese Stelle in Gregors Briefen cum grano salis, wie man zu sagen pflegt, gedeutet werden müsse. Sollte aber übrigens Gregor hierin zu weit gegangen seyn — welche Frage wir jedoch für jetzt noch ganz auf sich wollen beruhen lassen — so wird er doch vollkommen gerechtfertiget durch die Unmündigkeit, Wildheit und Gesetzlosigkeit seiner Zeit und, bei der völligen Niederlage aller Gesetze und christlichen Tugenden, wovon Gregor selbst in mehrern seiner Briefe uns ein so zurückschreckendes, schauderhaftes Gemälde hinterlassen hat, durch den ganz unbändigen, mehr als heidnischen Uebermuth der Mächtigen und Großen seines Jahrhunderts. Da er einsah, und es auch tief fühlte, daß eine Umkehr zum Bessern nur von dem Stuhle des heiligen Petrus ausgehen, und nur von dem Pabste bewirkt, oder vielmehr erkämpft und errungen werden könnte; so mußte er auch nothwendig den römischen Stuhl um viele Stufen höher über alle Throne der Erde erhöhen. Als gemeinschaftlicher Vater der gesammten Christenheit, mußte er auch allen christlichen Völker sich als einen eben so strengen, als liebevollen Vater zeigen; also in der einen Hand mit der Zuchtruthe, und mit der andern den Segen ihnen spendend. — Im strengsten Sinne des Wortes läßt sich auf Gregor VII. anwenden, was der Psalmist von den Heiligen überhaupt sagt: Exaltationes Dei in gutture eorum (— und dieß war gewiß auch bei Gregor —) et gladii ancipites in manibus eorum, ad faciendam vindictam in nationibus, increpationes in populis, ad alligandos *reges eorum in compedibus*, et *nobiles eorum in manicis ferreis*. — Es ist eben so ungerecht, als unverständig, wenn man die Welt glauben machen will, der ungeheure Plan, den nur ein Geist, wie der Geist Gregors, in allen seinen Theilen zu umfassen vermochte, sey blos die Geburt einer grenzenlosen, thörichten Herrschsucht. Seinem eben so gefahr- als mühevollen Streben lagen weit edlere, höhere Motive zum Grund: Heiligung der großen Christenge-

meinde, deren Oberhaupt er war, warme Theilnahme an den Leiden unterdrückter Völker und heiliger Haß gegen das damals überall triumphirende Laster. Das Reich Gottes wollte er, so weit dieß in den Kräften des römischen Stuhles läge, und es bei den ununterbrochenen Reactionen des bösen Princips, nämlich des Teufels, möglich wäre, unter den christlichen Völkern wieder herstellen, wie in der Kirche, so sollten überall Liebe und Eintracht herrschen, und in allen Ländern, wo der Name des Herrn geprediget ward, Friede und Gerechtigkeit sich umarmen. — Selbstsucht, dieß Eigenthum, wo nicht ganz gemeiner, doch sehr gewöhnlicher Seelen, hatte über Gregors hohen Geist keine Macht. Zudem, schon in Jahren weit vorgerückt, mußte er wohl überzeugt seyn, daß er bei weitem nicht alles ausführen, blos den Weg dazu zeigen, und diesen so viel als möglich ebnen könnte. Zutrauungsvoll legte er demnach auch seinen Plan in den Schooß der Vorsehung. Er war nur der Säemann, der den Samen ausstreuete; aber Gott, der seine Hoffnung und seine Stütze war, sollte das Angefangene vollenden und dem Samen, den er, Gregor, in christlicher Erde niedergelegt hatte, Segen und Gedeihen schenken. — Man sehe, was der so sehr verehrungswürdige, nicht blos durch höheres Talent, sondern auch durch eine, nur ihm eigene Wahrheitsliebe so sehr ausgezeichnete, und daher auch selbst in Angelegenheiten unserer heiligen Kirche nicht selten sehr tief und scharfblickende Professor Luden über Gregor den Siebenten gesagt hat. (Band VIII. Buch 18. Kap. 8. S. 471. und 72.)

9. Gregors Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Grundsätze stützte sich auf eine lebendige, tief aufgegriffene Weltanschauung, auf die Geschichte verflossener Jahrhunderte, auf Aussprüche heiliger Kirchenväter, auf Stellen aus der heiligen Schrift, und zum Theil auf den Glauben seiner Zeit. Alle menschlichen Einrichtungen gehen aus der gegenseitigen Einwirkung der Menschen, die sie machen,

auf die Zeit, und dieser auf jene hervor. Das Bedürfniß solcher Verhältnisse, wie Gregor sie jetzt ordnen wollte, fühlten alle christlich gesinnten und gesitteten Völker, aber über das, was sie fühlten, waren sie noch nicht zu einem klaren Bewußtsein gekommen. Gregors Grundsätze lagen ebenfalls in ihren Seelen, aber nur dunkel und verworren. Gregor, bevor er noch den päbstlichen Stuhl bestiegen, hatte sie in seinem Geiste zu einem vollkommen zusammenhängenden System ausgebildet; und als er dieses jetzt vor den Augen der Völker und deren Häupter entwickelte, und deutlich und klar aussprach, lag auch sogleich die ganze Christenheit zu seinen Füßen. Er befiehlt, und die Monarchen gehorchen; Er gibt ihnen Verweise, und sie erwiedern diese mit demüthigen Entschuldigungen. Bischöfe und Erzbischöfe, mächtige Kirchenfürsten küssen mit Ehrfurcht den Saum seines apostolischen Gewandes; Er ruft sie, und ungesäumt eilen sie zu den Schwellen der Apostel; Er verdammt sie, und sogleich zerbricht in ihren Händen der Bischofsstab, und spurlos verschwinden sie aus der Kirche. Der mohamedanische Fürst Abulfeda, Sultan von Hamath auf der Nordküste von Afrika, staunt ob der Größe Gregors, nennt ihn in seinem Schreiben an ihn den großen Kaliphen aller gegen Abend gelegenen Länder und Städte, und um ihm einen Beweis seiner hohen Achtung zu geben, schenkt er allen Christensclaven in seinem Reiche die Freiheit, und sandte sie ihm nach Rom; und endlich durfte Gregor, und zwar mit der Gewißheit eines vollkommenen Erfolges, es sogar wagen, selbst mit dem Kaiser, nach der damaligen allgemeinen Meinung, über alle Könige der Erde erhaben, einen Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Wäre alles dieses wohl möglich gewesen, hätte nicht Gregors Papalsystem in dem Glauben

der damaligen Christenheit einen festen Boden und sichern Grund gefunden? Gegen die schrankenlose Allmacht des Thrones gab es nur eine sichere Zufluchtsstätte an den Stufen des Altars; und da man dessen nicht wenig froh war; so erhob man nun auch desto lieber die Diener des Altars über die Diener des Thrones.

10. Der heiligen Richtschnur, die sein hoher Geist ihm gezogen, mit unverrücktem Blicke zu folgen, war Gregor schon in dem Augenblicke fest entschlossen, als die Stimme des Volkes, diesmal wahrhaft die Stimme Gottes, ihn auf den apostolischen Stuhl erhob *); und eher hätte unsere, die Sonne umkreisende Erde aus ihrer Bahn weichen können, als Gregor von einem einmal gefaßten Entschluß. Zwar wußte er wohl, daß ein gefahr-, mühe- und sorgenvolles Leben seiner harre, daß Haß und Verfolgung sein Erbtheil seyn, und ein zahlloses Heer grimmiger Feinde von allen Seiten sich gegen ihn erheben werde. Aber alles dieß bekümmerte ihn nicht; denn, wie er sich selbst in mehreren seiner Briefe ausdrückt, „wer auf dem Stuhl des heiligen Petrus sitzt, und an Christi Statt der Welt gesetzt ist, muß jedem Sturm trotzen, jeder Gefahr kühn entgegen treten, jedem Widerstand eine ausdauernde Beharrlichkeit entgegen setzen, durch keinen Unfall, keine Verfolgung, oder irgend ein Bedrängniß sich von seinem heiligen Zwecke ablenken lassen; kurz, er muß kämpfen, streben, harren und dulden, wie auch Christus geduldet hat." — So war Gregor, bevor er noch den römischen Stuhl bestieg; und als die Hand der Vorsehung ihn wirklich

*) Dieses beweisen verschiedene seiner, gleich in den ersten Tagen geschriebener Briefe, besonders Lib. I. ep. 8.

auf diese Höhe gestellt hatte, blieb er unter allem Wechsel der Ereignisse dennoch zu jeder Zeit sich selbst gleich. Groß im Glücke, noch größer im Unglück, stets allen Völkern Christi sichtbarer Statthalter auf Erden.

XIV.

Anfang der Regierung Gregors VII.

1. Gleich nach erhaltener Weihe war Gregor darauf bedacht, vor allem auch die zeitlichen Verhältnisse des römischen Stuhles mit den auswärtigen Mächten zu ordnen, zugleich auch alte, aber in Vergessenheit gekommene Rechte der römischen Kirche wieder geltend zu machen. Mit dem longobardischen Fürsten Landulph VI. machte er den Anfang, ging nach Benevent, ließ sich hier von dem Fürsten huldigen und den Vasalleneid schwören. Von Benevent ging er nach Capua, wo ihm auch der normännische Fürst Richard huldigte und den Eid der Treue in seine Hände ablegte *). Nur der weit mächtigere Robert Guiscard wollte sich dieser Eidesleistung entziehen; aber von dem Pabste in Bann gethan, kam er sehr bald wieder zu besserer Einsicht, und leistete schon im October des folgenden Jahres 1074, wie es aus einem Briefe des Pabstes an die Markgräfinnen Beatrix und Mathildis erhellt, den, dem Pabste schuldigen Eid der Treue **). — Nur diese drei Fürsten

---

*) Die Eidesformel ist nicht ganz dieselbe, welche unter Pabst Nicolaus II. den normännischen Fürsten war vorgelegt worden. Man hatte jetzt noch folgenden, nicht ganz unmerkwürdigen Zusatz beigefügt: „Regi vero Henrico, cum *a te admonitus fuero vel a tuis successoribus*, jurabo fidelitatem; salva tamen fidelitatae sanctae Romanae Ecclesiae." — *Mansi* T. XX. p. 78.

**) Zwei Jahre darauf ward Robert abermals in Bann gethan, weil er nicht nur die Stadt Benevent, ein

waren eigentliche Lehnsleute des Pabstes, und erst ein paar Jahre nachher kam auch König Demetrius von Croatien und Dalmatien hinzu. Gregorius hatte diesem Demetrius die königliche Würde ertheilt, ihn auf einer Versammlung zu Salona durch seine Legaten mit Fahne, Scepter, Schwert und Krone förmlich investirt, und Demetrius zur Entrichtung eines jährlichen Lehntributs sich verpflichtet.

2. Auch noch an mehrere andere Reiche machte er Foderungen, die er theils in uraltem Herkommen, theils in spätern Verträgen gegründet fand. Von Frankreich foderte er den jährlichen Zins, den schon Karl der Große dem heiligen Petrus bezahlt habe. Er schrieb seinen Legaten: sie sollten die Einwohner Frankreichs ermahnen, sogar unter ihrem, dem römischen Stuhle schuldigen Gehorsam ihnen befehlen, daß jedes Haus wenigstens einen Denar alle Jahre dem heiligen Petrus bezahle, wenn sie anders ihn als ihren Vater und Oberhirten anerkennen wollten. Er stützte seine Foderung auf eine Constitution Karls des Großen, der zu Folge alle Jahre zwölf hundert Pfund zum Besten der römischen Kirche an drei Orten seines Reiches gesammelt wurden. Die Urkunde darüber, sagt Gregor, befinde sich in dem römischen Archiv. Auch Sachsen habe Karl der Große

---

päpstliches Lehen, sondern noch andere dem Kirchenstaat gehörige Städte, und unter diesen auch die Stadt Fermo belagert hatte, zudem auch heimliche Unterhandlungen mit König Heinrich gepflogen haben sollte. Roberts völlige Aussöhnung mit dem Pabste hatte erst im Jahre 1080 bei einer mündlichen Unterredung zu Aquino Statt. Robert leistete Genugthuung, Gregor lößte ihn vom Banne, und das Band der Einigung ward unter ihnen nur noch fester als je geknüpft.

dem heiligen Petrus, durch dessen Beistand er das Land erobert, zum Opfer dargebracht *).

3. Schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts ward von dem eben so tapfern, als weisen und religiösen König Ina, nachdem er viele Eroberungen über die Britten gemacht und das Königreich Sussex sich unterworfen hatte, auf einer Wallfahrt nach Rom der Peterspfennig gestiftet, und auf das Reich Mercia hatte König Offa, um den an König Ethelbert begangenen Mord zu sühnen, den Romescot (ebenfalls eine an den heiligen Petrus nach Rom zu bezahlende Abgabe) gelegt. Als England endlich nur einem Herrn gehorchte, wurden beide nach Rom jährlich zu sendende Abgaben unter dem gemeinsamen Namen: Peterspfennig begriffen, und bis zum Anfange des viele Jahre dauernden dänischen Krieges auch richtig entrichtet. Als Cnut der Große den englischen Thron bestiegen hatte, erneuerte er auch wieder während seiner Anwesenheit in Rom den Peterspfennig, dessen Entrichtung jedoch abermals seit einigen Jahren war unterbrochen worden. Da Gregor sich verpflichtet fühlte, dem römischen Stuhle alle ihm zustehende, aber in Vergessenheit gerathene, oder völlig verloren gegangene Rechte wieder zu verschaffen, so foderte er nun auch jetzt den, auf Schenkungsurkunden und uraltem Herkommen beruhenden jährlichen Zins. Der König und die Nation fanden die Foderung gegründet, und der St. Peterspfennig floß nun wieder regelmäßig in die äußerst erschöpfte und in sehr dürftigen Umständen sich befin-

*) Idem vero magnus Imperator (Carolus) Saxoniam obtulit beato Petro, cujus eam devicit adjutorio, et posuit signum devotionis et libertatis, sicut ipsi Saxones habent scriptum, et prudentes illorum satis sciunt. — Lib. VIII. cap. 23.

dende apostolische Kasse. — Eine andere Foderung Gregors an den König, nämlich daß dieser ihm auch einen Eid der Treue leisten sollte, wieß Wilhelm als eine Neuerung zurück. Beinahe offenbar, möchte man sagen, lag dieser Weigerung des Königes ein Mißverständniß zum Grunde. Wahrscheinlich deutete Wilhelm die Foderung des Pabstes in einem ganz andern Sinne, als in welchem derselbe sie verstanden wissen wollte. Da ein unseliges Schisma die Kirche verwirrte, schismatische Bischöfe sich in Concilien vereinten und conciliarische Beschlüsse ergehen ließen, so wollte eigentlich Gregor blos, daß der König durch einen Eid sich verpflichte, keine andere kirchliche Autorität, als die des römischen Stuhles anzuerkennen. Daß Gregor hier auch nicht von weitem an einen förmlichen Lehnseid dachte, ist so klar als das Licht der Sonne.

4. Weit nähere Ansprüche, wie es scheint, machte Gregor auf die Königreiche Spanien und Ungarn. In das Erstere sandte er den Kardinal Hugo als seinen Legaten, und schrieb den Spaniern: „Es „wird Euch bekannt seyn, daß das Königreich Spa„nien, von den ältesten Zeiten an (ab antiquo), „ein Eigenthum des heiligen Petrus gewesen, und „auch jetzt noch, obgleich es in den Händen der „Ungläubigen ist, dem päbstlichen Stuhle allein ge„höre *); denn was einmal eine Kirche rechtmäßig

*) Wahrscheinlich stützte Gregor seine Foderung auf die Schenkung Constantins des Großen, denn eine andere historische Grundlage wäre für dieselbe nicht leicht zu finden. Da aber die römischen Canonisten noch im vierzehnten Jahrhundert an die constantinische Schenkung glaubten, so ist es gewiß Gregor und seinem Zeitalter nicht zu verargen, wenn sie ebenfalls an der Aechtheit derselben nicht zweifelten.

„erworben, davon kann ihr zwar eine Zeit lang „der Gebrauch entzogen, aber nie das Recht, als „nur mit ihrer eigenen Einwilligung, genommen wer„den.“ Gegen das Ende dieses Schreibens sagt endlich der Pabst noch: „Jedermann soll wissen, „daß, wenn irgend Einer sich zu einem Zuge gegen „die Saracenen in Spanien rüsten, und Eroberungen „über sie machen wollte, ohne jedoch vorher von „dem Lande, welches er ihnen entreissen würde, sich „zur Entrichtung des, dem heiligen Stuhle schuldi„gen Zinses verpflichtet zu haben, Er, der Pabst, „es demselben sogar verbieten werde; indem „die römische Kirche nicht gesonnen sey, das, was „sie von Heiden hätte leiden müssen, auch noch von „ihren eigenen Söhnen zu dulden.“ Aber auch diese Foderung scheint keine Neuerung von Seite Gregors gewesen, sondern vielmehr schon in dem Glauben der damaligen Zeit gelegen zu seyn; denn nicht lange vor dem Ableben Papstes Alexanders II. hatte schon ein französischer Graf von Rocejo sich zu einem Zuge gegen die spanischen Saracenen gerüstet, jedoch bevor er denselben antrat, erst von dem Pabste die Erlaubniß dazu begehrt, die ihm auch nur unter der Bedingung gegeben ward, daß er alles Land, was er den Ungläubigen abnehmen würde, blos durch die Autorität des römischen Stuhles besitzen, daher auch an denselben einen jährlichen Zins entrichten sollte. Sehr großes Aufsehen kann dieses päbstliche Schreiben in Spanien nicht gemacht haben, denn wir finden, daß König Ramiro von Arragonien und Navarra sein Reich wirklich unter die päbstliche Oberherrlichkeit stellte und Gregor einen jährlichen Zins dafür entrichtete.

5. An König Salomon von Ungarn, Heinrichs IV. Schwager, schrieb Gregor: „Von den Ael-

„testen deines Reiches wirst Du erfahren können, „daß das Königreich Ungarn der römischen Kirche „gehöre, der es König Stephan der Heilige mit „allen seinen Rechten geschenkt, und andachtsvoll „übergeben hat.“ — In einem andern Schreiben an König Geisa, Salomons Gegner, sagt der Pabst, der Letztere habe sein Reich blos zur Strafe dafür verloren, daß er es von dem deutschen Könige zu Lehen genommen, und eben dadurch sey Salomons Recht zur ungarischen Krone nun an ihn, den Geisa, übergegangen. — Es möchte sehr mißlich seyn, behaupten zu wollen, daß König Stephan sein Reich, ganz in dem strengen buchstäblichen Sinn des Wortes, der römischen Kirche geschenkt habe, so daß er und seine Nachkommen bloße Lehnsleute des Stuhles in Rom gewesen wären. Allem Ansehen nach war es nur eine Ceremonie, wodurch der fromme König seine ganz vorzüglich große Ehrerbietung gegen den Fürsten der Apostel, so wie auch gegen Jenen kund geben wollte, der damals auf dem Stuhle desselben saß. Da aber Stephan bei dem römischen Stuhle um die königliche Würde und königlichen Titel nachsuchte, auch Pabst Sylvester II. ihm beides ertheilte, zugleich in der Person seines Gesandten ihm eine Krone überreichte, und noch mehrere, andern Monarchen nicht zustehende, kirchliche, sogar apostolische Rechte hinzufügte; so möchte es doch wohl scheinen, daß durch alles dieses, besonders da die Ueberreichung der Krone einer Art von Investitur nicht ganz unähnlich sieht, ein gewisses, etwas näheres Abhängigkeitsverhältniß der ungarischen Könige von dem apostolischen Stuhle könnte gegründet worden seyn. Aus welchem Gesichtspunkt Gregor es ansah, läßt sich jetzt nach achthundert Jahren nicht mehr mit Bestimmtheit sagen. Aber gewiß würde er in vorkommenden Fällen größere Beweise der Ergeben-

heit und Anhänglichkeit von einem ungarischen Könige, als von den übrigen Monarchen, zu erwarten sich berechtiget geglaubt haben. — Von Böhmen erhielt Gregor ebenfalls einen jährlichen Zins von zwölfhundert Mark Silber. Die Zahlung desselben war jedoch nicht die Folge einer, diesfalls von dem Pabste an die Böhmen gestellten Foderung, sondern, wie es sich aus einem päbstlichen Schreiben an den Herzog Wratislav ergibt, eine Wirkung der persönlichen Ehrerbietung des Herzoges gegen den apostolischen Stuhl, daher auch Gregor in einem andern Schreiben ihm großes Lob ertheilt, aber doch zugleich auch ermahnt, in seiner Ehrerbietung gegen den heiligen Petrus, und Leistung des Versprochenen (Zinses) auch fernerhin standhaft zu beharren.

6. Daß Gregor die Kaiserwürde als ein Lehen des römischen Stuhles betrachtete, daran ist gar nicht zu zweifeln. Aber lange schon vor der Erhebung Gregors war dieß die Ansicht der bedeutendsten und gelehrtesten, dem römischen hohen Clerus angehörenden Männer. Niemand hat es so deutlich und unumwunden ausgesprochen, als der Cardinal Petrus Damiani in einem Schreiben an den Pabst Alexander II. In ihren Grundsätzen stimmten Gregor und Damiani vollkommen mit einander überein; nur in der Wahl der Mittel, die zu dem ausgesteckten Ziele führen sollten, wichen sie bisweilen von einander ab. Was nun Damiani an Alexander schrieb, war unstreitig auch die Meinung Gregors. Aber in diesem Briefe, in welchem Damiani Christum redend einführt, läßt er denselben Folgendes zu dem Pabste sprechen: „Ich habe deinen Händen die Schlüssel „meiner allgemeinen Kirche übergeben, und dich zu „meinem Statthalter über dieselbe geordnet. Doch „dieß ist noch nicht genug; ich habe auch noch Monar-

„chien hinzugefügt; ja sogar, wenn der Königs-
„thron erlediget ist, Dir alle Rechte des gan-
„zen erledigten Reiches überlassen" *). —
Ist aber die Kaiserwürde ein päbstliches Lehen, so folgt auch daraus, daß es nach dem Tode eines Kaisers wieder an den Pabst zurückfällt, und dieser dann die Kaiserkrone dem geben kann, welchen er für den würdigsten hält. — Dieß war jedoch abermals weder eine neue Erfindung Gregors, noch eine bloße Fiction desselben. Schon Karls des Großen erste Nachfolger, die Söhne Ludwigs des Frommen, haben dieses Recht, wie die Leser sich erinnern werden, anerkannt, und auch in Beziehung auf das Kaiserthum es sich zur Richtschnur ihrer Politik an dem römischen Hofe gemacht. — Daß Gregor, besonders wenn der damalige Zustand der Kirche und aller christlichen Völker recht lebhaft vor seine Seele trat, ein, dem Lehnverhältniß ziemlich ähnliches, jedoch nicht so schraff gespanntes und drückendes Abhängigkeitsverhältniß aller weltlichen Mächte von der Schlüsselgewalt des heiligen Petrus nicht blos für höchst wünschenswerth hielt, sondern es auch in der Natur eines Reiches Gottes, das heißt, einer aus lauter christlichen, christlich denkenden und christlich gesitteten Völkern bestehenden, großen christlichen europäischen Staatenrepublik vollkommen gegründet fand: daran möchte wohl schwerlich, vermöge der hohen Begriffe, die er von der Schlüsselgewalt hatte, noch einen Augenblick zu zweifeln seyn. Aber auch davon konnte nichts weniger als eine Beschränkung der Souverainetät der Monarchen in ihren Staaten eine Folge seyn; nur der schnöden, unchristlichen

---

*) ——— immo sublato rege de medio totius Romani imperii vacantis tibi jura permisi. *Petr. Dam.* T. I. ep. 5.

Willkühr, und einem, dem Geiste der Monarchie wie des Christenthums völlig fremden Despotismus wird dadurch eine heilsame Schranke gesetzt. Auch findet sich nicht die mindeste Spur, daß Gregor sich in die innere Verwaltung irgend eines Staates einen Eingriff erlaubt habe. Gewöhnlich läßt er nur seine belehrende, oder ermahnende, bisweilen sogar bittende Stimme hören, wie z. B. in seinem Briefe an den Herzog von Böhmen, wo er für dessen Neffen sich verwendet, der, wie Gregor sagt, nach Rom gekommen sey und den Stuhl des heiligen Petrus um dessen Vermittelung bei seinem Oheim, dem Herzog, angefleht habe. — Erklärt auch Gregor in jenem so merkwürdigen Schreiben an Hermann von Metz, daß, weil über das Geistliche als Richter gesetzt, er es auch um so mehr über das Weltliche wäre; so bezog er das Letztere doch offenbar blos auf solche Fälle, wo Fürsten gegen Fürsten, Völker gegen Völker bei dem römischen Stuhle Klage führen, bei ihm Schutz und Hülfe suchen, und auf solche Weise selbst ihn zum Richter wählen. — Wenn jeder Verein eines Mittelpunktes bedarf, so würde gewiß — was aber jetzt die traurige, im sechzehnten Jahrhundert eingetretene große Christen- und Kirchenspaltung für immer nnmöglich macht — für einen allgemeinen, einem Jeden seinen Besitzstand gewährenden und schützenden, christlichen Staatenverein Rom der festeste, würdigste und heiligste Mittelpunkt seyn. — Ob aber bei einem solchen Verhältniß zwischen Kirche und Staat, zwischen päbstlicher und weltlicher Gewalt, wie Gregors großer Geist es erfaßt hatte, und immer noch mehr auszubilden suchte, nicht auch das zeitliche wie ewige Wohl der Völker ungemein gefördert, die Rechte der Monarchen, wie die Freiheiten der Völker noch unerschütterlicher befestiget, alle geistigen Kräfte ungleich mehr

geweckt, alle christlichen Staaten ihrer wahren Bestimmung viel näher gebracht und endlich auch allen Verträgen und Friedensschlüssen weit breitere Unterlagen gegeben worden wären; kurz, ob nicht Kirche und Staat, wie jeder Socialzustand, mit einem Worte die gesammte Menschheit in allen ihren Beziehungen dabei gewonnen haben würde: alles dieß wollen wir dem eigenen Ermessen eines jeden unserer Leser überlassen. Nur möchten wir bitten, ja nicht mit einem Compendium des Staats- und Kirchenrechts unserer Zeit in der Hand, Gregor VII., seine Ideen und Handlungsweise beurtheilen zu wollen.

7. Den König Heinrich behandelte der Pabst anfänglich mit der größten Milde und Freundlichkeit; ohne Uebertreibung kann man sagen: er kam ihm mit der Zärtlichkeit eines Vaters entgegen. Gregor sah sehr wohl ein, daß ihm in Ausführung seiner großen Entwürfe Heinrich ungemein behülflich seyn, aber auch, wenn er wollte, ihm hemmend entgegentreten könnte. Der Wunsch des Pabstes war es also, daß der junge König das Benehmen seines großen Vaters, Heinrichs des Dritten, zum Vorbilde nehmen; und so wie dieser stets im vollkommensten Einklang mit den Päbsten seiner Zeit in allen kirchlichen Angelegenheiten handelte, nun auch Heinrich IV., besonders weil dessen Jugend noch eines Führers bedurfte, sich seiner, nämlich des Pabstes Leitung überlassen möchte. Wohl mochte Gregor schon vieles von Heinrichs jugendlichen Thorheiten und Ausschweifungen gehört haben; aber er war viel zu einsichtsvoll, kannte zu gut die Welt und die Menschen, als daß er von den vielen, von Heinrichs grimmigen Gegnern und Feinden, besonders in Beziehung auf die Irreligiosität des jungen Fürsten, ausgestreuten und von der Leichtgläubigkeit gie-

rig verschlungenen Gerüchten auch nur den zehnten Theil hätte glauben sollen. Weit entfernt also, den jungen Monarchen für jede Belehrung und sanfte Ermahnungen unempfänglich zu halten, suchte er im Gegentheil auf alle Weise dessen Vertrauen zu gewinnen, und seine Hoffnungen wurden noch um vieles gesteigert, als er bald nach seiner Erhebung von Heinrich einen Brief erhielt, der, wegen des darin herrschenden kindlichen und zutrauungsvollen Tones, seinem Herzen ungemein wohl that. In diesem Briefe klagt Heinrich sich selbst an, daß er theils aus jugendlichem Leichtsinn, theils auch verführt durch untreue, nur seinen eigenen Thorheiten schmeichelnde Rathgeber, sich gewaltsame Eingriffe in die Güter und das Eigenthum der Kirche erlaubt, auch sogar Kirchenämter und kirchliche Würden an unwürdige Simonisten verkauft *), und überhaupt der Kirche und

*) Man sieht, Heinrich nahm hier Alles auf sich, was unter seinem Namen, und vielleicht oft ohne sein Wissen geschehen war. Von der Zeit an, da Heinrich wirklich selbst herrschte, weiß die Geschichte kein einziges Bisthum zu bezeichnen, welches der König zu seinem eigenen Nutzen verkauft hätte. Im Gegentheil haben wir gesehen, daß er der Absetzung einiger auf simonistischem Wege, wahrscheinlich durch Bestechung der königlichen Umgebungen, zu ihren Würden gelangten Aebte und Bischöfe nicht die mindeste Schwierigkeit entgegensetzte. Zwar hatte der Bischof Hermann von Bamberg sich durch Simonie befleckt; dieß war notorisch. Dieses Verbrechens wegen hatte ihn auch schon Pabst Alexander II. nach Rom berufen, jedoch nach einem ihm ertheilten sehr scharfen Verweis wieder als Bischof entlassen — (erst von Gregor ward er seines bischöflichen Stuhles wirklich entsetzt). — Aber zur Zeit, als Hermann nach dem Tode seines Vorfahrers, des Bischofs Günther, der, wie wir wissen, auf der Rückreise von seiner Wallfahrt nach Palästina in Ungarn starb, das Bisthum erkaufte, zählte Heinrich kaum noch fünfzehn Jahre, und ward damals

dem Priesterthume nicht die ihnen gebührende Ehre erzeigt habe. Aber nun habe er sich eines Besseren besonnen. Er bekenne alle seine Fehler dem heiligen Vater, bitte denselben um Verzeihung, um Rath und Beistand. Was die mailändische Kirche betrifft, so werde er, sagt Heinrich, diese wichtige Angelegenheit ganz der Autorität des Pabstes überlassen, indem nur dieser, und nicht er, der König, Kirchen zu ordnen und zu verbessern befugt sey. — Ueber diesen Brief war der Papst ungemein erfreut. Gregor gestand selbst, daß er voll Süßigkeit und Gefühlen kindlichen Gehorsams sey*). — Man kann zwar nicht in Abrede stellen, daß höchst wahrscheinlich die gefahrvolle Verwickelung, in welche Heinrich damals mit den Sachsen verstrickt war, sehr großen Antheil daran hatte, und daß der König es für jetzt noch seinem Interesse angemessen gehalten haben mag, seine wahren, dem Pabste nichts weniger als sehr günstige Gesinnungen hinter süße Worte und geheuchelte Empfindungen zu verstecken. Ueberhaupt kann man nicht leugnen, daß Heinrich von dem Augenblicke an, da er mit Gregor in Berührung kam, Mißgriffe auf Mißgriffe machte, von einem Fehler in den andern gerieth und endlich selbst

---

blos dem Namen nach als volljährig, selbstständig und selbstherrschend betrachtet. — Wohl möglich, daß die Bischöfe, welche den königlichen Brief aufsetzten, Heinrich vorsätzlich so sprechen ließen, damit andere dadurch von aller Schuld los und frei wurden.

*) In seinem Schreiben an Erlembald von Mailand (L. I. ep. 25.) sagt Gregor: Henricum regem praeterea scias *dulcedinis* et obedientiae plena nobis verba misisse, et talia qualia ipsum neque antecessores suos recordamur Romanis Pontificibus misisse. — Gegen die Aechtheit des von Heinrich an Gregor geschriebenen Briefes hat man in neueren Zeiten mancherlei Einwendungen erhoben, die aber auf so schwachen und seichten Gründen beruhen, daß wir ihrer hier zu erwähnen für überflüssig halten.

zu Verbrechen hingerissen ward: leider! traurige Folgen jenes Mangels an religiösem und kirchlichem Sinne, der offenbar blos seiner verkehrten Erziehung, und zum Theile auch dem Beispiele der in seiner frühern und frühesten Jugend ihn umgebenden, völlig verweltlichten Bischöfe zuzuschreiben ist. — Aber Gregors argloses Herz ahnete für jetzt noch nicht Heinrichs künftige Treulosigkeit. Er fuhr fort in seinen Briefen wie ein zärtlich besorgter Vater zu einem, seinem Herzen theuern Sohn zu sprechen. In einem derselben sagt er ihm sogar, daß, da er gesonnen sey, sobald nur die dringendsten seiner vielen Geschäfte es ihm erlauben würden, an der Spitze eines christlichen Heeres das Meer zu überschiffen und die orientalischen Christen, unsere Brüder, von dem harten, von den seldschuckischen Türken ihnen auferlegten Joch zu befreien, er während seiner Abwesenheit die Kirche Heinrichs Schutze und dessen über derselben waltenden Wachsamkeit anvertrauen werde. Kurz, Heinrichs reuvoller und demüthiger Brief, den derselbe gegen das Ende des Jahres 1073 geschrieben hatte, schien Gregor ein sicheres Unterpfand des künftigen Gehorsams des jungen Monarchen, so wie dessen kräftiger Mitwirkung zu der so durchaus nothwendigen und heilsamen Reform der Kirche, und so schritt nun der Papst, und zwar rascher, als es vielleicht menschliche Klugheit hätte erlauben mögen, zu Vollbringung des schweren Werkes, das er sich längst schon zu seiner heiligsten Aufgabe gemacht hatte.

XV.

Ehelosigkeit der Geistlichkeit und Anfang des Investiturstreites.

1. Kauf und Verkauf geistlicher Würden, überhandgenommene Unkeuschheit des Clerus, Trennung

der orientalischen Kirche von der allgemeinen Kirche in Rom und die Noth der morgenländischen Christen unter dem unerträglichen Joch der Seldschucken waren die schweren Uebel, welche die große Gemeinde, deren Oberhaupt Gregor VII. jetzt war, darnieder drückten, das fromme Herz des Pabstes schmerzhaft zerrissen, aber eben daher auch, wie in der Folge bei jeder steigenden Gefahr seinen Muth nur noch mehr erhöheten. Indessen konnte Gregor mit den Leiden des christlichen Orientes und deren Abhülfe unmöglich sich sehr thätig beschäftigen, so lange noch die abendländische Kirche, gleichsam über und über mit Pestbeulen bedeckt, in Sünde und Schande versunken war, und Räuber und Unkeusche in dem Heiligthum standen, es schändeten und allen Gläubigen ein Gegenstand des Anstoßes und des Aergernißes waren. — Gleich in dem folgenden Jahre nach seiner Erhebung berief also Gregor ein Concilium auf den ersten Sonntag in der Fasten nach Rom. Fünfzig Bischöfe wohnten diesem Concilium bei, auch eine Menge Priester und Aebte. Sämmtliche italiänische Bischöfe, besonders die Longobardischen, waren dazu eingeladen, jedoch nicht alle erschienen. Auch die beiden Markgräfinnen Beatrix und Mathilde sollen durch ihre Gegenwart abermals einen Beweis ihrer Anhänglichkeit an die römische Kirche gegeben haben. Die Acten dieses Conciliums sind nicht auf uns gekommen; aber ein Brief Gregors an den Bischof Otto von Constanz enthält im Auszuge das Wesentlichste der auf diesem Concilium gepflogenen Verhandlungen. Die beiden Grundübel, welche den beinahe völligen Verfall der Kirche herbeigeführt hatten, in ihren Wurzeln zu tilgen, war der Hauptzweck des Pabstes auf dieser Synode. Alle gegen die Simonie und die Unkeuschheit der Geistlichen, nämlich gegen Priesterehen oder Concubinat, seit den Zeiten des Pabstes Leo IX. ergan-

genen Verordnungen wurden demnach erneuert, erweitert und noch mehr geschärft. Käufer und Verkäufer geistlicher Würden und Aemter wurden mit dem Banne belegt. Wer die Weihe oder ein geistliches Amt um Geld oder irgend einen andern Preis erhalten hat, soll von allen gottesdienstlichen Verrichtungen entfernt gehalten, und wer um irgend einen zeitlichen Preis eine Kirche erhalten, dem soll dieselbe wieder genommen werden *). Kein Priester, Diacon oder Subdiacon soll mehr zu den heiligen Weihen zugelassen werden, bevor er nicht lebenslängliche Enthaltsamkeit gelobt hat. Diejenigen Priester, Diacone und Subdiacone, welche wirklich verheirathet wären, oder mit Concubinen lebten, sollen entweder sogleich ihre Frauen oder Concubinen entlassen, oder ihre geistlichen Aemter niederlegen. Endlich ward auch noch den Laien gebo-

---

*) Der heilige Petrus Damiani gibt drei verschiedene Arten der Simonie an. Die Erste und sündhafteste ist, wenn man für Geld ein geistliches Amt sich förmlich kauft. Die Zweite, wenn man durch Versprechung vor oder nachher zu leistender Dienste das kirchliche Amt erhält; und die Dritte, wenn man durch knechtische Unterwürfigkeit, durch Schmeichelei und alle dahin gehörende Künste die Gunst eines Großen und durch diese dann endlich auch eine einträgliche Pfründe sich zu verschaffen sucht. — Die beiden letzten möchten leider gar wohl auch noch heute zu Tage im Gange seyn, besonders die zweite; denn wie oft wird nicht jungen, wissenschaftlich gebildeten Geistlichen eine Pfarrei blos unter der Bedingung zugesagt, daß sie vorher noch einige Jahre in dem herrschaftlichen Hause, das jene zu vergeben hat, eine, mit ihrem Berufe nur höchst selten verträgliche, sie gewöhnlich erst recht verweltlichende Hofmeisterstelle übernehmen müssen: eine offenbare Simonie, nur unter einer dem Scheine nach etwas ehrbaren Hülle.

ten, daß, wenn ein Priester sich diesen Vorschriften nicht fügen und sogar sich erkühnen würde, das heilige Opfer darzubringen, sie weder diesem beiwohnen, noch die Sakramente von demselben empfangen sollten *). Gegen Simonie und die Unenthaltsamkeit des Clerus waren zwar bisher von allen Päbsten, von Leo IX. anfangend, ähnliche Verordnungen erlassen worden. Aber mit wenigen Ausnahmen war dennoch alles beim Alten geblieben. Nach wie vor wurden Weihen gekauft und verkauft; und die Anzahl der in der Ehe oder in dem Concubinate lebenden Geistlichen nahm in allen Ländern eher zu als ab. — Ganz anders ging daher jetzt Gregor zu Werke. Nach allen Ländern eilten sogleich nach Beendigung des Conciliums päbstliche Legaten, um über genaue Befolgung der in dem Concilium gefaßten Beschlüsse zu wachen, und jedem Widerstand, den sie finden würden, mit Ernst und apostolischer Strenge zu begegnen. Er selbst schrieb an Erzbischöfe, Bischöfe, selbst an einige Fürsten und vornehme Laien eine

*) Dieses ward von den Vertheidigern der beweibten Priester, namentlich von Siegbert von Gemblours, so gedeutet, als wenn der Pabst die, von beweibten Priestern ertheilten Sakramente, mithin auch die bei dem heiligen Meßopfer durch sie geschehene Consecration für ungültig erklärt habe. Aber davon war Gregor weit entfernt. Er wollte dadurch nur jene Geistlichen, die ihr eigenes Gewissen und der ihnen geziemende Gehorsam gegen den römischen Stuhl nicht bewegen möchten, sich seinen Verordnungen zu fügen, wenigstens durch die Schande und die Schmach, mit der sie sich in den Augen der Welt bedecken würden, dazu zwingen; besonders da ohnehin aller Orten, wie wir schon in Mailand und in noch andern Städten Italiens gesehen haben, das Volk sich nach einem reineren und heiligeren Priesterthum sehnte, und den mit Weibern lebenden Geistlichen im höchsten Grade abhold geworden war.

Menge Briefe, in welchen er sie auf das dringendste bat und ermahnte, auch ihnen unter Androhung der schärfsten Kirchencensuren befahl, die Decrete in ihren Diöcesen ohne Verzug und ohne irgend eine schonende Rücksicht in Vollzug zu setzen.

2. Daß mehr als gewöhnliche Reinheit und vollkommene Enthaltsamkeit der Diener des Altars schon aus der Heiligkeit ihres Dienstes, wie aus dem Geiste der Religion Jesu hervorgehe, daß Beides sogar auf Stellen aus der heiligen Schrift sich stütze, daß selbst, bevor noch päbstliche Decrete und Concilienbeschlüsse den Cölibat der Geistlichen zu einem allgemein gültigen Gesetz erhoben hatten, schon an vielen Orten das Volk, durch sein natürliches Gefühl geleitet, die verheiratheten Priester floh und jedem von ihnen gehaltenen Gottesdienst nicht beiwohnen wollte; daß auch, nach dem Zeugniß des heiligen Hieronymus, die Kirchen des Orients, Egyptens und die dem römischen Stuhle unmittelbar unterworfenen Kirchen längst schon vor den Concilien von Arles und Nicäa*) keine Andern zu Geistlichen wei-

---

*) Das Concilium von Nicäa ward in dem Jahre 325 gehalten. Ungefähr sechs bis acht Jahre früher finden wir die Concilien von Ancyra, Neocäsarea und Arles. Auf allen diesen Concilien wurden Canons gegen die Ehen der Priester, Diaconen und Subdiaconen erlassen. Jenes von Neocäsarea verordnet, daß, wenn ein Diacon zur Ehe schreiten würde, man ihn sogleich seines Amtes entsetzen sollte. Auf dem allgemeinen Concilium von Nicäa standen die versammelten Väter, und zwar sämmtlich mit einander übereinstimmend, schon im Begriffe zu verordnen, daß auch Jenen, welche vor Erhaltung der heiligen Weihen verheirathet waren, ihre Frauen sollten genommen werden. Durch Paphnutius, einen heiligen Bekenner, der bei allen Bischöfen des Orients

heten, als solche, welche ledig, oder wenn sie verheirathet waren, sich zu völliger Entsagung eidlich verpflichteten, ja daß selbst, wie der heilige Epiphanius versichert, keiner auch nur das Subdiaconat, ohne diese Verpflichtung vorher eingegangen zu seyn, erhalten konnte; daß ferner unter der Geistlichkeit die schreckliche Unsitte des Concubinats zuerst in Deutschland aus der, von der bischöflichen Geistlichkeit völlig verschiedenen und der Jurisdiction der Bischöfe entzogenen Herrschaftsgeistlichkeit ausging, durch der Bischöfe Mangel an Wachsamkeit, oder oft auch durch deren sträfliche Nachsicht, sehr bald unter der Pfarrgeistlichkeit ebenfalls einriß *), die, auf das Beispiel jener sich stützend, nun öffentlich sich verehelichten und Kinder zeugten, und daß, unter der ungeregelten Regierung des lasterhaften Benedikts des Neunten, endlich selbst die bis dahin rein erhaltenen Kirchen Italiens sich nach und nach ebenfalls mit allen Lastern der Unkeuschheit befleckten: über alles dieses haben wir unsern Lesern schon in frühern Bänden und an mehrern Orten die vollständigsten und befriedigendsten Aufschlüsse gegeben. Eregors Decrete enthielten demnach keine Neuerungen. Was der Pabst foderte, war blos Befolgung und Handhabung uralter, wahrhaft heiliger, dem Priesterthum geziemender Gesetze, ihm überliefert von der

---

wie des Occidents in sehr großem Ansehen stand, ward dies zwar für jetzt noch verhindert; aber dafür nun bald der ohnehin in mehrern Kirchen schon herrschende Gebrauch, daß, wenn nämlich ein Verheiratheter die heiligen Weihen verlangt, er vorher zur Enthaltsamkeit sich verpflichten und versprechen mußte, mit seiner Frau wie Bruder und Schwester zu leben, in allen Kirchen eingeführt und zur beständigen Richtschnur gemacht.

*) Man sehe den achtzehnten Band unserer Fortsetzung; Abschnitt XIII. §§. 2. 3 und 4.

Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums, und fest wurzelnd in einer Menge von Concilienbeschlüssen, wie auch Decretalen *) vieler seiner heiligen Vorfahrer auf dem Stühle des heiligen Petrus.

3. Es ist daher wahrhaft gar nicht zu begreifen, wie diese Decrete Gregors jetzt in allen Ländern eine so entsetzliche Bewegung, eine so furchtbare Aufregung veranlassen konnten. Der Pabst ward mit Schmähungen überhäuft. Man nannte ihn einen Ketzer, einen Tyrannen, einen Mann, dessen Herz den zartesten Naturgefühlen verschlossen wäre. Auch die Väter, Mütter und Brüder der Frauen von Geistlichen, die jetzt entlassen werden sollten, erhuben ein nicht minder jammerndes Geschrei; beinahe alle Stände und Klassen von Menschen nahmen daher an der furchtbaren, durch alle Länder gehenden Bewegung Theil, und selbst Geistliche traten auf und suchten durch viele, hier ganz falsch angewandte Schriftstellen, die Rechtmäßigkeit der Ehen

---

*) Besonders merkwürdig in dieser Hinsicht ist der, von dem heiligen Pabst Siricius, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts blühete, an den Bischof von Taracon erlassene Decretalbrief. — Mit diesem Decret des Siricius an die spanischen Bischöfe beginnt auch die große Decretalensammlung. Alle früher von Päbsten vorgeblich erlassene Decrete werden, weil theils als offenbar unächt, theils auch als höchst zweifelhaft allgemein anerkannt, nicht angenommen. Ueber die, auf dem ersten von Gregor dem Siebenten in Rom gehaltenen Concilium, gefaßten Beschlüsse hat ein Ungenannter, wahrscheinlich ein Geistlicher aus dem Kloster von Weingarten, eine apologetische Abhandlung geschrieben, die, weil wahrhaft belehrend, auch allgemein empfohlen zu werden verdient. Man findet sie bei Mansi, T. XX. p. 404 — 431.

der Geistlichkeit, und daher auch die Ungültigkeit der erlassenen Decrete und die darin liegende ketzerische Ungerechtigkeit des harten Pabstes zu beweisen *). Ueberall kam es nun bald zu den heftigsten und gewaltsamsten Auftritten. Auf die, von dem Pabst an den Erzbischof Siegfried von Mainz ergangene Auffoderung, setzte derselbe den Geistlichen seiner Erzdiöcese einen Termin von sechs Monaten. Während dieser Zeit sollten sie sich bedenken und freiwillig thun, was doch am Ende werde geschehen müssen; diese sechs Monate über könnten sie jedoch ihre Frauen beibehalten. Sobald der gegebene Termin verflossen war,

---

*) Einer der ersten Tummelplätze, auf welchen die Vertheidiger der Priesterehen sich überall herumtrieben, war der Spruch des Apostels Paulus: „Wer sich nicht enthalten kann, der heirathe. Es ist besser heirathen als Brunst leiden." — Dagegen hatte der Pabst gar nichts. Was er wollte, war blos, daß die, welche Brunst leiden, nicht in den geistlichen Stand treten sollten. — Eben so ward auch eingewendet, daß, da der Pabst von den Priestern eine, die Kräfte der menschlichen Natur übersteigende Reinheit verlange, nun bald alle Kirchen verödet stehen und Gregor und seine Nachfolger gezwungen seyn würden, Engel vom Himmel kommen zu lassen, und diesen die erledigten kirchlichen Aemter zu ertheilen. Aber die, ununterbrochen durch alle Jahrhunderte hindurch so ungemein zahlreiche Schaar heiliger Anachoreten, Mönche und Ordensgeistlichen beweißt doch sonnenklar, daß es zu allen Zeiten Männer gab, die das knechtische Joch unter der Herrschaft roher Sinnlichkeit abzuwerfen vermochten, auch von Oben die Gnade dazu erhielten und daß demnach — da es ein dringendes, durchaus nothwendiges Bedürfniß unserer heiligen Kirche ist — es auch für die Zukunft und bis an das Ende der Welt eine Menge Solcher geben wird, die jenes Wort, welches nicht alle Menschen begreifen, dennoch mit der Gnade Gottes sehr gut begreifen werden.

berief der Erzbischof seine sämmtliche Geistlichkeit zu einer Synode nach Erfurt. Mit allem Nachdruck erklärte er nun seinen zahlreich versammelten Geistlichen, sie müßten jetzt entweder von ihren Frauen sich trennen und lebenslängliche Enthaltung geloben, oder auf ihre geistlichen Würden und Aemter verzichten. Aber nun entstand ein furchtbarer Tumult. Man schrie, zankte, schmähete den Papst und erklärte seine Decrete für gesetzwidrig, unsinnig und daher für ungültig und kraftlos. Als aber trotz di m tumultuarischen Geschrei Siegfried standhaft da.auf bestand: man müsse sich unbedingt dem Gebote des römischen Stuhles unterwerfen, begehrten die Erlaubniß, den Versammlungssaal verlasse: zu dürfen, um sich mit einander darüber zu besprechen. Gerne ward ihnen diese Erlaubniß gegeben. Aber kaum waren sie aus den Augen des Bischofes, als sogleich die unerhörtesten Anträge gemacht wurden. Einige schlugen vor, man müsse gar nicht mehr in den Saal zurückkehren; jeder sollte nach Hause gehen, so daß gar kein Beschluß gefaßt werden könnte. Andere, die sich klüger dünkten, gaben den Rath, wieder in den Saal zurückzukehren, den Erzbischof zu ergreifen, von seinem bischöflichen Stuhle herunter zu reißen, und ohne weiteres todt zu schlagen; ein solches warnendes Beispiel würde jeden Andern abschrecken, ähnliche Foderungen an sie zu machen. Es fehlte wenig, so wäre dieser Rath befolgt worden. Zum Glück ward der Erzbischof noch bei Zeiten davon unterrichtet. Er ließ ihnen also sagen: sie möchten nur wieder zurückkommen, er glaube, ein Mittel gefunden zu haben, den ihnen drohenden Sturm vielleicht noch zu beschwören. Dieß tröstliche Wort bewog sie wieder, in den Saal zurück zu gehen, und nun gelang es dem Erzbischof, die so leidenschaftlich erregten Gemüther durch das Versprechen

zu beruhigen, unverzüglich nach Rom zu schreiben, dem Pabste dringende Vorstellungen wegen seiner Decrete zu machen, und um Milderung derselben zu bitten. Bis dahin möchten sie ihre Frauen bei sich behalten. Dieß ließen die Geistlichen sich gerne gefallen, und der Erzbischof war einer nicht kleinen Gefahr glücklich entgangen. Wirklich säumte auch Siegfried nicht, an den Pabst zu schreiben; aber auch Gregor zögerte nicht mit der Antwort, und diese war ein scharfer Verweis für den Erzbischof, und der erneuerte Befehl, die Decrete, was auch für den Augenblick daraus erfolgen möchte, ohne fernern Aufschub in Vollzug zu setzen. — Noch schlimmer wäre es beinahe dem frommen Bischofe Altman von Passau ergangen. Als dieser am St. Stephanstage die päbstlichen Verordnungen und die auf Nichtbefolgung derselben gesetzten Kirchenstrafen von der Kanzel ablas, gerieth auch hier die Geistlichkeit in eine solche Wuth gegen ihn, daß sein Leben bedrohet schien. Zum Glücke waren mehrere vornehme Laien anwesend; diese kamen dem Bischofe zu Hülfe, und retteten ihn aus den Händen der Wüthenden.

4. Auch in andern Ländern, besonders in der Lombardei und in Frankreich, fehlte es ebenfalls nicht an ähnlichen Scenen. Als zu Paris in einer zahlreichen Versammlung der Geistlichen aus dieser weitschichtigen Diöcese die päbstlichen, die Enthaltsamkeit des Clerus betreffenden, Verordnungen bekannt gemacht wurden, entstand, wie überall, auch hier ein schrecklicher Tumult; und da man die Rechtmäßigkeit und Gesetzlichkeit dieser Verordnungen auf das leidenschaftlichste bestritt, erhob sich endlich auch der, durch Reinheit und Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Abt Walther von Pontisare, um die Anwesenden

eines Bessern zu belehren, und die päbstlichen, auf uralten, von so vielen Concilien erneuerten, und von der ganzen christlichen Welt anerkannten Kirchensatzungen beruhenden Decrete zu rechtfertigen. Aber kaum hatte er angefangen zu sprechen, als von allen Seiten lästerndes Geschrei sich gegen ihn erhob. Man fiel über ihn her, mißhandelte den Mann Gottes auf das gröbste, riß ihn endlich zur Thür hinaus, und warf ihn in ein Gefängniß, aus welchem er bloß durch das Ansehen einiger französischen Großen, die sich für ihn verwendeten, wieder befreit ward. — Selbst den Erzbischof Johann von Rouen konnte seine hohe Würde gegen körperliche Mißhandlungen nicht schützen; nur durch schleunige Flucht aus der Kirche gelang es ihm noch, sein Leben zu retten.

5. Aber eben diese furchtbare Bewegung, dieser an förmliche Empörung grenzende Aufstand der Geistlichkeit in allen Ländern überzeugte den Papst nur noch mehr von dem bejammernswerthen Zustand der Kirche bei dem gänzlichen Verfall der Kirchenzucht und gerade in zwei ihrer wichtigsten Disciplinen. Daß er dadurch nur noch mehr angetrieben ward, den nun einmal begonnenen Kampf durchzukämpfen, und durch Beharrlichkeit und die Kraft seines Geistes jeden Widerstand zu besiegen: dieß ließ sich von der unerschütterlichen Festigkeit Gregors nicht anders erwarten. Aber ungemein ermunternd war es für ihn, daß aller Orten das Volk sich so bereitwillig seinen Verordnungen fügte, und nun froh, durch ein Gebot des Oberhauptes der Kirche dazu ermächtiget zu seyn, sogleich alle Gemeinschaft mit einer Klasse von Menschen abbrach, bei deren Anblick bisher sein Herz sich so oft schon empört hatte. Unstreitig konnte es auch für ein wahrhaft religiöses Gemüth keinen schneidendern, schmerzhaftern und tiefer beugenden Contrast geben, als: hier die Kirche, diese reine, keusche und

heilige Braut Jesu, und dieser Kirche gegenüber deren Diener, größtentheils Sclaven grober Sinnlichkeit, die, nachdem sie eine Nacht in den Armen ihrer Frauen oder Concubinen durchschwelgt haben, sich schon am andern Tag wieder erkühnen, und zwar nicht selten mit einer noch mit nächtlichen, wollüstigen Bildern erfüllten Phantasie vor den Altar zu treten, und jenes hochheilige, furchtbare Opfer (tremendum sacrificium) darzubringen, welches kaum Engel darzubringen rein genug sind! Wie lange wird ferner der beweibte Priester, in zeitlichen Sorgen für Weib und Kinder völlig eingewurzelt, noch für das Uebersinnliche und Göttliche empfänglich, und jenes höhern, geistigen Aufschwunges, und jener Selbstentäußerung und gänzlichen Selbstaufopferung fähig seyn, die sein hoher, heiliger Beruf von ihm fodert? Wird nicht, besonders wenn die Zahl der Kinder sich mehrt, nur gar zu oft Noth all sein Interesse, sein ganzes Daseyn verschlingen, und daher auch für ihn, wie leider für die meisten Menschen, blos das Irdische noch der einzige Zweck des Lebens seyn? — Zudem würde, da das überall so sehr überhand genommene Uebel schon so tief gewurzelt und so weit verzweigt war, und in jener Zeit das Lehnwesen gleichsam der allgemeine Typus für alle Verhältnisse des Socialzustandes geworden war, höchst wahrscheinlich auch, gleich den erblich gewordenen weltlichen Würden und Aemtern, ebenfalls Bisthümer, Abteien, Pfarreien, sammt allen üblichen geistlichen Beneficien erblich geworden, und auf diese Weise endlich auch selbst unter den christlichen Völkern eine ächt indische, und von demselben Bonzengeiste beseelte und bewegte Priesterkaste entstanden seyn. Einige dazu führende Schritte waren auch wirklich in Frankreich schon geschehen. Ein Erzbischof von Rouen hatte sich, wie wir schon an einem andern Ort, jedoch nur im Vorübergehen bemerkten,

förmlich und öffentlich vermählt, und mit einem Theile der Güter der Kirche, der er vorgesetzt war, seine Kinder versorgt. Endlich hatten auch Töchter verheiratheter Geistlichen von ihren Vätern schon öfters deren Pfarreien, oder andere kirchliche Aemter als Aussteuer erhalten. Wahrhaftig ein sauberes königliches Priesterthum! *)

6. Gregor fühlte wohl, daß, wenn seine in dem römischen Concilium gegen Simonie und unkeusches Leben der Geistlichen erlassenen Decrete in Deutschland mit dem nöthigen Nachdruck und jener Strenge, deren Nothwendigkeit vorauszusehen war, würden in Vollzug gesetzt werden, diese für die Kirche so wichtige Angelegenheit dann auch in andern Ländern auf mindern Widerstand und überhaupt auf weit weniger Hindernisse stoßen würde. Daß König Heinrich ihm auf alle Weise behülflich seyn würde, dieß konnte er mit Grund hoffen; denn dazu berechtigte ihn jenes von uns schon erwähnte, von dem Könige an den Pabst erlassene Schreiben, in welchem, wie man sich erinnern wird, beinahe in jeder Zeile ein ungemein wohlthuender Geist der Liebe und des Gehorsams athmet. Nach Deutschland ordnete demnach Gregor eine sehr glänzende, der Erhabenheit der kaiserlichen Würde wahr-

---

*) Da Herr Professor Luden den Cölibat der katholischen Geistlichkeit aus einem andern, zum Theil politischen Gesichtspunkt betrachtet, so muß ihm nothwendig auch Manches ganz anders erscheinen. Aber demungeachtet kann nicht geleugnet werden, daß seit der Zeit, da es noch mehr als nur Eine allgemeine christliche Kirche gibt, noch nie aus einer, unserer heiligen Kirche nicht angehörigen Feder so viel Wahres, Schönes und Gediegenes geflossen ist, als dieser ausgezeichnete und so bedeutende Gelehrte über diesen Gegenstand in seiner Geschichte sagt. (B. VIII. S. 566 und 67).

haft entsprechende Gesandtschaft. Die päbstlichen Legaten waren die vier Bischöfe von Ostia, Präneste, Como und Chur. Nichts beweißt mehr Gregors wohlwollende Gesinnungen gegen Heinrich, und die Zartheit und Schonung, mit welcher er den jungen, leicht aufzureizenden Monarchen zu behandeln dachte, als daß er dessen Mutter, die Kaiserin Agnes, ersuchte, sich an die Spitze der Gesandtschaft zu stellen, indem sie, durch ihre Gegenwart am königlichen Hoflager, alle Verhandlungen zwischen ihm und ihrem Sohne um Vieles erleichtern würde. Gerne unterzog sich die fromme Fürstin aus Liebe zum Pabste wie zu ihrem Sohne diesem, mit einer für sie höchst beschwerlichen Reise über die Alpen verbundenen Auftrage. — Die Gesandtschaft kam in Deutschland an, als Heinrich sich gerade in Nürnberg befand. Sogleich erfolgte an sie eine sehr freundliche Einladung von Seite des Königes. Aber nun hatte Pabst Alexander II. kurz vor seinem Tode fünf Räthe des Heinrichs, nämlich die Bischöfe von Regensburg, Constanz und Lausanne, und noch zwei Grafen, mit dem Banne belegt, und da Heinrich dennoch alle fünf, trotz der gegen sie geschleuderten Excommunication, in seinem Rathe beibehalten und an allen Geschäften hatte Theil nehmen lassen, so war er dadurch selbst in eine Kirchencensur verfallen. Die päbstlichen Gesandten erklärten demnach, daß sie nicht eher mit ihm in Unterhandlung treten könnten, als bis er die fünf Gebannten von seinem Hofe entlassen und sich selbst durch Uebernahme einer Buße von der Censur gelößt haben würde. Diese Foderung war dem König unerwartet. Ohne sich darüber zu erklären, ließ er die Gesandten noch einigemal einladen. Aber diese bestanden auf ihrer Weigerung, solange die von ihnen vorgeschriebene Bedingung nicht erfüllt seyn würde. Nun trat die Kaiserin Mutter in das Mittel, und vermochte so

viel über ihren Sohn, daß dieser die Gebannten entließ, worauf die Gesandten nach Nürnberg an das Hoflager kamen und dem Könige die Lossprechung ertheilten.

7. Von den zwischen dem König, dessen Mutter und den vier päbstlichen Gesandten gepflogenen Unterhandlungen ist nur Einiges, und wahrscheinlich nur das Wenigste uns bekannt. Man kann als gewiß annehmen, daß nicht blos Kirchliches, sondern auch Weltliches zur Sprache kam, welches letztere zu veröffentlichen bei der damaligen gespannten Lage Deutschlands höchst unklug gewesen wäre. Es lag nicht nur in den Grundsätzen Gregors, sondern es war auch der Ausführung seiner Reformpläne weit förderlicher, das königliche Ansehen in Deutschland noch mehr zu heben und zu befestigen, als das selbstsüchtige, aristokratische Streben der Fürsten zu begünstigen. Herzog Rudolph von Schwaben hatte schon einen Versuch gemacht, die Gesinnungen des Pabstes diesfalls zu erforschen, ward aber von dem, alle seine Reden stets mit Besonnenheit abwägenden Gregor mit leeren Worten abgespeist, konnte jedoch aus dem an ihn gerichteten Schreiben, wenn er dasselbe wohl überdachte, deutlich entnehmen, daß der Pabst mehr in dem Interesse des rechtmäßigen Königes, zu dem er auch seine besondere Neigung in eben diesem Schreiben gar nicht verbarg, als der gegen ihn empörten Vasallen handeln würde. Unstreitig haben demnach auch die päbstlichen Gesandten — und dieß unterliegt gar keinem Zweifel — den König von der günstigen Stimmung des Pabstes in Kenntniß gesetzt, und ihm sowohl in Ansehung seines Verhältnisses zu den deutschen Fürsten überhaupt, als auch vorzüglich in Beziehung auf die damals noch nicht beendigten sächsischen Händel, deren Aus-

gang immer noch ungewiß war, sehr frohe und befriedigende Aussichten eröffnet. Heinrich behandelte auch jetzt die Legaten mit zuvorkommender Freundlichkeit. Er versprach ihnen, Alles, was sie von ihm verlangt, zu thun; in vollkommener Harmonie mit dem Pabste, stets nach dessen Einsicht und Wunsche alle Angelegenheiten der deutschen Kirche zu ordnen, und zur Ausrottung der Simonie und nicolaitischen Häresie mit allem Ernste mitzuwirken. Die päbstlichen Legaten verlangten nun, zu Folge des vom Pabste erhaltenen Auftrages, ein Nationalconcilium in Deutschland zusammen zu berufen. Dazu zeigte sich der König sogleich ganz bereitwillig; da aber der Zweck dieses Conciliums, gegen simonistische Bischöfe mit Strenge zu verfahren, für Niemand ein Geheimniß seyn konnte, so geriethen nun alle Bischöfe, deren Bewußtseyn nicht rein war, in die heftigste Bewegung. Ganz unerwartet stellte sich an ihre Spitze der, übrigens in seinem ganzen Wandel völlig tadellose Erzbischof Liemar von Bremen. Er behauptete: der Erzbischof von Mainz und Er selbst, als Erzbischof von Hamburg und Bremen seyen päbstliche Legaten. Nur in eigener Person könne demnach der Pabst ein Concilium in Deutschland zusammen berufen, dabei den Vorsitz führen und es leiten; nicht aber andere Legaten, als blos die Erzbischöfe von Mainz und Bremen. Das Verlangen der päbstlichen Gesandten sey eine nicht zu gestattende Neuerung, ein offenbarer Eingriff in die Rechte der deutschen Kirche. Zwar suchten die Gesandten dem Erzbischofe von Bremen begreiflich zu machen, daß seine von dem Pabste Alexander erhaltene Vollmacht mit dem Tode desselben erloschen sey. Aber diese Erklärung ward nicht beachtet; und so wie in Mailand der, durch die gröbste Simonie notorisch befleckte Erzbischof Guido und dessen schlechte, größtentheils beweibte

Geistlichkeit unter dem Vorwande: der Kirche des heiligen Ambrosius ihre Freiheit zu erhalten, sich ihrem, dem römischen Stuhle schuldigen Gehorsam zu entziehen gesucht hatten, so wußten jetzt auch in Deutschland die mit Schuld beladenen Bischöfe unter dem Vorwand: die Rechte und Freiheiten der deutschen Kirche schützen und bewahren zu müssen, die Abhaltung eines, den dringendsten Bedürfnissen Deutschlands so sehr entsprechenden Conciliums zu vereiteln. — Als die Gesandten sahen, daß sie bei der Hartnäckigkeit Liemars und der andern Bischöfe durchaus ihren Zweck nicht erreichen könnten, suspendirten sie im Namen des Pabstes den Erzbischof Liemar von allen bischöflichen Verrichtungen, und geboten ihm, vor dem in Rom auf den St. Andreastag ausgeschriebenen Concilium zu erscheinen und dort von seinem Benehmen Rechenschaft zu geben. Wirklich war auch Liemar um so straffälliger, da er, als er das Pallium in Rom erhalten, dem römischen Stuhle Treue und Gehorsam geschworen hatte. — Nothwendig mußte nun auch auf den König der Verdacht fallen, als sey ihm die Abhaltung eines Conciliums, trotz seiner anfänglich gezeigten Bereitwilligkeit, nicht sehr genehm, denn da Liemar von Bremen einer der eifrigsten Anhänger Heinrichs war und stets fest zu dem König hielt; so möchte man wohl vermuthen, daß er nicht ohne Wissen und Einwilligung des Königs gegen das von den Legaten verlangte Concilium so heftigen Einspruch erhoben haben würde. Zudem hatte der König jetzt, da er im vollkommensten Einklang mit dem Pabste gehandelt haben würde, Macht genug, die Zusammenberufung des Conciliums mit Gewalt durchzusetzen; dem vereinten päbstlichen und königlichen Ansehen würden die Bischöfe sich zu widersetzen gewiß nicht gewagt haben. Wie es scheint, entging dieses nicht der Aufmerksamkeit der Kaiserin

Mutter. Aber alle Vorstellungen, die sie ihrem Sohne machte, waren fruchtlos. Indessen theilten doch nicht die päbstlichen Gesandten einen solchen Verdacht. Im Gegentheil waren sie, wie es sich aus dem bald darauf an Heinrich erlassenen päbstlichen Schreiben ergibt, mit dem Betragen des Königs vollkommen zufrieden. — Reich beschenkt verließen sie endlich Deutschland mit einem Briefe des Königs an den Pabst, worin Heinrich denselben auf das neue seiner Unterwürfigkeit und seines Gehorsams in allen kirchlichen Angelegenheiten versicherte, dabei auch aufrichtig gestand, daß der Bischof von Bamberg durch Geld zu seinem Bisthum gelangt, er jedoch, Heinrich, daran ganz unschuldig, und bei dieser Gelegenheit wieder hintergangen und getäuscht worden sey. — Mit den zurückkehrenden Gesandten kehrte auch die Kaiserin wieder nach Rom zurück, aber nichts weniger als vollkommen zufrieden mit dem Erfolg ihrer Sendung.

8. Ungleich mehr war Gregor, dessen stets von Weisheit geleiteter, und mit dem festesten Vertrauen auf Gott verbundener Eifer sich auch mit Wenigem, wenn es nur erreicht ward, begnügte, mit dem Resultat der mit König Heinrich gepflogenen Unterhandlungen zufrieden. Er bestätigte zwar die Suspension des Erzbischofes von Bremen, erließ an denselben ein Schreiben voll der härtesten, aber wohl verdienten Vorwürfe, und wiederholte den Befehl an denselben, vor dem angekündigten Concilium in Rom zu erscheinen. Auch wegen des Bischofes Hermann von Bamberg, den der König ihm selbst als einen Simonisten bezeichnet hatte, foderte er ebenfalls von den Erzbischöfen von Mainz und Cöln nähere Berichte, die nun auch schon wenige Monate darauf die wirkliche Absetzung dieses Bischofes zur Folge hatten.

Aber an den König schrieb er nach einander zwei Briefe, in denen er seine volle Zufriedenheit mit dem, was geschehen war, ausdrückte. Beide Schreiben verbreiten ein ungemein freundliches und wohlthuendes Licht auf Gregors Charakter und die Schönheit seiner Seele. Er läßt Heinrich und nun auch uns einen Blick in die tiefsten und verborgensten Falten seines Herzens thun. Wahrhaftig, nirgends auch nur die mindeste Spur von Härte, Priesterstolz, Herrschsucht und allem dem, dessen seine Feinde ihn von jeher beschuldigten. Nur hohe Einfalt, warmes Leben, Innigkeit der Empfindung und väterliche zarte Besorgniß für das Heil des Königs, wie für dessen zeitliches Wohl athmen in beiden Briefen. Der Pabst begrüßt den König als seinen geliebtesten Sohn und ertheilt ihm die Fülle apostolischen Segens. Er bezeuget ihm: „daß es seinem Herzen zu ganz besonderm Vergnügen gereicht habe, als er nicht nur von Heinrichs Mutter, der Kaiserin Agnes, sondern auch von seinen eigenen Legaten vernommen, mit welchem Wohlwollen Heinrich sie empfangen, auch schon Verschiedenes sehr lobenswerth zum Besten der Kirche geordnet, und endlich versprochen habe, die beiden, die Kirche so sehr drückenden Uebel, nämlich die Simonie und das so sehr überhand genommene unkeusche Leben der Geistlichkeit bis auf die Wurzel auszurotten. Selbst die beiden Markgräfinnen Beatrix und deren erlauchte Tochter Mathilde hätten des Königs treue Anhänglichkeit an den römischen Stuhl bezeuget. Gregor versichert Heinrich, daß er täglich bei Darbringung des heiligen Opfers Seiner in Liebe gedenke, und über den Gräbern der heiligen Apostel zu Gott flehe, Er möchte ihn in diesen Gesinnungen erhalten, ihn stärken und kräftigen, daß er zur Förderung der Sache Gottes darin immer noch zunehme. Der Pabst bittet den jungen Monarchen, ja in der

Wahl seiner Räthe vorsichtig zu seyn, nicht Solchen sein Vertrauen zu schenken, die blos nach ihrem eigenen vermeintlichen Interesse strebten, nicht aber auf das ihres Königs bedacht wären. Er warnt ihn vor Denen, die, ihres eigenen Vortheils wegen, zwischen ihnen Beiden nur den Samen der Uneinigkeit und der Feindschaft zu streuen suchten, die nur damit umgingen, ihre in der Hölle geflochtenen Netze auszuspannen, theils um unerlaubten Gewinn damit zu fangen, theils auch, um ihre Laster damit zu bedecken: Laster, die endlich nothwendig den Zorn Gottes über ihre mit Schuld beladenen Häupter herbeiführen würden. Nur mit solchen Menschen, bittet er Heinrich, sich zu umgeben, die ihren Privatnutzen stets der Gerechtigkeit aufzuopfern bereit wären." — Wahrhaft glühend vor Liebe, und weil Worte seinem Herzen nicht mehr genügten, suchte nun Gregor jeden Ausdruck dadurch zu erschöpfen, daß er dem Könige sagt: „Er habe keinen sehnlichern Wunsch, als daß Gott ihn in seine, des Pabstes, Seele möchte blicken lassen, weil er alsdann überzeugt wäre, daß es niemanden gelingen würde, sie beide von einander zu trennen, ihn, den König, von seinem Herzen loszureißen. Er hoffe nun auch von der göttlichen Barmherzigkeit, daß es Gott noch werde offenbar werden lassen, wie sehr und mit welcher Innigkeit er den König liebe; denn zu dieser Liebe treibe ihn das Gebot Christi; es treibe ihn dazu die Hoheit der kaiserlichen Würde, wie jene des apostolischen Stuhles; und er habe die Ueberzeugung, daß, wenn er den König nicht so liebte, wie er ihn lieben sollte, er auch weder auf die Erbarmungen Gottes, noch auf das Verdienst und den Beistand des heiligen Petrus sich würde verlassen dürfen." — In dem zweiten dieser Briefe geht Gregor in seinem Vertrauen zu dem König gar so weit, daß er ihm von seiner Absicht kein

Geheimniß mehr macht, nämlich an der Spitze eines Heeres nach Asien zu ziehen, die dort so sehr gedrückten Christen von dem Joch der Türken zu befreien, das Grab des Erlösers für die Christenheit zu gewinnen, und die, von der allgemeinen Kirche getrennte morgenländische Kirche wieder mit derselben zu vereinigen. In diesem Falle, sagt der Pabst, sey er gesonnen, die römische Kirche Heinrichs Händen zu übergeben, daß er über derselben, wie über seiner heiligen Mutter, wachen, sie schützen und ihre Ehre vertheidigen möge. — Wie unbegreiflich war nicht Heinrichs Verblendung, daß er nicht einmal sein zeitliches Interesse verstand, nicht einsah, wie mächtig ihn eine enge Verbindung mit dem Pabste gemacht, wie sehr sie sein königliches Ansehen gehoben und befestiget, und er noch weit mehr erreicht haben würde, als selbst sein großer Vater, Heinrich III., zu erstreben nicht vermocht hätte.

9. Auch die Kaiserin Agnes, die über den noch so mangelhaften Erfolg ihrer Sendung bei dem Pabste geklagt hatte, suchte Gregor ebenfalls in einem ungemein gemüthlichen Briefe darüber zu trösten. Zuerst dankt er ihr, daß sie die Reise unternommen und dieses Opfer ihm gebracht habe. „Sie selbst," sagt er hierauf, „sey zwar mit dem, was sie erreicht, nicht zufrieden. Aber in den Augen Gottes habe schon der redliche Wille und die Reinheit in der Absicht menschlicher Bestrebungen einen Werth, wenn auch selbst das dadurch Bezweckte nicht wäre erreicht worden. Mit der größten Anstrengung habe sie für den Frieden und die Eintracht der Kirche gearbeitet und aus allen Kräften sich bemühet, den Altar und Thron, wie Kirche und Staat, durch das engste Band der Liebe mit einander zu vereinigen. Auch seyen ja ihre Bemühungen nicht fruchtlos gewesen;

sie habe den König mit der Kirche wieder ausgesöhnt; und Er habe das feste Vertrauen zu der göttlichen Barmherzigkeit, daß Ihr einst noch die Freude werde zu Theil werden, zu sehen, wie Gottes Erbarmungen sich auf ihren Sohn herabsenken und ihn immer noch mehr kräftigen und stärken würden.

10. Daß er seine Decrete gegen die Unenthaltsamkeit des Clerus, weil auf uralten und seit den Zeiten Leo's IX. beinahe jedes Jahr erneuerten Kirchensatzungen beruhend, in allen Ländern durchsetzen werde, daran zweifelte Gregor keinen Augenblick. Weit schwerer schien ihm der Kampf gegen die Simonie. Um dieses, die Kirche und deren Heiligstes zerstörende Grundübel auszurotten, mußte es an seiner Wurzel, nämlich der Investitur, abgeschnitten werden. So lange diese bestand, war es nicht zu hoffen, daß wahrhaft apostolische Männer die bischöflichen Stühle zieren, sondern diese blos von Geschöpfen der Höfe und der launigen Willkühr der Monarchen besetzt seyn würden. So lange den Fürsten das Investiturrecht blieb, wäre es auch fruchtlos gewesen, den Kirchen die freie Wahl wieder zurückzugeben; denn es hing alsdann doch immer von dem Könige ab, den Gewählten zu investiren oder nicht, mithin die getroffene Wahl wieder zu vernichten. — Im Jahre 1075 berief demnach im Anfange der Fasten Gregor ein Concilium von fünfzig Bischöfen, vielen Aebten und Priestern zusammen, und auf diesem wurden folgende Beschlüsse genommen: Jeder, der in Zukunft ein Bisthum oder eine Abtei aus der Hand eines Laien annehmen wird, soll nicht als Bischof oder Abt betrachtet, von Niemand ihm Gehorsam geleistet, auch die Gnade des heiligen Petrus und der Eingang in die Kirche so lange ihm verweigert werden, bis er die Stelle, die er durch

das Laster des Ehrgeizes oder auch durch seinen Ungehorsam erhalten hat, wieder verläßt. Dasselbe Verbot erstreckt sich auch auf die niedern geistlichen Würden. Wenn weltliche Fürsten, Kaiser, Könige, Herzoge, Markgrafen, Grafen oder andere weltliche Großen sich noch ferner anmaßen sollten, Bisthümer und Abteien durch Investitur zu vergeben, so verfallen sie in dieselbe Strafe, sie sollen mit dem Banne belegt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. — Um diese Beschlüsse in Deutschland bekannt zu machen, ward der Bischof von Chur in der Eigenschaft eines päbstlichen Legaten dahin gesandt.

11. Als der Abfall der Sachsen, die offenbare Verrätherei mehrerer deutschen Fürsten, und die Ungewißheit der Zukunft Heinrich IV. ängstigten, benahm er sich als ein, dem Pabste in allen kirchlichen Angelegenheiten gehorsamer Sohn. Aber gegen das Ende des Jahres 1075 hatte sich Heinrichs Stellung ganz ungemein zu seinem Vortheil verändert. Die Sachsen waren besiegt, gedemüthigt und völlig erdrückt; die aufrührischen Fürsten lagen, um Gnade flehend, zu seinen Füßen, und mehr als je schien sein Thron wieder befestigt. Aber mit dem ersten Sonnenschein seines wiederkehrenden Glückes hatten sich auch seine Gesinnungen gegen den Pabst geändert. Er war jetzt nicht mehr Gregors folgsamer Schüler. In dem berauschenden Gefühle seiner nun wieder erlangten Macht glaubte er weder des Pabstes, noch dessen Lehren mehr zu bedürfen. Kalt war daher auch der Empfang des päbstlichen Legaten, und die ihm von demselben überreichten Beschlüsse hielt er keiner weitern Beachtung werth. Gregor fühlte jedoch selbst, daß seine, gegen die Investitur erlassenen Beschlüsse die vermeintlichen, blos auf altem, zum Herkommen gewordenen Mißbrauch beruhenden Befugnisse der

Könige nicht wenig verletzten; und den Frieden liebend, so lange nicht höhere Pflicht ihm ihn zu brechen gebot, schrieb er diesfalls an Heinrich: die erlassenen Verordnungen seyen zwar zur Rettung der mit ihrem Untergange bedroheten Kirche durchaus nöthig, auch enthielten sie ihrem Wesen nach nichts Neues, sollten blos die uralte kirchliche Ordnung wieder herstellen. Indessen wollte er doch gerne einige Milderungen eintreten lassen, wenn der König ihm weise und fromme Männer senden wollte, mit denen er sich dann berathen könnte, ob und wie er das Beschlossene mit gutem Gewissen mildern könnte. Aber Heiurich wollte sich in nichts mehr einlassen, betrachtete nun schon die römische Kirche, wie Gregor selbst nachher sich ausdrückte, als seine Magd, nahm die fünf gebannten und im vorigen Jahre von ihm entlassenen Räthe wieder an seinen Hof, gestattete ihnen Theilnahme an allen Geschäften, fuhr auch fort, nach wie vor zu investiren, und zwar auf eine Art, die sonnenklar bewies, daß das Wohl der Kirche und die Heiligkeit des bischöflichen Amtes sehr tief bei ihm im Hintergrunde stünden, und er bei Besetzung der bischöflichen Stühle nicht unheilige, sondern selbst strafbare Zwecke verfolgte. Nach dem Tode des Erzbischofes Hanno von Köln drang er dieser Kirche, trotz allem Widerspruch, einen Kanonikus von Goslar auf, der durchaus kein Verdienst hatte, als daß der König in ihm ein, zu allen seinen Plänen und Launen stets bereitwilliges Werkzeug erblickte. Eben so verfuhr er auch mit den Kirchen von Bamberg und Paderborn; kurz alle Rücksichten auf den Pabst wie auf die Rechte und gegründetsten Foderungen der Kirche wurden jetzt von Heinrich völlig bei Seite gesetzt. Er hatte dem Pabst versprochen, sich nicht weiter in die Angelegenheiten der mailändischen Kirche zu mischen, ja, wie

der Leser sich erinnern wird, den Pabst sogar gebeten, dieselben ganz nach seiner Weisheit zu ordnen. Demungeachtet ließ er durch einen Theil des mailändischen Adels den Priester Thedald, der doch dem Gottfried schon Treue geschworen hatte, zum Erzbischofe wählen, und ertheilte ihm die Investitur, obgleich der rechtmäßig gewählte und daher auch allein von dem Pabste anerkannte Atto noch lebte, sogar auch Gottfried, der Aftererzbischof, doch vorher blos auf Heinrichs Befehl von den longobardischen Bischöfen war geweihet worden. Da Herlembald in diesem Jahre in einem Gefechte gefallen war, so schickte jetzt Heinrich nach Mailand den excommunicirten Grafen Eberhard — einen der fünf gebannten Räthe — der den Bund der Patariner, die doch bisher blos im Interesse der gerechten Sache und von den Päbsten begünstiget, gehandelt und gestritten hatten, völlig zerstörte und alle Glieder desselben als öffentliche Reichsfeinde erklärte; kurz, Heinrich nahm hier eine gegen den Pabst offenbar feindliche Stellung an, besetzte auch gleich darauf die Bisthümer Fermo und Spoletto, ohne vorhergegangene Wahl und ohne sich mit dem Pabste darüber zu verständigen, ganz nach Laune und Willkühr mit ganz fremden Geistlichen. — Während nun Heinrich von einer Unbesonnenheit zur andern sich hinreißen ließ, schrieb Gregor öfters an ihn, ließ es an Bitten und Ermahnungen, selbst an Drohungen nicht fehlen. Von der frühern väterlichen Zärtlichkeit und Milde stieg nun der Pabst zu immer höhern Stufen von Ernst und Strenge hinauf. Da aber auch dieses nichts fruchtete, sah sich Gregor endlich gezwungen, entscheidende Maßregeln zu ergreifen; und ehe Heinrich sich es versah, erschienen an seinem Hofe zu Goslar päbstliche Legaten, welche dem Könige im Namen des Pabstes geboten: „am 22. Februar

(1076) in Rom vor einer Synode zu erscheinen und sich von den Verbrechen, deren er sich gegen die Kirche schuldig gemacht, zu reinigen. Leiste er diesem Gebote nicht Folge, so würde er an demselben Tage mit dem Banne belegt und aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden." — — Noch wäre nichts leichter, als eine beiderseitige Annäherung gewesen; dazu hätte es nur eines freundlichen Wortes von Seite Heinrichs bedurft. Aber dieses Wort auszusprechen, sträubte sich des Königs auf das äußerste beleidigter Stolz. In leidenschaftlichem Zorne entflammt, betrachtete er die, an ihn ergangene Vorladung als eine förmliche Kriegserklärung, wieß die Legaten mit Schmach von seinem Hofe fort und begann nun jenen, für ihn so verhängnißvollen Kampf, der die Kirche auf das schrecklichste verwirrte, grenzenloses Elend über Deutschland herbeiführte, und ihn selbst in ein Labyrinth von Täuschungen und Unfällen verwickelte, aus welchem er am Ende nur durch den Tod einen Ausgang fand.

Literarische Anzeigen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Zum Drucke wird vorbereitet und erscheint im Laufe des nächsten Jahres:

Roberti Bellarmini,

e Soc. Jesu, S. R. E. Cardinalis,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

DISPUTATIONES

DE

CONTROVERSIIS CHRISTIANAE FIDEI

ADVERSUS

HUJUS TEMPORIS HAERETICOS.

Zwölf Bände gr. 8.

Die Controversen des grossen Cardinals Bellarmin gegen Luther, Calvin und ihre Schüler sind bekanntlich immer noch Hauptquelle für das Studium der Dogmatik und ein tieferes Eindringen in die zwischen dem Katholicismus und Protestantismus bestehenden Gegensätze, die auch in den besten Compendien nicht erschöpfend behandelt werden können. Wir glauben darum allen Freunden der wissenschaftlichen Theologie durch diese neue Handausgabe, für welche wir Herrn Professor *Sausen* gewonnen haben, einen Dienst zu erweisen, und laden durch diese vorläufige Anzeige zu reger Theilnahme ein. Die Ausstattung wird geschmackvoll und der Preis trotz der enormen Kosten billig gestellt werden.

D. Knode

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold <<zu>>, / Kerz, Friedrich <<von>>, / Brischar, Johann Nepomuk,

Geschichte der Religion Jesu Christi

Bd.: 36

Hamburg 1841

H.eccl. 1119-36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10027834-2